



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

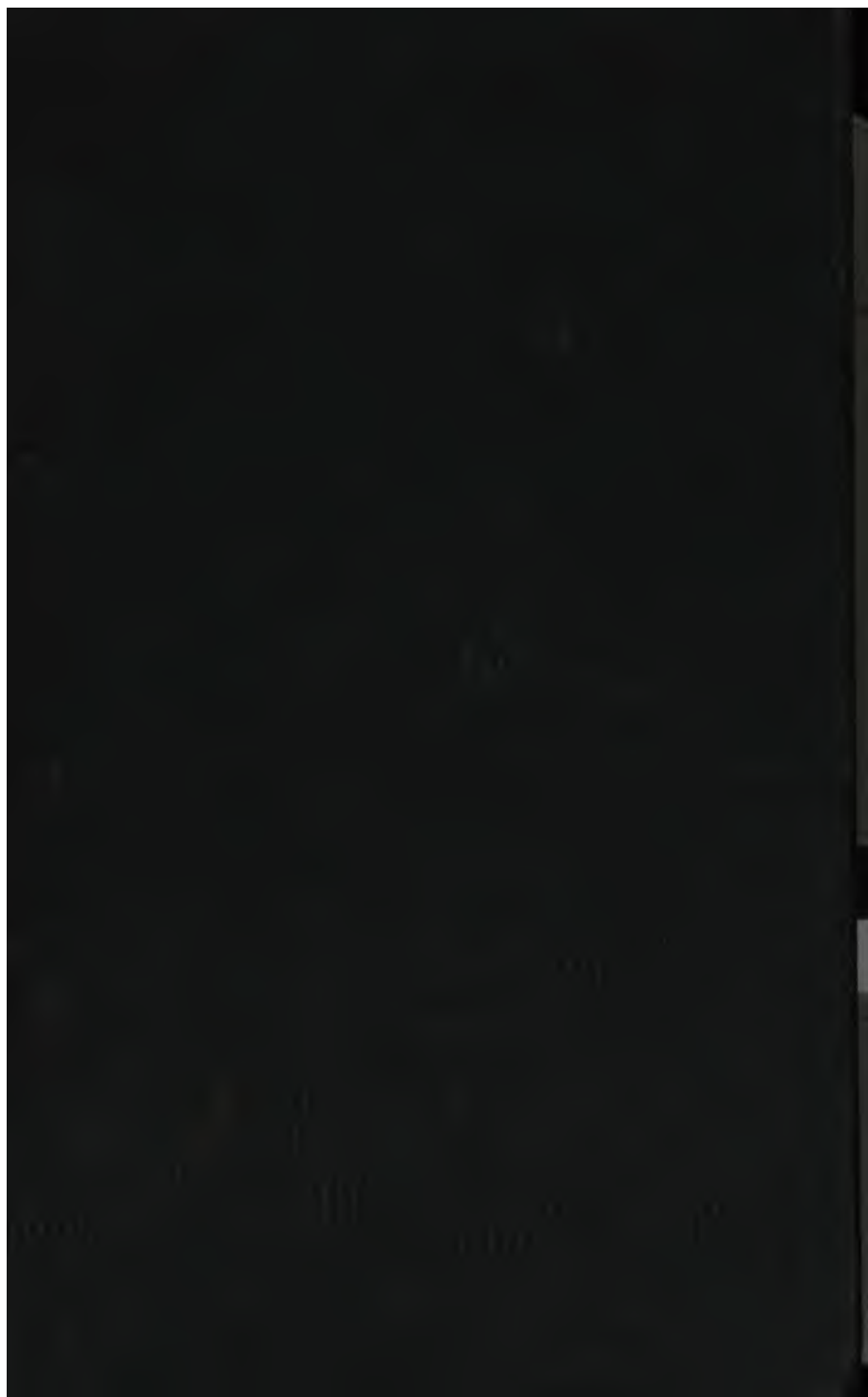
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

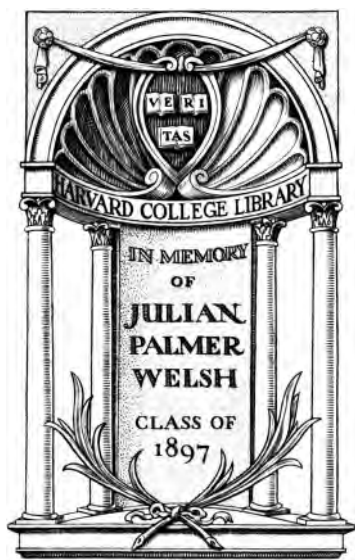
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

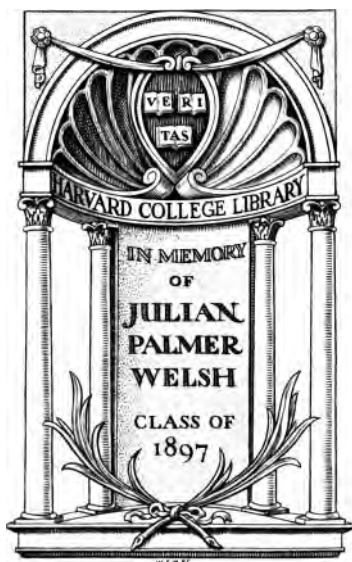
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



432.30.15



32.30.15



JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GOTHEIN.

I.
LEBEN.

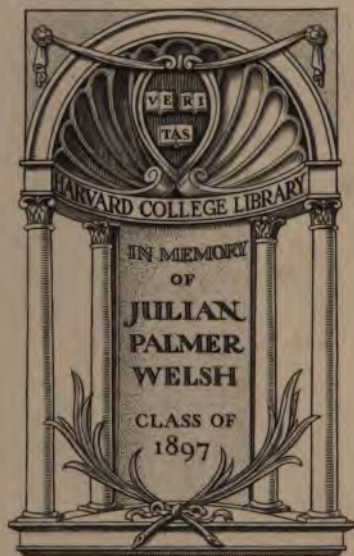
—

MIT PORTRAIT.

—————

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1897.

18432.30.15





JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

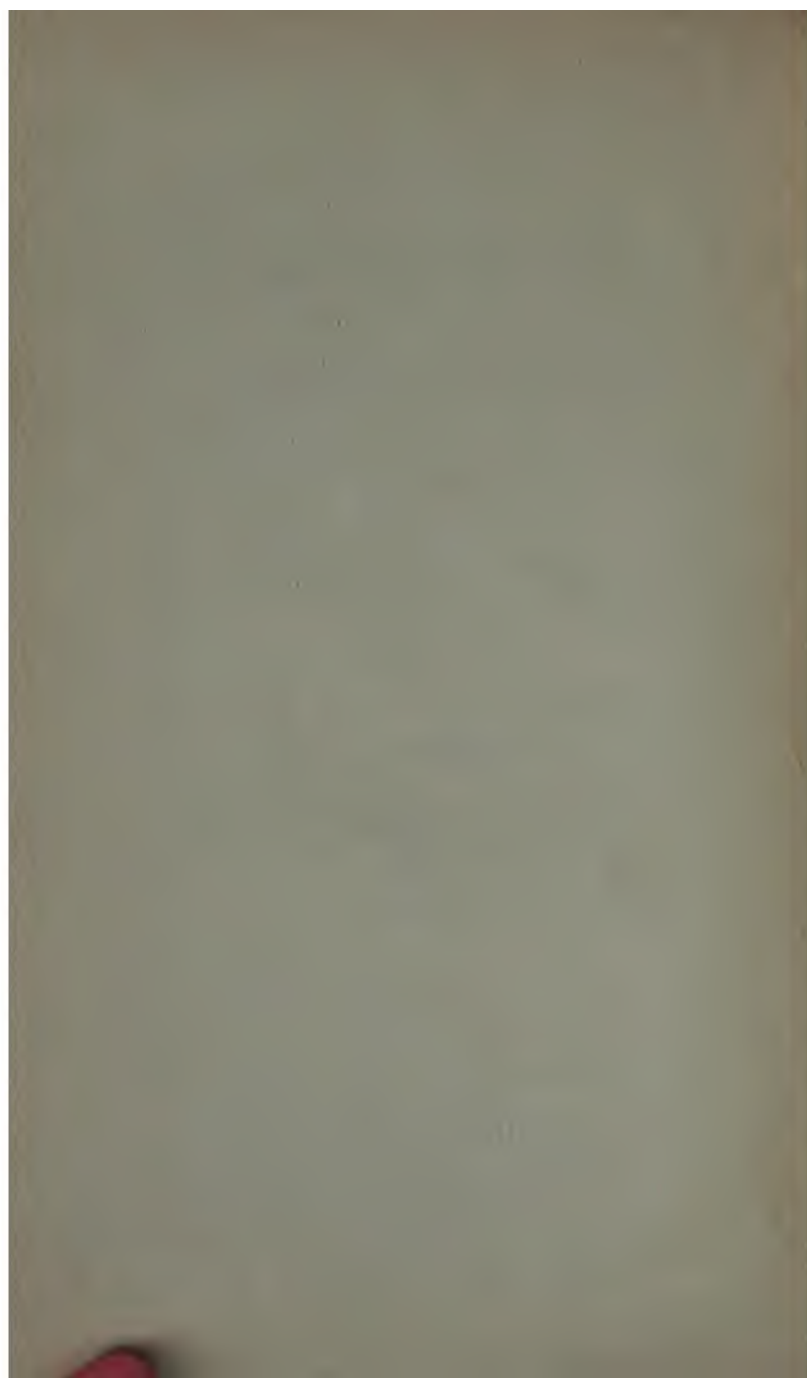
VON

MARIE GOTHEIN.

I.
LEBEN.

— — —
MIT PORTRAIT.

— — — — —
HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1897.







by J. O. P. G. 23 Jan 1821. 3. 11. 1821

JOHN KRATS

LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GÖTHEIN

I.

LEBEN

HALLE a.S.

VERLAG DER BUCHH. VON GUTH

1900



JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GOTHEIN

I.
LEBEN



HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1897

18432.30.15

✓



^

Walsby fund
(2 vols)

27-26
15

DEM GEDÄCHTNIS

VON

ANNA WENDT

Zeittafel.

1795. 31. Oktober. John Keats geb. London, 24 Finsbury Pavement.
1797. 28. Februar. George Keats geb. († 1842).
1799. 18. November. Tom Keats geb. († 1818).
1803. 3. Juni. Frances Mary (Fanny) Keats geb. († als Mrs. Llanos 1889).
- 1803(?)—1810. Schulzeit in Enfield.
1804. 16. April. Tod des Vaters durch einen Sturz vom Pferde.
1805. Keats' Mutter heiratet William Rawlings.
1810. Februar. Mrs. Keats (Mutter) stirbt an der Schwindsucht.
- Juli. Mr. Abbey wird Vormund der Kinder.
- Ende. Eintritt als Lehrling bei dem Chirurgen Mr. Hammond in Edmonton.
1813. Herbst. Liest Spensers „Faery Queene“ — „Imitation of Spenser“.
1814. Sommer. Bruch mit Hammond. Übersiedelung als Student der Medizin nach London, 8 Dean Street, Borough. — „On Death“. — Sonette „To Byron“, „To Chatterton“ (?).
- Dezember. Grossmutter Jennings †.
1815. 2. Februar. Sonett „Written on the day that Mr. Leigh Hunt left Prison“. — „To Hope“. — „Ode to Apollo“. — „Hymn to Apollo“.
- Frühjahr. Clarke kommt nach London. — Sonett „On first looking into Chapman's Homer“.
- Sommer. Keats zieht nach St. Thomas' Street. — George verlässt die Schule und kommt nach London. — Bekannt mit Miss Georgiana Wylie, Mr. Haslam, Mr. Severn.
- November. Epistel „To G. F. Mathew“.
1816. 14. Februar. „To ****“ („Hadst thou liv'd in days of old“).
- Frühjahr. Hunt's „Story of Rimini“ erscheint.
- 3. März. Assistent in Guy's Hospital.
- 5. Mai. Sonett „O Solitude!“ im Examiner veröffentlicht.
- Juni. Sonett „To one who has been long in city pent“.
- 29. Juni. „To a Friend who sent me some Roses“.
- Sommer. Sonett „How many bards gild the lapses of time!“ — Einführung bei Leigh Hunt. — „I stood tip-toe upon a little hill“ begonnen. — Sonett „Oh! how I love, on a fair summer's eve“. — „Stanzas to Miss Wylie“. — „To Some Ladies“. — „On receiving a curious Shell“. — Sonett „Had I a man's fair form“. — „To a Young Lady who sent me a Laurel Crown“. — (?) „To Woman“.
- 25. Juli. Erwirbt sich den medizinischen Lizentiaten-Grad.

1816. August—September. Margate.
- August. Sonett „To my Brother George“. — Epistel „To my Brother George“.
 - September. Epistel „To Charles Cowden Clarke“.
 - Herbst. Sonett „Keen, filful gusts are whisp'ring here and there“. — Sonett „On leaving some Friends at an early Hour“. — Sonett „Happy is England!“
 - 31. Oktober. Mündig. — Aufgeben des medizinischen Berufs.
 - Winter. Keats zieht mit den Brüdern nach 76 Cheapside. — „Induction“. — „Calidore“. — Sonett „To Spenser“ (?). — Bekanntschaft mit John Hamilton Reynolds bei Hunt. — Sonett „As from the darkening gloom“.
 - November. Bekanntschaft mit Haydon durch Clarke.
 - 18. November. Sonett „To my Brothers“.
 - 20. November. Sonett an Haydon: „Great spirits now on earth“.
 - November. Sonett an Haydon: „Highmindedness, a jealousy for good“.
 - Dezember. Sonett „To G. A. W.“ — Sonett „To Kosciusko“.
 - 1. Dezember. Hunts Aufsatz „Young Poets“.
 - 17. Dezember. „I stood tip-toe“ vollendet.
 - 24. Dezember. Sonett: „Written in Disgust of Vulgar Superstition“.
 - 30. Dezember. „On the Grasshopper and Cricket“.
 - Ende Dezember auf 1817 Anfang. „Sleep and Poetry“.
1817. 31. Januar. „After dark vapors have oppress'd our plains“.
- Februar. Sonett „Written on a Blank Space at the end of Chaucer's Tale of the Floure and the Lefe“.
 - Erstes Frühjahr. Bekanntschaft mit Shelley.
 - 9. März. Sonett „To Haydon“ veröffentlicht. — Sonette 1 und 2 „On seeing the Elgin Marbles“.
 - März. Widmung an Leigh Hunt und Herausgabe des ersten Bandes der Gedichte.
- Vielleicht fallen in diese Zeit vier undatierte Fragmente:
1. „Where 's the Poet?“,
 2. „Modern Love“,
 3. „The Castle Bullder“,
 4. „Welcome joy“,
- sowie die Gedichte:
1. Faery Songs: a) „Shed no tear“,
b) „Ah! wo is me!“,
 2. Song: a) „Spirit here that reignest“,
b) „In a drear-nighted December“,
 3. „Spenserian Stanza“,
 4. „Sonnet to Sleep“,
 5. „Sonnet to George Keats“.
- 21. April—17. Mai. Aufenthalt in Margate mit Tom.
 - Ende April. Endymion begonnen.
 - 18. Mai bis Ende. Aufenthalt in Canterbury.
 - Anfang Juni—Ende August. Mit den Brüdern in Hampstead Well Walk.
 - 1., 6., 13. Juni. Besprechung der Gedichte durch Leigh Hunt im Examiner.

1817. Im Sommer. „Think not of It“. — „Unfelt, unheard, unseen“. — Bekanntschaft mit Benjamin Bailey.
- September. In Oxford bei Bailey drittes Buch des Endymion beendet.
- Anfang Oktober. Nach Hampstead zurück.
- Oktober. Beginn der Freundschaft mit Dilke und Brown. — Erster Artikel über die „Cockney School“ in Blackwood's Magazine.
- 28. November. Endymion beendet.
- November. Sonett „When I have fears“.
- 21. Dezember. Theaterkritik im Champion: Kean als Shaksperedarsteller.
- 23. Dezember. Theaterkritik: Kean als Richard III.
1818. Anfang Januar. Sonnet to Homer: „Standing aloof“.
- 4. Januar. Theaterkritiken: The Chieftain's Daughter. — Don Giovanni.
- 19. Januar. Erstes Buch des Endymion zur Druckerei.
- 22. Januar. Sonett „O golden tongued Romance, with serene lute!“
- 28. Januar. „Lines on seeing a Lock of Milton's Hair“.
- 31. Januar. „O blush not so! O blush not so!“ — „Hence Burgundy, Claret, and Port“.
- Februar. „Robin Hood“. — „Lines on the mermaid Tavern“.
- 4. Februar. Sonett „To the Nile“.
- 19. Februar. What the Thrush said: „O thou whose face hath felt the Winter's wind“.
- Februar. Sonette „Blue! 'Tis the life of heaven“. „O that a week could be an age“. (Beide an Reynolds.)
- Januar—Februar. Dreimal in Devonshire bei den Brüdern auf kurzen Besuchen.
- März—Mitte Mai. In Teignmouth.
- März. Sonett „Four Seasons fill the measure of the year“. — „Some Doggerel“. — „Where be ye going, you Devon Maid?“
- 19. März. Erste, verworfene Vorrede zum Endymion.
- 23. März. „Over the Hill and over the Dale“.
- 25. März. „Epistle to John Hamilton Reynolds“.
- 10. April. Zweite Vorrede zum Endymion.
- Ende April. Plan und Beginn von „Isabella; or, The Pot of Basil“.
- 1. Mai. „Ode to Maia written on May Day 1818“ (Fragment).
- Mai. Endymion veröffentlicht.
- Ende Mai. In Hampstead. Isabella vollendet.
- Juni (?). „Hush, hush! tread softly!“
- Juni (?). 'Extracts from an Opera':
 „O! were I one of the Olympian twelve“,
 „Daisy's Song“,
 „Folly's Song“,
 Song: „The stranger lighted from his steed“,
 „Asleep! O sleep a little while, white pearl!“
- Juni (?). Sonett: „Time's sea hath been five years at its slow ebb“.
- Juni (ungefähr). Plan zum Hyperion.
- Ende Juni. Hochzeit von George Keats und Georgiana Wylie.
- 22. Juni. Abreise zur schottischen Tour.
- 27. Juni. Abreise der Geschwister nach Amerika.

1818. Vom 27. Juni ab Liverpool zu Fuss nach den Seen Windermere und Ambleside. In Rydal Mount vergeblicher Besuch bei Wordsworth. Helvellyn, Keswick, Carlisle. In Schottland: Dumfries an der Südküste bis Portpatrick. Abstecher nach Irland. Entlang der Westküste bis Ayr. Von Glasgow über Dumbarton nach Inverary. Dann über Loch Awe nach Oban, durch die Insel Mull nach Staffa. Von Oban über den Ben Nevis nach Inverness. Abfahrt von Cromarty nach London 8. oder 9. August. Ankunft in London 18. August.
- 27. Juni. Akrostichon: „Georgiana Augusta Keats“.
 - 1. Juli. Sonett: „On visiting the Tomb of Burns“.
 - 2. Juli. „Meg Merrilies“. — „A Song about Myself“.
 - 10. und 11. Juli. Sonett: „To Ailsa Rock“.
 - 12. Juli. Sonett: „Written in the Cottage where Burns was born“.
 - 15. Juli (etwa). „Lines written in the Highlands after a Visit to Burns' Country“.
 - 17. Juli. „The Gadfly“.
 - 18. Juli. Sonett: „On hearing the Bag-pipe and seeing 'The Stranger' played at Inverary“.
 - 26. Juli. „Staffa“.
 - 1. August (etwa). Sonett: „Written upon the Top of Ben Nevis“.
 - 18. August. In Hampstead. — Blackwood-Artikel gegen Keats.
 - September. „Translation from a Sonnet of Ronsard“. — Beginn des Hyperion.
 - Letzte Septemberwoche. Rezension des Endymion in The Quarterly Review.
 - 6. Oktober. Keats and the Quarterly Review by J. H. Reynolds.
 - 8. Oktober. Keats and the Quarterly Review by J. S. (John Scott).
 - 29. Oktober. „A Prophecy: to George Keats in America“.
 - November oder Dezember. Erste Begegnung mit Fanny Brawne.
 - 1. Dezember. Tod von Thomas Keats.
 - Dezember. Übersiedelung zu Brown nach Wentworth Place.
 - Dezember (?). „Fancy“. — Ode: „Bards of Passion and of Mirth“.
 - Ende Dezember (?). Spenserian Stanza: „In after-time, a sage of mickle lore“.
1819. Januar. In Chichester und Bedhampton. — „The Eve of St. Agnes“. — „The Eve of St. Mark“.
- Ende Januar (?). Verlöbniß mit Fanny Brawne.
 - Februar. „Ode to Fanny“.
 - März. „Ode on Indolence“. — Sonett: „Why did I laugh to-night?“
 - April. „A Dream, after reading Dante's Episode of Paolo and Francesca“.
 - 15. April. „When they were come into the Faery's Court“, Extempore in einem Brief an George und Georgiana Keats. — „Spenserian Stanzas on Charles Armitage Brown“.
 - 22. oder 28. April. „La Belle Dame sans Merci“.
 - April. „Song of Four Faeries“.
 - Ende April. 2 Sonette. „On Fame“.
 - April (?). Sonett: „To Sleep“ (in gleichem Brief mit dem vorhergehenden mitgeteilt, aber wahrscheinlich früher verfasst).
 - Ende April. Ode: „To Psyche“.
 - Anfang Mai. Sonett: „If by dull rhymes our English must be chain'd“.

1819. Mai. „Ode to a Nightingale“. — „Ode on a Grecian Urn“.
 — Juni. Zerwürfniß mit Haydon.
 — Ende Juni. In Shanklin, Isle of Wight, mit Rice.
 — Juli—August. Mit Brown zusammen: „Otho the Great“.
 — Juli. „Lamia“ begonnen, I. Teil vollendet.
 — 12. August—Mitte Oktober. Winchester.
 — 22. August. Otho the Great vollendet.
 — August—September. Am Hyperion beschäftigt.
 — Anfang September. Lamia beendet.
 — September. „King Stephen“.
 — 11.—15. September. Kurzer Aufenthalt in London.
 — 17. September. „Pensive they sit, and roll their languid eyes“.
 — 19. September. Ode: „To Autumn“.
 — Ende September. Hyperion endgültig aufgegeben.
 — Anfang Oktober. In London, 25 College Street, Westminster.
 — 10. Oktober (?). Sonett an Fanny: „I cry your mercy — pity — love! —
 aye, love!“
 — 13. Oktober (?). „Lines to Fanny“.
 — 16. Oktober. Rückkehr nach Wentworth Place.
 — Im Winter. Umarbeitung des Hyperion. — „The Cap and Bells“.
 — Im Winter (?). Sonett an Fanny: „The day is gone, and all its sweets
 are gone!“
 1820. Bis 28. Januar. George in London.
 — 3. Februar. Erster Anfall der tödlichen Krankheit.
 — Frühling. „Sonnet to George Keats: written in Sickness“.
 — Anfang Juli. Ausgabe von Lamia, Isabella, The Eve of St. Agnes and
 other Poems.
 — 22. Juni—12. August. In Hunts Hause, Kentish Town.
 — August. Jeffrey's Kritik in der Edinburgh Review.
 — 18. September. Abreise nach Italien.
 — September—Oktober. Aufenthalt des Schiffes im Kanal.
 — 28. September. „Bright Star, would I were stedfast“. Sein letztes Gedicht.
 — 21.—31. Oktober. Quarantäne im Hafen von Neapel.
 — Anfang November. Wenige Tage in Neapel, dann (ca. 12. Nov.) nach Rom.
 — 30. November. Letzter Brief an C. A. Brown.
 — 10. Dezember. Erneuter Anfall der Krankheit.
 1821. 23. Februar. Tod.
 — 26. Februar. Beisetzung auf dem protestantischen Kirchhof in Rom.

Inhaltsverzeichnis.

Kapitel I.

Keats' Jugend bis zum Aufgeben des medizinischen Studiums. 1795 bis März 1816.

	Seite
Vaterhaus. Geburt, Eltern, Kinderzeit. In der Schule zu Enfield: Schulhaus, Bücher. Tod des Vaters. Tod der Mutter. Vormund Mr. Abbey. Chirurgische Lehrjahre bei Mr. Thomas Hammond. Freundschaft mit Charles Cowden Clarke: Spensers „Feenkönigin“; erste Versuche. Medizinischer Student in London: Henry Stephens, George Felton Mathew. Chapmans Homer — Vergleich zu Popes Übersetzung — Einfluss auf Keats — Sonett auf Chapmans Homer. Aufgabe des medizinischen Studiums	1—30

Kapitel II.

Leigh Hunt und der Londoner Freundeskreis.
1816 bis 1817.

Leigh Hunt, seine Bedeutung, sein Einfluss auf die junge Dichter-
generation. — Shelleys Begegnung mit Keats. — Benjamin Robert
Haydon; Wordsworth und Keats. — John Hamilton Reynolds —
James Rice — Haslam — Severn — Giordana Wylie — erste
erotische Gedichte — Charles Wells. \$1—65

Kapitel III.

Der erste Band Gedichte.

Charakteristik: Das Sonett — Versuche in Spenserscher Art — fragmentarischer Entwurf zum Endymion — Sleep and Poetry. — Veröffentlichung — Aufnahme. Endymion geplant 66—81

Kapitel IV.

Leben vom April 1817 bis Mai 1818.

	Seite
Aufenthalt in Wight — Margate — Arbeit am Endymion. Hampstead, Well Walk. Benjamin Bailey — in Oxford bei ihm. Korrespondenz mit Fanny Keats. Ein froher Winter in Hampstead-London: Charles Wentworth Dilke — Charles Armitage Brown — Endymion beendet — Geselligkeit — seine äussere Erscheinung — seine Briefe — Theaterkritiken. Frühjahr in Teignmouth — Beginn von Isabella	82—107

Kapitel V.

Endymion.

Renaissance der Elisabethaner in der modernen englischen Dichtung — Keats als der Dichter dieser Renaissance — der Endymion-Mythus — Chaucers „The Flower and the Leaf“ — Spences „Polymetis“ — Keats' Schönheitskultus und Shelley — äusserer Plan des Endymion — Analyse — Aufnahme von der Kritik — der englische Journalismus am Anfang des Jahrhunderts — Blackwood und Quaterly Review	108—151
--	---------

Kapitel VI.

Die schottische Reise und Fanny Brawne.

Georges Heirats- und Auswanderungsplan. Keats' und Browns Fuss-tour durch Nordengland und Schottland — Landschaft und Volkstum in Keats' Anschauung — Keats reist allein nach London — An Toms Krankenbette — Beginn des Hyperion — Toms Tod — Übersiedelung nach Wentworth Place — The Eve of St. Agnes — The Eve of St. Mark — Fanny Brawne — unsichere äussere Lebenslage — Shanklin mit Rice — Brown und die Tragödie — Westminster — Lamia und Hyperion — Rückkehr nach Wentworth Place — krankhafte Überreizung	152—182
---	---------

Kapitel VII.

Keats' Meisterwerke.

Isabella — St. Agnes' Abend — St. Markus' Abend — Hyperion: Miltons Einfluss — Lamia — La Belle Dame sans Merci — Die Oden — Die Tragödien	183—232
--	---------

18432.30.15

✓



^

Walsby found
(2 vols)

22.2.16
W.

DEM GEDÄCHTNIS

VON

ANNA WENDT

- Cotterill 250. 251.
 Crabb-Robinson 111.
 Crabbe 156.
 Dante 154. 185. 238. 239. 240.
 Dennis 110.
 Dekker 112.
 Dickens 36.
 Dilke, Ch. Wentworth, 90. 91. 92. 114. 136. 161. 165. 170. 180. 181. 243. 261. 263.
 Dilke, Mrs., 161. 170.
 Dodsley 91. 112. 114.
 Drayton 112. 118. 119. 120.
 Dryden 42. 110. 122. 216.
 Elton 255.
 Ewing 258.
 Fletcher 119. 227 (s. Beaumont).
 Garrick 101. 110. 113.
 Gibson 254.
 Gifford 145. 148.
 Gladstone 60.
 Goethe 1. 212. 222. 223. 258.
 Godwin 27.
 Goldsmith 113.
 Gray 15. 70. 113. 126.
 Hammond 12. 18.
 Harris 125.
 Haslam 57. 61. 259.
 Haydn 254.
 Haydon 7. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 58. 67. 74. 80. 82. 83. 84. 89. 90. 93. 94. 95.
 115. 175. 215. 227.
 Haywood 117.
 Hazlitt 17. 36. 51. 96. 111. 114.
 Herder 4.
 Hessey 149.
 Hood 56.
 Houghton, Lord (Monkton Milnes), 1. 2. 54. 93. 116. 228. 265. 272. 273.
 Hunt, Leigh, 10. 22. 31—44. 45. 46. 47. 67. 68. 69. 70. 71. 74. 75. 78. 79. 80. 90.
 93. 100. 114. 115. 128. 134. 143. 144. 146. 147. 148. 149. 150. 185. 187. 197.
 211. 215. 218. 245. 246. 247. 259. 260. 263. 269.
 Hunt, Holman, 273. 274.
 Janin 91.
 Jeffrey 117. 246.
 Jennings, Mrs., 11.
 Jennings, Francis (Keats), 3.
 Jennings, Captain, 5.
 Johnson, Samuel, 111. 112.
 Jonson, Ben., 108. 112. 115. 119. 120. 123.
 Kean 101. 232.
 Keats, Fanny, 5. 87. 118. 158. 160.

Keats, George, 4. 5. 8. 18. 30. 61. 62. 80. 81. 83. 84. 85. 86. 87. 150. 152. 153. 163.
179. 180. 181. 203. 220. 233. 242. 243.
Keats, Thomas (Vater), 3.
Keats, Thomas (Bruder), 5. 8. 64. 83. 89. 103. 153. 161. 162. 164. 226.
Kotzebue 159.
Lamb 18. 26. 35. 39. 93. 94. 113. 114. 215.
Landon 93. 136.
Lawrence 254.
Lemprière 9. 10. 119. 123.
Leopardi 141.
Lessing 10. 124. 125. 129.
Lockhart 148.
Lowell 157. 271.
Lyly 117. 141.
Macpherson 113.
Marlowe 116.
Marston 112.
Massinger 113. 114.
Mathew, George Felton, 15. 20. 21. 22. 43.
Medwin 45. 268.
Middleton 112.
Millaud 274.
Milton 42. 93. 99. 100. 160. 162. 167. 173. 196. 197. 198. 199. 203. 204. 205. 206.
207. 208. 214. 227.
Monkhouse 94.
Moore 62.
Murray 223.
Newton 94. 215.
Novello, Vincent, 17. 93.
Novello, Mary (Clarke), 17.
Ollier 79. 265. 271.
Orcagna 273.
Owen, Mrs., 132.
Ovid 10. 141.
Pepys 109.
Percy 113.
Philostratus 210. 212.
Piranesi 223.
Pope 20. 24. 25. 26. 28. 91. 110.
Procter, Barry Cornwall, 186.
Procter, Mrs., 95.
Rawlings 8.
Reed 109. 112.
Reynolds, Hamilton, 47. 54. 55. 56. 57. 83. 85. 97. 101. 103. 106. 115. 131. 143.
144. 145. 158. 167. 173. 184. 185. 236.
Reynolds, Miss, 86. 170. 263.
Rice 57. 104. 106. 175. 176.
Ronsard 239.

Rossetti, Dante Gabriel, 193. 234. 273. 274. 275.
Ruskin 60. 264. 275. 276.
Rymer 109.
Sainte-Beuve 97.
Sappho 119.
Schiller 4. 215.
Schlegel, W. A., 111.
Schopenhauer 146.
Scott, John, 114. 148.
Scott, Walter, 148, 158. 212.
Scott, William, 101.
Severn, Joseph, 58. 59. 60. 61. 95. 96. 201. 248. 250. 252. 253. 255. 256. 257. 258.
259. 261. 262. 263. 271.
Shakspere 14. 20. 51. 82. 101. 102. 103. 108—117. 123. 144. 167. 247.
Shelley 3. 33. 40. 41. 44. 45. 46. 74. 100. 122. 130. 131. 136. 143. 145. 149. 151.
187. 208. 253. 258. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 271. 273. 277.
Shenston 113.
Smith, Horace, 33.
Spence 10. 24. 25. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 141. 224.
Spenser 2. 14. 15. 16. 59. 69. 70. 79. 114. 124. 128. 135. 139. 144. 183. 210.
Steele 38.
Stephens, Henry, 19. 22. 154.
Swift 235.
Taylor 84. 100. 190. 233. 234. 261. 262. 263. 265.
Tennyson 272. 273.
Tighe, Mrs., 62. 224.
Thomson 15. 221.
Tooke 19.
Tyndall 124.
Virgil 10. 20.
Voltaire 40. 94.
Warton 113. 116.
Wells 64. 103.
Wieland 148.
Wylle (Georgiana Keats) 61. 62. 152, s. auch Keats, George.
Woodhouse 136. 174. 202.
Wordsworth 3. 22. 26. 43. 46. 50. 51. 52. 53. 54. 56. 73. 86. 93. 94. 95. 97. 98. 99.
104. 113. 141. 143. 154. 156. 187. 218. 270. 271. 277.

Kapitel I.

Keats' Jugend bis zum Aufgeben des medizinischen Studiums.

1795 bis März 1816.

„In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“, mit diesen Worten schloß Goethe seinen Nachruf an Winckelmann, in dem noch nach einem Menschenalter der Hauch des Schmerzes nachzitterte, den er einst bei dem tragischen Hingange des verehrten Mannes empfunden hatte. Und ebenfalls ein Menschenalter war seit dem Tode von John Keats verflossen, als sein erster Biograph, Lord Houghton, die gleichen Worte Goethes auf den früh verschiedenen Dichter anwandte¹⁾, dessen Namen und Werke, die bisher nur von wenigen Erlesenen geliebt und verehrt wurden, er vor allem berufen war, in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Wenn Goethe aber fühlt, wie ihn vor dem Grabe des als Mann Dahingeshiedenen „der Anhauch seiner Kraft stärkt“, so werden wir des jungen Keats gedenken „wie Achills als eines ewig strebenden Jünglings“. Gehörte er doch zu den gottbegnadeten Naturen, bei denen wie in einem südlichen Frühling Blüte und Frucht zugleich gezeitigt wird; und

¹⁾ The life and letters of John Keats by Lord Houghton, London 1867, p. 2: „As men die, so they walk among posterity.“

wenn ihm das Schicksal nicht vergönnt hat, alle Früchte auszureifen, so hat er uns in seinen Dichtungen dafür als sein Erbteil die Hoffnung und das Streben ewiger Jugend gelassen.

Eng und klein war der Rahmen, in dem sich dieses kurze Leben abgespielt hat. „Drei kleine Bändchen Gedichte, einige dauernde Freundschaften, eine tiefe Leidenschaft und ein vorzeitiger Tod“ sind die Marksteine, die Lord Houghton ihm setzt; und doch schließen diese Worte einen Reichtum und eine Fülle ein, die zu Bewunderung und Staunen zwingen. Gerade ein Jahrhundert ist seit Keats' Geburt verflossen; langsam hat er sich in seinem eigenen Volke zur Anerkennung durchringen müssen; die Dichter und Künstler aber haben sich zu seinen Herolden gemacht und haben seinen Ruhm verkündet und verbreitet. Er ist von jeher ihr Liebling gewesen, ein Vorzug, den er unter den Alten mit Edmund Spenser „the poet of the poets“ teilt; und für sie und durch sie hat er einen Einfluß geübt, der ihn unter die ersten Geister seiner Nation stellt.

Wir haben uns in Deutschland daran gewöhnt, das Vaterhaus unsrer Dichter und Denker als die Stätte zu betrachten, in der ihr Wesen nicht nur seine Wurzeln schlägt, sondern die ihnen auch so überwiegend die bestimmenden Eindrücke für Bildung und Entwicklung bietet, daß die Faktoren Schule und Welt weit dahinter zurücktreten. Wir brauchen hier nur an unsre Größten, an Goethe, Schiller, ja selbst an Lessing zu erinnern. Etwas verschiebt sich bei der englischen Erziehung dieses Verhältnis. Das Kind, besonders der Knabe, kommt in den meisten Fällen sehr früh aus dem Hause, und die Schule wird viel mehr

zur Erziehungsstätte, als es bei uns der Fall ist; ihr Einfluß überwiegt den des Vaterhauses sehr oft oder hält ihm zum mindesten die Wage. Welch breiten Raum nimmt in Wordsworths Entwicklung die Schule ein, wie gering ist der Einfluß der Eltern, die er allerdings jung verlor. Auch Coleridges Geist hat seine weit hinaus bestimmende Richtung in Christs Hospital empfangen; von Byrons Eltern hat zwar die Mutter einen gewissen, jedoch unheilvollen Einfluß auf seinen Charakter geübt, Shelley aber hat sich früh von dem Elternhaus und seinen Traditionen losgesagt. Geringer aber noch als bei einem dieser großen Dichter sind die Spuren, die die Kinderjahre, die er unter den Augen der Eltern verlebte, in dem Geiste von John Keats hinterlassen haben.

Als das älteste von vier Kindern wurde der Knabe mitten im Großstadtgewühl von London am 31. Oktober 1795 geboren¹⁾. Sein Großvater mütterlicherseits war ein wohlhabender Pferde- und Kutschenverleiher, der sich in den Ruhestand zurückzog, als sein erster Stallmeister, Thomas Keats, seine Tochter Francis Jennings heiratete und an seine Stelle trat. Der neue Besitzer war als junger, unternehmender Bursche aus dem Westen, Wales oder Cornwallis, zugewandert und hatte sich durch Lebenswürdigkeit und Tüchtigkeit bald zu dieser für ihn glänzenden Stellung emporgeschwungen. Noch jeden der englischen Biographen unsres Dichters hat es in Verlegenheit gesetzt zu verstehen, wie gerade aus diesen Kreisen ein so feiner, eigenartiger Genius wie der von John Keats entsprossen konnte. Der tiefe aristokratische Zug dieses

¹⁾ So der Eintrag im Kirchenbuch; er selber pflegte seinen Geburtstag am 29. zu feiern.

Volkes zeigt sich immer aufs neue in der Befriedigung, mit der jede Beimischung edlen Blutes bei der Abstammung ihrer Geisteshelden aufgespürt und festgestellt wird. Wir Deutschen, die es noch niemals erschreckt hat, daß Schiller und mehr noch Herder aus so dürftigen Verhältnissen entsprungen sind, sehen es auch mit mehr Ruhe an, daß in Keats' Stammbaum auch nicht eine Spur zur Gentry hinaufführt. Vom Vater will man durch sein keltisches Blut die größere geistige Feinheit und lebhaftere Empfänglichkeit bei dem Knaben herleiten. Jedenfalls schildert ihn Cowden Clarke, der Sohn von John Keats' Schulmeister, als einen außerordentlich verständigen Mann von natürlicher Würde, von dem seine Eltern immer, so oft er seine Knaben besuchte, in den wärmsten Ausdrücken gesprochen hätten.¹⁾

Der Gestalt nach war John jedenfalls dem Vater ähnlich, der mittelgroß und zierlich gebaut war, mit braunem Haar und nußbraunen Augen. Die Gesichtszüge aber hatten, wie der jüngere Bruder George bezeugt, mehr von der Mutter. Diese, eine hochgewachsene Frau mit großem ovalen Antlitz, muß lebhaft, impulsiv und vergnügungsfroh gewesen sein. Durch eine Unvorsichtigkeit dieser Art hatte sie die Geburt ihres ältesten Knaben John verfrüht, an dem sie, vielleicht aus diesem Grunde, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing, was der Knabe mit gleicher Zuneigung vergalt. Noch vier Kindern gab sie später das Leben, von denen aber nur drei, zwei Brüder,

¹⁾ Charles and Mary Cowden Clarke, *Recollections of writers*, London 1878. Die auf Keats bezüglichen Abschnitte finden sich auch abgedruckt in Buxton-Formans Ausgabe der Werke Keats' IV, p. 301 ff. Aus dieser eingehenden Schilderung des Schulfreundes stammen die meisten Notizen über Keats' Kinderzeit.

George und Thomas, und eine Schwester, nach der Mutter Francis getauft, aber in der Familie Fanny genannt, heranwuchsen.

Merkwürdig gering fließen die Quellen und Anekdoten für die frühe Jugend des Dichters. Denn wenn er auch nicht selbst die Höhe der Jahre und des Ruhmes erreicht hat, in denen Dichter eigene Aufzeichnungen zu hinterlassen pflegen, so ist es doch erstaunlich, daß in dem vertrauten und innigen Briefwechsel der Brüder niemals auf diese Kinderzeiten angespielt wird. John muß ein wilder, eigenwilliger Junge gewesen sein: eine Anekdote erzählt, daß der Fünfjährige, mit einem alten Schwert bewaffnet, sich vor eine Thür gestellt habe mit der trotzigen festen Absicht, niemand hindurch zu lassen, wie die eine¹⁾ Version berichtet, um die kranke Mutter drinnen vor Störung zu bewahren, nach einer anderen, wenig glaublichen²⁾, um die Mutter selbst heftig zu bedrohen.

Als die Schulzeit heranrückte, hätten die Eltern die Knaben gerne nach Harrow gegeben, einer Schule, die sich in England nächst Eton des größten Ansehens rühmt. Da die Mittel sich jedoch nicht als ausreichend erwiesen, wurde Enfield gewählt, eine Anstalt, die in der Familie einen guten Ruf hatte, da Mrs. Keats' Brüder dort erzogen worden waren, unter ihnen auch Kapitän Jennings, ein Seeoffizier, der sich in mehreren Gefechten ausgezeichnet hatte und für seine Neffen die ganze Knabenzeit hindurch ein Ideal von Männlichkeit war.

¹⁾ Lord Houghton, *Life and letters*, p. 4.

²⁾ Tom Taylor, *Life of Benjamin Robert Haydon, Historical Painter* (second edition 1853). Die auf Keats bezüglichen Abschnitte sind abgedruckt in H. Buxton-Formans Ausgabe der Werke von Keats IV, p. 348.

Noch war der kleine Bursche nicht ganz aus Kittel und Höschen herausgewachsen, als er unter die Obhut von Mr. Clarke gebracht wurde, um mit siebzig bis achtzig anderen Kameraden das Maß von Schulweisheit zu empfangen, das ihm allein geboten worden ist. Und eine gute Wahl hatten die Eltern getroffen. Der Ort selbst, Enfield, einige Stunden im Norden von London entfernt, war mit seinem frischen Grün, den malerischen Ufern des Flusses und den anmutig zerstreuten Landhäusern „ein wahres Ideal einer englischen Villeggiatur“¹⁾ Gern wurde er von wohlhabenden Londoner Geschäftsleuten als Landaufenthalt gewählt. Auch das Schulhaus hatte einst zu diesem Zwecke gedient; es war am Ende des 16. Jahrhunderts in so anmutigem Stil aus rotem Backstein erbaut, daß es von je ein Gegenstand der Bewunderung für kunstverständige Besucher war. Die Knaben erfreuten sich besonders an den Cherubsköpfen, die vor zwei Nischen in der Mitte Frucht- und Blumenschnüre hielten, womit die Fassade geschmückt war. Als in den siebziger Jahren gerade über dieses Terrain eine Zweigbahn der Great Eastern Railway gelegt wurde, hatte man Pietät genug, diese anmutige Fassade aufzubewahren. Sie wurde in das South-Kensington Museum übertragen, wo sie in der Abteilung für Architektur steht.

Hinter dem luftigen, geräumigen Hause lag der schöne Garten, wo die Knaben ihre eigenen Beete pflegen durften; ein kleiner Teich inmitten von Rasenhängen und Stachelbeersträuchern, welche die Eifrigsten in Erwartung der reifenden Genüsse täglich begossen, wurde stolz „der See“ genannt. Ein Seitenpförtchen führte auf eine eingehegte

¹⁾ Charles Cowden Clarke, Note on the School-house of Keats at Enfield, published in The St. James' Holiday Annual 1875; abgedruckt Buxton-Forman, Keats' works IV, p. 341.

grüne Weide, die wiederum einen herrlichen Tummelplatz darbot. Eine Welt von Schönheit und Lust muß hier auf einmal dem kleinen Stadtkinde aufgegangen sein. Hier sind die Quellen zu suchen, die seinem Geiste die Nahrung boten. In diesem „für die Einbildung eines Schulknaben schier endlosen Reich“ ist ihm zuerst die sinnliche Schönheit der Natur aufgegangen, die die Grundbedingung aller seiner Werke ist. Hier reifte er zu dem Jüngling, von dem der Maler Haydon später sagte: „In seinem Glanze zeigte er sich erst recht in den Feldern. Das Summen einer Biene, der Anblick einer Blume, ein Sonnenglitzern schien seine Natur erbeben zu machen.“¹⁾

Einstweilen freilich hätte niemand in dem sprühend lebhaften, zierlichen Kinde gerade den künftigen Dichter ahnen können. Er war zwar bald aller Liebling; zum Herzen der Hausmutter sprach unwiderstehlich sein lieblich offenes Kindergesicht; den Lehrern gegenüber zeigte er zwar keineswegs eine besondere Hinneigung zu Büchern und Studien, war aber von Beginn ein aufmerksamer, pünktlicher Schüler. Was ihm aber seine Kameraden im Fluge eroberte und ihm unter ihnen eine Respektsstellung schuf, das war seine Leidenschaft für Balgereien. Das war ihm Lebensbedürfnis. Die größten Jungen waren nicht sicher, mit einer kühnen, drollig trotzigem Herausforderung des kleinen Burschen angegangen zu werden. Als einst ein Unterlehrer²⁾ seinem kleinen Bruder Tom eine Ohrfeige gab, stürzte John sich auf ihn, stellte sich in Angriffspositur und zwang den Unterlehrer, der ihn in die Tasche hätte stecken

¹⁾ Buxton-Forman, Keats IV, p. 356.

²⁾ Die englischen „usher“ sind mehr Aufseher der Knaben und häufig eine Zielscheibe des jungenhaften Übermutes, als solche eine Lieblingsfigur der Dickensschen Romane, z. B. Nicolas Nickleby.

können. Mit dieser Kampflust verband sich eine freie Großmut und Offenheit — und eine weiche Zärtlichkeit. Alles dies aber äußerte sich mit sprudelnd heftiger Leidenschaft; Ausbrüche von Weinen und Lachen waren bei ihm dicht bei einander. Früh zeigte sich auch schon seine Neigung zur Selbstquälerei, die er aber sorgfältig vor allen außer seinen Brüdern verbarg.

Beide Brüder waren bald nach ihm auf die Schule gekommen; der anderthalb Jahr jüngere George war viel größer und kräftiger als er, so daß er häufig für den älteren gehalten wurde. Unbeschadet fortwährender brüderlicher Raufereien, wobei George den unzählbaren wilden John bisweilen lachend zu Boden hielt, wenn diesem seine Zorneslaune ankam, schlossen sie sich immer enger aneinander, und ein selten inniges Band ungetrübter Freundschaft umschloß alle drei Brüder bis zum Tode. Sie spricht sich aus in vielfachen Äußerungen, in ihrem vertrauten Briefwechsel, und umsonst hat man später darauf einen Schatten werfen wollen. Tom, den noch früher als John die gleiche tückische Krankheit hingerafft hat, war schon als Kind immer der Schutz- und Pflegebedürftige und nahm so zwar weniger an den Kämpfen der Brüder, um so mehr aber an ihrer Liebe teil.

Wenige Jahre nachdem John auf die Schule gekommen war, traf die Kinder ein harter Schlag. Der Vater, der sich häufig nach dem Ergehen und den Fortschritten seiner Knaben erkundigen kam, stürzte bei der Heimkehr von einem solchen Besuch mit dem Pferde und starb am 16. April 1804. Seine Witwe tröstete sich schnell; denn schon nach vollendetem Trauerjahr reichte sie seinem Geschäftsnachfolger Mr. Rawlings, vielleicht auch aus Geschäftsrückichten, die Hand. Die Heirat schlug so unglücklich aus,

daß schon nach kurzer Zeit eine Trennung erfolgte; die junge Frau zog mit ihren Kindern nach Edmonton zu ihrer eben verwitweten Mutter. Durch diesen Umzug in das kleine Landstädtchen ward den Kindern auch in ihren Ferien mehr Freiheit und Bewegung verschafft; sie konnten, ungehemmt durch den Großstadtlärm, ihre Spiele im Freien fortsetzen.

Über John war allmählich in der Schule eine Umwandlung gekommen, und die Energie, die er in all seinem Thun bewies, trieb ihn jetzt auf einmal zu den Büchern, so daß er Spiel und Essen darüber vergaß. Es war Schulregel in Enfield, daß jedes Semester Preise verteilt wurden für diejenigen Schüler, die die meisten freiwilligen Arbeiten geliefert hatten. John gewann in den letzten Semestern die Preise nicht nur immer, sondern ließ seine Mitbewerber auch weit hinter sich. Dazu kam der Leseheißhunger dieser Jahre, der ihn alles verschlingen ließ, was ihm irgend erreichbar war. Was an Geschichts- und Dichterwerken und Reisebeschreibungen in der Schulbibliothek vorhanden war, hatte er bald bewältigt, und Cowden Clarke mußte ihm nun aus seiner Büchersammlung leihen. „Ich sehe ihn noch mit meinen geistigen Augen“, erzählte dieser, „wie er beim Abendbrot vom Tische abgerückt die Folioausgabe von Burnets „Geschichte meiner eignen Zeit“ zwischen sich und dem Tische hielt und darüber hinweg seine Mahlzeit einnahm.

Drei Bücher aber waren es, zu denen er immer wieder zurückkehrte und die er fast auswendig lernte. Sie sollten auch für sein späteres Schaffen von großer Bedeutung werden: Tookes Pantheon, Lemprières Classical Dictionary und Spences Polymetis. Höchst seltsam ist es, daß genau dieselben Bücher der Mann, welcher später den größten

Einfluß auf Keats gewinnen sollte, Leigh Hunt, in seiner Autobiographie¹⁾ als diejenigen hervorhebt, die ihn mehr als die antiken Dichterwerke selbst in den Ideenkreis der antiken Welt eingeführt hätten. Daß das von einem Jesuiten verfaßte Pantheon mit seinem vorsichtigen, fromm warnenden Texte und den süßlichen Abbildungen Leigh Hunts besonderer Liebling war, können wir schwer verstehen. Wenn wir bei Keats nach den Spuren urteilen dürfen, die diese Knabenlektüre in seinen späteren Werken hinterlassen hat, so vertieft er sich besonders in das Werk des geistreichen, vielgereisten Professor Spence, der dem deutschen Leser aus dem Angriff Lessings im Laokoon wohl bekannt ist. Lempières Dictionary ist noch heute ein nützliches Nachschlagebuch und in England in unendlichen Auflagen verbreitet; aber es ist doch merkwürdig, wie diese kurzen, ziemlich trocken erzählten, mythologischen Notizen einen phantasievollen Knaben so begeistern konnten, daß er, wie Clarke erzählt, das Buch gar nicht von sich ließ und es auswendig wußte. Doch seine Seele dürstete nach dieser wunderbaren Fabelwelt und er umkleidete schnell dieses dürftige Gerippe mit Fleisch und Blut seiner Phantasie.

Hier fand er die Ergänzung zu den wenigen Quellen, die ihm die Kenntnis der Originallitteratur erschloß. Gering waren diese wirklich. Griechisch hat man den Knaben nie gelehrt, wahrscheinlich weil für ihn von Anfang an ein praktischer Beruf in Aussicht genommen war. Von lateinischen Schriftstellern war Ovid Schullektüre; dem ehrgeizigen Privatfleiß verdankte er, daß er auch mit der Äneide sehr vertraut war. Er übersetzte einige Bücher freiwillig in der Schule und war so begeistert dafür, daß

¹⁾ The Autobiography of Leigh Hunt, a New Edition, London 1891, p. 68—69.

er diese Arbeit noch später freiwillig für sich zu Ende führte. Seinen Freund Cowden Clarke setzte der vierzehnjährige Knabe in Staunen, wenn er trotz dieser Begeisterung kritisch bemerkte: er finde Schwächen in dem Aufbau des Gedichtes.

Viel zu früh, mitten in dieser Zeit des frisch erwachten Lerneifers, wurde der gerade Fünfzehnjährige aus der Schule genommen, um als Lehrling bei einem Wundarzt untergebracht zu werden. Es geschah dies auf die Autorität seines neuen Vormunds; denn wenige Monate zuvor war er völlig verwaist.

Die Mutter hatte schon längere Zeit gekränkt und war dann im Februar 1810 einer schnell verlaufenden Schwindsucht zum Opfer gefallen. Ihr Liebling John hatte sie bis zuletzt ganz allein gepflegt; von ihm allein wollte sie ihre Nahrung nehmen, die er selbst für sie zubereitete. Leidenschaftlich heftig äußerte sich dann sein Schmerz über den Verlust. In einem Winkel hinter dem Katheder barg er sich mehrere Tage, jedem Zuspruch unzugänglich, und erregte durch seine Trostlosigkeit das Mitleid aller Mitschüler. Die Großmutter Mrs. Jennings überlebte ihre Tochter noch vier Jahre und sorgte in ihrem Testament ausgiebig für die Enkelkinder, so daß diese mit dem, was der Großvater für sie schon festgelegt hatte, bei richtiger Verwaltung ein ganz hübsches Vermögen hätten haben müssen. Von den zwei Vormündern, die die Großmutter einsetzte, übernahm nur einer, ein Theehändler Mr. Abbey, die Geschäfte und die Leitung der Erziehung, und auf seinen Rat trat nun auch John am Ende des Jahres 1810 in den ärztlichen Beruf ein.

Ob er Neigung hierzu verspürte, wissen wir nicht, jedenfalls hegte er auch keine Abneigung; denn ganz

guten Mutes siedelte er zu seinem neuen Lehrherrn über. Mr. Thomas Hammond, ein Chirurg in Edmonton, dem Städtchen, wo die Großmutter weiter wohnte, wurde als solcher ausgesucht. Der größte Vorteil dieser Wahl war, daß Edmonton nur zwei englische Meilen, also nur eine halbe Stunde von Enfield entfernt lag. Die Pflichten, die ihm sein neuer Beruf auferlegte, scheinen nicht überwältigend gewesen zu sein, und ihm blieb reiche Muße, seiner eben erwachten Freude an geistiger Arbeit nachzugehen. Unterstützung und immer neue Anregung suchte und fand er in Enfield; in der alten lieben Umgebung lebte ihm der Freund, der ihm Lehrer, Leiter und Berater war, und dessen feinsinnigem geistigen Einfluß sich der heranwachsende, verwaiste Knabe mit der ganzen Innigkeit seiner leidenschaftlichen Natur hingab: Charles Cowden Clarke, der Sohn seines Schulmeisters.

Clarke war sieben Jahre älter als Keats und hatte vor diesem nicht nur den Vorsprung der Jahre, sondern auch eine weit konsequentere Bildung voraus. Weit tiefer war er in das Studium der klassischen Litteratur eingedrungen; unter den heimischen Dichtern hatte er sich mit früher Neigung ganz in die Elisabethaner versenkt; und diese wieder führten ihn, sobald er die italienische Sprache beherrschte, zu den Renaissancedichtern Italiens. In seinem frei- und weitgesinnten Elternhaus fand er Unterstützung für alle seine ästhetischen Neigungen. Seine Leidenschaft für das Theater brachte ihn schon als Knabe oft nach London, wo ihn besonders Kean als Shakspeare-Darsteller anzog. Eine gute musikalische Ausbildung half ihm, die Werke seiner Lieblingskomponisten, Mozart und Händel, mit Geschmack wiederzugeben, und Keats erzählt, wie er als Knabe vom Bette aus, wenn aller Lärm verrauscht war, den Tönen

gelauscht habe¹⁾, oder wie er sich von den traurigen irischen Volksmelodien, die Clarke mit weicher Baritonstimme sang, bis ins Herz getroffen fühlte. Clarke war eine durch und durch fröhliche Natur. Sein ganzes Wesen atmete Klarheit, von seinem lebenswürdigen, offenen Gesicht bis zu seiner Handschrift, die Lamb „die liebe, feste, unmöglich mißzuverstehende Schulmeisterhandschrift“ nannte.

Wie mußte eine solche Persönlichkeit, die noch eine große Herzlichkeit und ein drolliger Humor besonders anziehend machten, einen so viel jüngeren Gefährten bezaubern. Keats benutzte denn auch jeden freien Nachmittag, um den kurzen Weg nach Enfield zu machen, wo er immer herzlich willkommen geheißen wurde, und wo er nie erschien, ohne ein gelesenes Buch wiederzubringen und ein neues mitzunehmen. Gleich eilten die Freunde dann nach ihrem Lieblingsplatz, einem hohen Baum am Ende des Gartens, um sich in eine gemeinsame Lektüre zu vertiefen oder ein nie endendes Gespräch zu beginnen. Sie schwelgten in dem seligen Gefühl des Austausches ihrer jungen Geister, gleich froh, zu geben und zu empfangen. Der junge Dichter hat uns wenige Jahre später ein höchst anmutiges Bild dieser glücklichen Tage in einer poetischen Epistel an den Freund²⁾ hinterlassen, das um so wertvoller für uns ist, da es eine der wenigen persönlichen Rückerinnerungen ist, die wir in seinen Gedichten vorfinden.

An einem solchen denkwürdigen Nachmittag war es, daß Cowden Clarke seinem jungen Freunde zum ersten

¹⁾ Keats erzählte Cowden Clarke, dass die Zeile aus St. Agnes Abend . . . „Bis jede Thür sich schliesst, und Schweigen niedersinkt“ (Str. XXIX) ihm in Erinnerung der Abende, wo er vom Bette aus auf die Musik gelauscht habe, in den Sinn gekommen sei.

²⁾ S. Übers. No. VIII. 3.

Male Spensers Epithalamium, diesen süßen keuschen Brautgesang, vorlas, der Keats so begeisterte, daß er Clarke noch an demselben Abend um die anderen Werke des Dichters bat und die Feenkönigin mit nach Hause nahm. Es war, als hätte sein Geist nun mit einem Male die Nahrung gefunden, die die verschlossene Knospe zum Blühen brachte. Mit gespanntem Entzücken durchflog er die Seiten, wie Cowden Clarke sagt: „wie ein Füllen auf der Frühlingswiese, im Galopp.“¹⁾ Nicht schnell genug konnte er in Enfield sein inneres Glück aussprechen. Dieser Bilderreichtum, diese glücklich treffenden Beiworte schlugen in ihm verwandte Saiten an; er warf sich in die Brust und schaute wichtig und bedeutend drein, indem er ausrief: „Welch ein Bild das ist: Seeschulternde Wale“, erzählt Cowden Clarke. Jetzt zum ersten Male versuchte er Verse zu machen, und sein erstes Gedicht nannte er „eine Nachahmung Spensers“ („Imitation of Spenser“). Es sind vier Stanzas im Versmaß der Feenkönigin; man sieht aus der Leichtigkeit, mit der er es handhabt, wie oft er es damals gelesen haben muß. Der Inhalt allerdings zeigt von einer Anlehnung an Spenser nicht viel. Es ist ein beschreibendes Gedicht: ein kleiner See, von den Morgenstrahlen vergoldet und von einem kleinen Bächlein gespeist, in dessen Fluten der Königsfischer und der Schwan ihr Gefieder spiegeln und in der Mitte ein Inselchen, so lieblich, um Dido um ihren Kummer zu betrügen und Lear seinen bitteren Schmerz zu rauben. Bis auf diese beiden Zeilen, die nicht nur das altertümliche von Spenser und Shakspeare gebrauchte *teen* (Kummer, Schmerz) zeigen, sondern auch, wenn nicht

¹⁾ Cowden Clarke, *Recollections bei Buxton-Forman* IV, p. 307: „As a young horse would through a spring madow ramping.“

ein Spensersches, so doch schon ein Keatssches originelles Gepräge tragen, bewegt sich dieser Versuch ganz in den Bahnen der Dichter des 18. Jahrhunderts von Thomson bis Gray, ein Einfluß, der in Keats' Jugendgedichten noch häufig zu spüren ist.

Von dieser ersten Nachahmung an zieht sich durch die frühen Schöpfungen des Dichters ein immer erneutes Ringen mit Spensers Geist. Kaum ein längeres Gedicht, in dem er ihn nicht nennt oder eine Anspielung aus seinen Werken bringt. Belphebe, Una, Archimago aus der Feenkönigin sind ihm vertraute Freunde. Er nimmt eine Stelle aus Spenser: „Um Sonnenschein am Schattenort zu machen“, wörtlich in seine Epistel an George Felton Mathew auf. Sich und den Freunden gelobt er etwas zu leisten, was sein Vorbild befriedigen müßte¹⁾, und um dies Versprechen zu halten, versucht er sich sogar in einem Rittergedicht ganz im Sinne des Meisters. Auch der Titelname desselben, Calidor, ist aus der Feenkönigin entlehnt. Gerade aber aus diesem mißglückten Versuch sehen wir, daß sich der Suchende selbst noch nicht klar war, was seinen eigenen Dichtergenius so mächtig an diesem Vorbilde anzog. Es mußten erst andere Einflüsse kommen, die seinen Pfad klärten und ihm das richtige Ziel wiesen. Wir werden noch später sehen, warum dieser überwältigende Einfluß Spensers in der Periode der Dichterreife mehr zurücktreten mußte. Nur soweit er gleiche Züge mit seinen Zeitgenossen der großen elisabethanischen Ära zeigt, ist sein Einfluß auch dann noch zu spüren.²⁾

Eins aber bleibt bestehen: Spenser war es, dessen

¹⁾ S. Sonett an Spenser.

²⁾ S. unten die Besprechung von Calidor.

Zauberwelt zuerst den schlummernden Dichterfunken in ihm anfachte. Der ihm nächststehende Freund seiner letzten Jahre, Charles Brown, sagt über das Verhältniß von Keats zu Spenser: „War er auch geboren, ein Dichter zu sein, so wußte er von diesem Geburtsrecht nichts vor seinem achtzehnten Jahre. Die Feenkönigin war es, die seinen Genius erweckte. In Spensers Feenland war er verzaubert, atmete eine neue Welt und wurde ein anderes Wesen, bis er verliebt in die Stanze sie mit Erfolg nachahmte. Diesen Bericht über die plötzliche Entfaltung seiner dichterischen Fähigkeit empfing ich von seinen Brüdern, später auch von ihm selbst.“¹⁾ Wir sehen aus dieser Notiz zugleich, daß sich hier kein frühreifes Talent entwickelt hatte. Der Achtzehnjährige verbarg die ersten schüchternen Versuche ängstlich vor seinen Freunden, die auch gar keine Ahnung von einem Talent hatten, wovon er früher keine Spur gezeigt hatte; denn eine Anekdote, die von einer alten Freundin seines Elternhauses stammt, daß er als Kind auf eine Frage immer mit einem Reim geantwortet habe, klingt zu tantenhaft, um hier in Betracht zu kommen.

Es muß eine schöne Zeit gewesen sein, diese Tage des ersten keimenden Dichterbewußtseins, wohl die heiterste Periode seines schmerzenvollen Lebens, meint Clarke, als er „über die Kluft von siebzig und etlichen Jahren“ zurück auf dieses mit dem früh verlorenen Freund verlebte Stück Jugend blickte. An ihm war der Wunsch in Erfüllung gegangen, den Keats am Schlusse seiner ihm gewidmeten Epistel ausspricht:

„Des Lebens Spiel, so sprach ich, möge immer hold ihm sein.“²⁾

¹⁾ Houghton MSS bei Keats by Sidney Colvin, London 1887, p. 13—14.

²⁾ S. Übers. No. VIII. 3.

Es waren freundliche Sterne, die ihn geleitet hatten durch ein Leben des Glückes und Erfolges. Die letzten Jahre desselben verbrachte er in Italien in der Nähe von Genua, wohin er sich zurückgezogen hatte, nachdem er lange in der Heimat für seine geliebten Elisabethaner und für Chaucer gewirkt hatte. Mit Hazlitt und Coleridge zusammen wird sein Name genannt werden unter den erfolgreichen Rednern jener Tage, die durch geistvolle Vorträge über diese Dichter am meisten zu ihrer Verbreitung beigetragen und zu ihrem Studium angeregt haben. Nun lebte er hier in Villa Novella bei Genua bis tief in die siebziger Jahre hinein ein schönes Greisenalter inmitten seiner Bücher und der herrlichen Natur. Zur Seite stand ihm eine Gattin, die er sich aus dem angeregten Londoner Kreise geholt hatte, in den er Keats bald einführen sollte. Sie war die Tochter des Musikers und Musikschriftstellers Vincent Novello, von ganz internationaler Herkunft: englisches, italienisches, deutsches und polnisches Blut floß in ihren Adern. Gleich ihrem Gatten war sie Schriftstellerin, ihm ebenbürtig an reicher Bildung und Feinheit des Geistes. In diesen letzten Jahren der Muße unternahmen beide zusammen ein Werk, das für sie selbst zu einem Denkmal ihres Lebens geworden ist: *Recollections of Writers* (Erinnerungen an Schriftsteller)¹⁾. Sie durften beide sich des stolzen Glückes rühmen, mit den ersten Geistern ihrer Nation befreundet gewesen zu sein; und dieser reichen Erfahrung verdanken wir eine Reihe lebensvoller, lebenswürdiger Bilder. Unter diesen ist das von Keats zur unentbehrlichen Quelle für den Biographen geworden.

¹⁾ Mary Cowden Clarke hat es erst nach des Gatten Tode im Jahre 1878 herausgegeben.

Früher als in dem auf fünf Jahre geschlossenen Lehrkontrakt vorgesehen war, fand der Aufenthalt in Edmonton für Keats ein Ende. Es ist nicht festzustellen, was die Ursache des Bruches mit Hammond gewesen ist. Daß ein solcher vorlag, können wir auch nur aus einer Anspielung in einem Briefe schließen, den Keats am 21. September 1819 dem Bruder George nach Amerika sandte: „Alle sieben Jahre“, heißt es dort, „sind unsre Körper in ihren Stoffen völlig verändert. Das ist nicht dieselbe Hand, die sich vor sieben Jahren gegen Hammond ballte.“ Eine Schwierigkeit bleibt allerdings in dieser Zeitangabe; denn nicht sieben, sondern fünf Jahre vor der Abfassung dieses Briefes, im Spätsommer 1814, also ein Jahr vor der festgesetzten Zeit, brach Keats seine Lehrzeit ab. Doch sind solche Briefanspielungen immer *cum grano salis* zu verstehen. Jedenfalls können wir damals kaum bei Keats einen Widerwillen gegen den erwähnten Beruf annehmen; denn er ging nach London in der festen Absicht, dort seine Studien zu Ende zu führen, und als Student der Medizin ließ er sich im Herbst 1814 in den zu Studienzwecken vereinigten Hospitälern von St. Thomas und Guy einschreiben.

Mit dem energischen Pflichtbewußtsein, das Keats in allen Beschäftigungen auszeichnete, hörte er auch jetzt die Vorlesungen; seine Kollegienhefte, von denen einige erhalten sind, sind gut und ordentlich geführt. Von einer kleinen ästhetischen Abschweifung zeugen höchstens die hübschen Blumenarabesken, womit er den Rand verziert hat. Nur gelegentlich kritzelte er wohl in die Hefte der Kommilitonen Knittelverse oder poetische Erzählungen hinein. Von den zwei zufällig erhaltenen Stücken zeigt das eine nur studentischen Übermut, um die Langeweile einer

Vorlesung zu überwinden, das andere hat, wenn auch keinen poetischen, so doch einigen biographischen Wert, da die kleine Anekdote in der gemachten altertümlichen Sprache von Chattertons Rowley-Gedichten geschrieben ist. Seine Kameraden hatten denn auch bald „den munteren, verdrehten Reimschmied“ auf dem Striche, und „der kleine Keats“ mußte sich trotz seiner Beliebtheit manche Neckereien gefallen lassen, bald um dieser poetischen Vorliebe, bald um seines Stolzes, ja auch um seiner Herkunft als Sohn eines Pferdeverleihers willen. Er rächte sich im stillen dafür, „indem er unter ihnen umherging wie einer der Götter, der sich unter die Sterblichen mischt“ — erschien ihm doch die Dichtkunst als das einzige, was eines höheren Geistes würdig war und alles andere mit ihr verglichen gering und niedrig.

In den ersten Monaten seines Londoner Aufenthaltes hatte Keats für sich allein in Deanstreet, in einem Stadtteil, den er selbst scheußlich nennt, gewohnt. Im Sommer 1815 teilte er eine größere Wohnung in St. Thomasstreet über dem Laden eines Seifensieders mit zwei Studiengenossen. Von diesen trat der eine, Henry Stephens, ihm persönlich nahe. Diesem, einem später berühmten Arzt in London, verdanken wir einige interessante Erinnerungen an den werdenden Dichter.¹⁾ Er gehörte zu den wenigen Auserwählten unter den Kommilitonen, die Keats für würdig hielt, in sein poetisches Vertrauen gezogen zu werden. Zu sehr erfüllten diesen seine Gedanken und Studien, zu sehr hatte ihn der häufige Austausch mit Clarke verwöhnt, als daß er nicht auch hier einen Kreis Mitfühlender ge-

¹⁾ Colvin, John Keats, p. 18, und Dr. B. M. Richardson in the Asklepiad I, p. 134.

sucht hätte. Freilich war er jetzt nicht mehr der Empfangende, sondern der Gebende, der mit dem Tone der Autorität über ihre meist abweichende Geschmacksrichtung aburteilte. Er begriff nicht, wie man Pope noch als Dichter bewundern könne, wändte sich dagegen dem neu aufgehenden Stern Byron zu, ohne ahnen zu können, daß er gerade seine Abneigung gegen Pope einst noch mit Byrons Spott büßen sollte. Seine Verehrung für den Dichter des Welt-schmerzes kristallisierte sich in einem Sonett, das, etwas knabenhaft unreif, „den Sänger des angenehmen Wehs“ preist. Zu gleicher Zeit entstand wohl auch das Sonett an Chatterton, dessen trauriges Verhängnis damals noch frisch im Gedächtnis haftete und wohl geeignet war, einen jungen Dichter wie eine ungesühlte Schmach, wie ein Unrecht, zugefügt der ganzen Dichterschaft, zu kränken. Die Bewunderung für den Dichter Chatterton aber überdauerte diese Jugendbegeisterung; auch später zeigen mannigfache Äußerungen, wie hoch er ihn stellte. Außer dem Sonett finden wir eine Stelle in der Epistel an den Freund George Felton Mathew, wo er Shakspeare dem zum Himmel aufsteigenden Chatterton vier lorbeertragende Genien als Boten entgegensenden läßt. Später widmete er seinen Endymion Chattertons Gedächtnis und seine Briefe legen bis zuletzt von seiner ungeschwächten Bewunderung Zeugnis ab.

Inniger als an die medizinischen Kollegen schloß sich Keats in dieser ersten Zeit seines Londoner Aufenthalts an einen anderen jungen Gefährten, in dessen Hause er verkehrte, George Felton Mathew, an. Bei ihm fand er, wie er meinte, tieferes Verständnis für seine Dichtkunst, da auch Mathew den Musen huldigte. Keats, der damals anfang, die Schranken, die das Studium der Er-

fällung seiner Wünsche zog, als drückend zu empfinden, beneidete den Freund wohl heimlich, der sich ganz seiner Neigung hingeben konnte, und dessen etwas sentimentale Schwärmerei, dessen Hang zur Einsamkeit dem lebensfrischen, übermütigen und geselligen Studenten noch besonders wehevoll und geeignet für den Dichterberuf erschienen. Jedenfalls schrieb er aus dieser Stimmung heraus im November 1815 die poetische Epistel an den Freund, in der er sich „der süßen Bruderschaft im Sange“ freut und seinem unsicheren, sehnächtigen Werben um die Gunst der Musen des Freundes „festererbten Sitz in ihrer Nähe“ entgegenstellt.

Felton Mathew hatte längst diese Jugendgabe ausgelebt, hatte sich längst in einer bescheidenen Stellung mit einer großen Familie in der alltäglichen Sorge um die kleinen Nöte des Lebens verloren, als auch er sein Scherflein Jugenderinnerung zu der Lebensschilderung seines berühmten Freundes glaubte beitragen zu müssen. In der ihm eigenen ängstlich sentimentalcn Stimmung schrieb er von Keats: „Er gehörte zu der skeptischen, republikanischen Schule, ein Verteidiger der Neuerungen, die in seiner Zeit Fortschritte machten, ein Mäkler an allem Bestehenden“, und weiter: „Er bewunderte mehr den äußeren Schmuck, als daß er die tiefe Bewegung der Muse fühlte; es entzückte ihn, einen durch die Irrgänge beredter Schilderung zu führen, doch achtete er weniger des Erhabenen und Pathetischen. Er pflegte abendelang mir vorzulesen, doch bemerkte ich nie an ihm die gebrochene Stimme und die Thränen, die Anzeichen äußerster Empfänglichkeit.“¹⁾

Aus dieser kleinlichen Auffassung klingt zu deutlich

¹⁾ Lord Houghton, Life and letters, p. 12.

die Mißstimmung des Philisters heraus, der dem Schicksal nicht verzeihen kann, daß es ihm selbst die Lorbeeren versagt, die es anderen gewährt, als daß wir ihr besonderen Wert beilegen könnten, um so weniger wenn wir mit ihr die Schilderungen Clarkes und Leigh Hunts vergleichen, die nicht genug des Freundes lebhaftes Empfänglichkeit rühmen können. Wenn wir aber das aus der gleichen Zeit stammende freundliche Urteil des objektiv urteilenden Arztes Stephens mit dem Mathews zusammenhalten: „Ihn kümmerte in der Dichtkunst noch mehr die Schönheit der Bilder, der Schilderung und der Gleichnisse, als das Interesse an Handlung und Leidenschaft“, so gewinnen diese Aussagen doch an Bedeutung. Es ist eine nicht seltene Phase im Poetendasein, daß auch bei sehr tiefen Naturen sich eine Zeitlang das Interesse mehr der Schönheit der Form als der Bedeutung des Inhalts zuwendet. Dem Leser von Wordsworths Werken werden verschiedene Stellen, namentlich im Präludium, erinnerlich sein, wo er sich anklagt, eine Zeitlang nur für die äußere Schönheit der Natur, die ihm schlechthin mit der Dichtkunst zusammenfiel, Verständnis und Bewunderung gehabt zu haben. War es bei diesem Dichter der zersetzende Einfluß der französischen Revolutionsideen, den er erst allmählich überwinden mußte, so wird bei Keats das naturwissenschaftlich anatomische Studium nicht ohne Einwirkung geblieben sein. Sein Auge war damals mehr zur Beobachtung geschärft, sein Geist mehr zur prüfenden Vergleichung aufgelegt als seine Seele zu weicher Empfänglichkeit. Zweifellos ist Keats' Interesse stets in hohem Maße der poetischen Form zugewandt gewesen; so sehr ihm später die Fähigkeit zu Gebote stand, die Tiefe der Leidenschaft mit vollem poetischen Pathos zu schildern,

er war und blieb zunächst doch ein großer Techniker, der sich an der eigenen Bilderfülle schwelgend berauschen konnte.

Alle diese neuen Freunde traten aber doch hinter dem alten Charles Clarke zurück, der wahrscheinlich im Frühjahr 1815 auch nach London zog. Sobald Keats hiervon Nachricht erhielt, schrieb er dem Freunde; die Antwort war eine Einladung „zur altgeliebten Plauderei“—; „und ein erinnerungsreicher Abend in meinem Leben war dies“, schreibt Clarke; erinnerungsreich für ihn und bedeutungsvoll für den jungen Dichter. Clarke hatte die schöne Folioausgabe der Homerübersetzung Chapmans geliehen erhalten, und dieses erste Symposium ward dazu benutzt, um die schönsten Stellen aus Ilias und Odyssee in ihr aufzusuchen. Das war das zweite Mal, daß durch Clarkes Vermittlung Keats mit einer Ideenwelt bekannt wurde, die zwingend und bestimmend für sein Schaffen werden sollte. Und noch weit tiefer als damals, als die Faery-Queen seine Begeisterung erweckte, ward er nun im innersten Kern seines Wesens berührt. Von frühester Jugend an war er mit dem Stoffkreise der antiken Sagenwelt vertraut; was er aber bisher aus Schulbüchern, Sammelwerken, illustrierten und gelehrten Abhandlungen und den spärlichen lateinischen Quellen mehr intuitiv erfaßt hatte, trat nun in der einfachen erhabenen Größe des griechischen Dichters ihm greifbar vor die Seele. Keats war und blieb es leider verschlossen, Homer in der Ursprache zu lesen; war er aber nun einmal auf abgeleitete Quellen angewiesen, so konnte er sich Glück wünschen, daß er in Chapman eine solche gefunden hatte, die sich bereits in der Zeit des wiedererstandenen Altertums, der Renaissance, eröffnet hatte, damals als das staunende Entzücken über den neugewonnenen Schatz selbstvergessene Hingabe zur

Regel machte, als der Übersetzer sich an dem Trunk aus dem Urquell so berauschte, daß er aus der gleichen Stimmung heraus schreiben konnte, die einst die alten Rhapsoden begeistert hatte.

Einige Bruchstücke aus der Odyssee wie aus der Ilias hatten die Freunde schon zusammen in Popes Übersetzung gelesen, aber was sie suchten, griechischen Geist, hatten sie in ihr nicht gefunden. Keats hätte kein Sohn des jungen neunzehnten Jahrhunderts sein müssen, um nicht mit der Muttermilch schon eine Abneigung, ja einen Haß gegen den eben überwundenen Klassizismus einzusaugen. Die damals herrschende Stimmung gegen Pope spricht Coleridge aus, wenn er wünscht, daß Chapman auch in seiner Ilias statt des vierzehnsilbigen das zehnsilbige Versmaß seiner Odyssee gewählt haben möchte, „es würde lesbarer sein und hätte uns vor Pope bewahrt“. Man war nicht in der Laune, auch nur den Versuch einer gerechten Abwägung zu machen. Dazu fühlte sich das junge Geschlecht zu froh und frei, daß es der Fesseln eines allgemeingültigen Schönheitskanons ledig geworden war.

Einst hatten unter diesem Banne selbst so weit-sichtige Kritiker und gelehrte Philologen wie Spence in der epigrammatischen Schlagfertigkeit von Popes Odyssee eine Verbesserung des Originals sehen wollen.¹⁾ Man hatte damals jeden Maßstab der geschichtlichen Auffassung verloren, und die Eigenart der Völker und Personen ward mißachtet. Das Heute mit seinen Regeln und seinem Geschmack war der einzig gültige Wertmesser, vielleicht giebt kaum eine Äußerung ein so charakteristisches Zeichen für diesen beschränkten Geist und das mangelnde

¹⁾ Spence, „An Essay on Popes Odyssey“, London 1737.

Verständnis für die griechische einfältige Größe, wie eine Anmerkung Popes zum 11. Buch der Odyssee: „Ich habe nicht gewagt, das Griechische wiederzugeben. Odysseus sagt, daß Neoptolemos so weise war, daß nur er und Nestor ihn an Weisheit übertroffen hätten — eine Wahrheit, die anmutiger erscheinen würde, wenn eine andere Person als Odysseus selbst sie ausgesprochen hätte; doch vielleicht legte ihm der Dichter diese Worte in den Mund, nur weil er zu den Phäaken spricht, die es liebten, sich selbst zu rühmen, und voll Eitelkeit waren, folglich Odysseus Selbstlob für keinen Fehler halten konnten“ — eine Auffassung übrigens, deren Abgeschmacktheit doch auch schon Spence¹⁾ einsah.

Nun aber, als mit der Romantik Popes Herrschaft fiel, rächte man sich für den langen tyrannischen und selbstgefälligen Zwang, indem man die verächtlichsten Ausdrücke für diese Dichterlinge suchte. Es würde eine lehrreiche Blütenlese ergeben, wollte man die Ausfälle der romantischen Periode gegen die Klassizisten zusammenstellen. Keats stand dabei in der vordersten Reihe, als er in „Schlaf und Dichtung“ die volle Schale seines Hasses über Pope und Genossen ausgoß. Nur einer aus der Schar der jungen Dichter stemmte sich dieser Strömung entgegen: Lord Byron; vielleicht halb aus der Erkenntnis der Ungerechtigkeit, die immer solch einer Bewegung anhaftet, halb aus trotzigem Widerspruchsgeist nahm er jeden Angriff auf seinen Liebling Pope persönlich; stets kampfbereit schleuderte er seine Spottpfeile gegen die Verächter, und ein großer Teil seiner geistvollen Satiren ist gegen diese Pope-Feinde gerichtet. Es bleibt allerdings ein seltsames und psychologisch nicht leicht

¹⁾ Spence a. a. O., p. 47 ff.

erklärbares Schauspiel, wie dieser Dichter des englischen Sturmes und Dranges so zäh, so über alle Köpfe hinweg an diesen Größen des achtzehnten Jahrhunderts festhalten konnte.

Wir, die wir heute unbefangener an jene vielgeschmähte Zeit des Klassizismus herantreten, werden doch williger die Schönheit dieser leicht hinrollenden Flut der Verse und die Pracht des geistreichen Schmuckes anerkennen, die die Zeitgenossen Popes so begeisterte; unser Urteil über seine Homerübersetzung spricht sich vielleicht noch am besten in den Worten Bentleys aus: „Ein schönes Buch, nur darf man es nicht Homer nennen.“

Nur einem kleinen Kreise von Bücherfreunden war es damals bekannt, daß England in Chapman einen Übersetzer besaß, in dem doch ganz anders als in Pope ein Hauch des alten Geistes wehte. Charles Lamb macht Coleridge erst 1802 auf diese Homerübersetzung, die er eben selbst mit Entzücken gelesen, aufmerksam; und dieser wieder schickt sie 1807 als Geschenk an Wordsworth. So mußte Keats Clarke doppelt dankbar sein, daß er ihm jetzt die so schwer zugängliche und doch einzige Folioausgabe vermittelte.¹⁾ Auch Chapman würde vor dem heutigen Gelehrtenforum, das unverbrüchliche philologische Treue von einer Übersetzung verlangt, nicht bestehen. Auch er nimmt es mit Auslassungen, ja mit Zusätzen von ganzen Zeilen nicht so genau. Was ihn aber so weit von Pope trennt, ist die Ehrfurcht vor seinem Dichter. Nicht den Stempel des eigenen Geistes, wie dieser, will er ihm aufdrücken, sondern, wo es irgend angeht, schmiegt er

¹⁾ Erst 1857 ist eine neue Edition von Richard Hooper unternommen worden.

sich dem fremden Geiste an; und soweit es die eigene Sprache erlaubt, versucht er es sogar, die Klangfülle des griechischen Idioms wiederzugeben. Man hat ihm gerade deshalb nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß er ein Griechisch-Englisch schriebe, und nur selten ist es ihm gelungen, in dem spröden englischen Material die zusammengesetzten Adjektiva, die der griechischen Zunge so wohl anstehen, so zu bilden, daß sie dauernd Wurzel geschlagen haben. Meistens sind es aneinander gereihete Worte, denen der Sinn nur langsam nachkommt. The great-in-counsel Odysseus und both-foot-crooked Vulcan u. s. w. werden durch die Bindestriche noch lange nicht zu dem griechischen *πολυμήτις δῖος Ὀδύσσευς* und dem *Ἡφαῖτος Ἀμφιγυήεις*, aber solche mißlungene Versuche stören den Eindruck des Ganzen nicht, und ein Dichter wie Keats wußte doch, daß er griechische Luft hier atmete, und daß, wenn er hier die Schilderung der Grotte der Kalypso las, er höchste Poesie in der edelsten Form vor sich hatte. „Einen der größten Schätze, deren sich die englische Sprache rühmt“, nennt William Godwin diese alte Übersetzung; für ihn, den feinen Kenner des griechischen Textes, lag der Hauptgrund dieser Verehrung nicht sowohl darin, daß er Homer dort wiederfand, als vielmehr „in dem verehrungswürdigen, vortrefflichen Kleide, in dem er sich hier zeigt“. In der Ilias hat Chapman augenscheinlich mit dem vierzehnsilbigen Versmaß die möglichst nahe Anlehnung an den Hexameter, der in der englischen Sprache unmöglich ist, versucht. Da er aber auch hier den Reim nicht hat entbehren können, teilt sich der lange Vers unwillkürlich durch die regelmäßige Cäsur und zerfällt in die altenglische Balladenstrophe, die sich nicht übel dem Stoffe anpaßt. In der Odyssee und den Hymnen aber griff er

einfach zu dem heroischen Versmaß, dem gereimten fünffüßigen Jambus, den er aber mit aller Freiheit des erzählenden Blankverses behandelt; er vermeidet deshalb zwar nicht immer eine gewisse Härte, wirkt aber unvergleichlich abwechslungsreicher als Pope mit der monotonen Regelmäßigkeit seiner Reimpaare.

Diese Verse nun klangen seit jenem denkwürdigen Abend Keats immer in den Ohren, und wie sehr es auch bei ihm „gerade dies treffliche, verehrungswürdige Kleid“ war, was so tief auf die Art seines dichterischen Ausdrucks gewirkt hat, wird die spätere Besprechung seiner Werke zur Genüge zeigen. Die erste Freude aber über diese neue künstlerische Offenbarung war bei ihm ganz ungebündigt. Er gab ihr lauten Ausdruck und konnte sich von dem vorlesenden Freunde nicht eher trennen, als bis die dämmernde Frühe sie mahnte, daß die kurze Sommernacht verstrichen sei. Er eilte heim und — so erzählt Clarke — als er selbst am Morgen um 10 Uhr zum Frühstück herunterkam, fand er in einem verschlossenen Kouvert als schönsten Lohn das Sonett des Freundes: „Beim ersten Lesen von Chapmans Homer.“¹⁾ Wann es entstanden, konnte er sich kaum erklären, aber es war das erste Gedicht, das den Stempel echten Dichtertums trägt. Keats hat als Vergleich mit seiner Empfindung die zwei stolzesten Momente auf der Forscherbahn des menschlichen Geistes gewählt: die Entdeckung eines neuen Himmelskörpers und den ersten Blick auf den Stillen Ozean. Wie könnte der Dichter uns überzeugender den überwältigenden Eindruck, den das Dichterwerk auf ihn gemacht hat, vergegenwärtigen, als daß er sein Gefühl dem Reichtum solcher Augenblicke gleichstellt.

¹⁾ No. IX. 4.

Solche untrügliche Beweise der Hingabe an die Dichtkunst mochten in Clarke doch wohl Zweifel aufsteigen lassen, wie Keats damit die Forderungen seines Studiums, vor allem aber das ungeteilte Interesse, das der ärztliche Beruf verlangt, in Einklang bringen konnte. Er beschloß deshalb, den Freund geradeaus zu fragen, wie er sich die Gestaltung seiner Zukunft dächte, und er erfuhr dabei, was er geahnt hatte. „Mit jener klaren Offenheit, die der Haupttrieb seines Wesens war“, erklärte ihm Keats, daß er sich unfähig fühle, seine medizinischen Pflichten als Lebenszweck zu erfüllen. „Neulich“, erzählte er ihm, „fiel z. B. während der Vorlesung ein Sonnenstrahl in das Zimmer und mit ihm flutete eine ganze Schar von Geschöpfen herein, und fort war ich mit ihnen bei Oberon im Feenlande.“

Trotz dieser Stimmung verfolgte er einstweilen sein Studium mit der nötigen Stetigkeit. Wenn jede freie Minute der Dichtkunst gehörte, so hielt ihn das nur ab, irgend einer Art von studentischer Ausschweifung nachzugehen. Bei seinem ersten Examen am 3. März 1816 zeigte er zum Erstaunen seiner Freunde ziemlich gute Kenntnisse und, was noch erstaunlicher war, er entwickelte nun als Assistent in Guys Hospital große Geschicklichkeit im Operieren. Es war ihm selbst wie ein Wunder, daß ihm alles gelang; denn seine Gedanken waren nicht immer bei der Sache. „Meine letzte Operation“, so erzählte er später, „war die Öffnung einer Schläfenpulsader. Ich führte sie mit der größten Genauigkeit aus; doch als ich mir hinterher überlegte, was unterdessen alles durch meine Seele gegangen war, erschien mir meine Geschicklichkeit wie ein Wunder und ich nahm die Lanzette nicht mehr zur Hand.“ Als er am 25. Juli sein Lizentiaten-Examen

in Apothecary-Hall bestanden hatte, war sein Entschluß fest gefaßt: er wollte die ärztliche Praxis aufgeben, um sich ganz der Litteratur zu widmen.

Wahrscheinlich hatte er mit der Ausführung dieses langsam gereiften Planes so lange gezögert, um durch seine Mündigkeit, die er im Oktober erreichte, die Schwierigkeiten der Auseinandersetzung mit seinem Vormund abzuschwächen. Für Mr. Abbey war das Vorhaben seines Mündels einfach unverständlich; er hätte auch kein Geschäftsmann sein müssen, um zu begreifen, daß man jahrelang sich für einen Lebensberuf eifrig vorbereiten könnte, um dann, am Ziele angelangt, zu erklären, wie es sein Mündel jetzt that: die Ausübung sei ihm ganz unmöglich.

Um so mehr durfte John bei den Brüdern auf freudige Zustimmung hoffen. Beide hatten die Schule inzwischen verlassen und waren nach London gekommen; beide waren eine Zeitlang in Abbeyes Kontor beschäftigt; doch konnte sich Georges stolze Natur nicht mit dem Vormund vertragen, und bei Tom zeigten sich früh die Spuren der Schwindsucht, so daß er für das Geschäftsleben ganz ungeeignet war. John war ihrer beider Stolz; er war von ihnen ausersehen, den Familiennamen zu Ehren zu bringen; jeden Zweifel eines Dritten nahmen sie als eine Beleidigung auf; schon die harmlosen Neckereien des medizinischen Studentenkreises konnten sie aufbringen. Nun begrüßten sie mit Freude den Entschluß des Bruders, „ein Dichter“ zu werden. George beschloß sofort, mit angestrengter Arbeit viel Geld zu verdienen, um den Brüdern eine freie Existenz zu schaffen. John verließ bald nach dem Examen London, um in Margate in größerer Ruhe und Stille am Meere die Sammlung zu finden, die seine Zukunftspläne verlangten.

Kapitel II.

Leigh Hunt und der Londoner Freundeskreis.

1816 bis 1817.

Keats ging aus London nicht mehr als ein in literarischen Kreisen ganz unbekannter junger medizinischer Student — denn kurz vorher muß es gewesen sein, daß der gute Genius seiner Jugend, Cowden Clarke, ihm einen dritten bedeutenden Dienst leistete, indem er ihn bei Leigh Hunt¹⁾ einführte, ein Ereignis, das seinen Ent-

¹⁾ J. Hoops in seinem Aufsatz „Keats' Jugend und Jugendgedichte“ (Englische Studien, XXI. Band, 2. Heft) nimmt an, dass die erste Begegnung von Keats und Leigh Hunt erst nach dem Margater Aufenthalt, der in den August und September fiel, stattgefunden habe. Die Gründe hierfür findet er in einem Aufsatz Leigh Hunts im Examiner vom 1. Dezember 1816, worin dieser den Beginn der Bekanntschaft als „neulich“ bezeichnet. Ausserdem betont Hunt in einer späteren Rezension ausdrücklich, dass er am 5. Mai 1816, wo ein anonymes Sonett von Keats im Examiner erschien, den Verfasser noch nicht gekannt habe. Hoops muss dagegen selbst zugeben, dass Leigh Hunt an anderer Stelle (Lord Byron and his Contemporaries) von einem „entzückenden Sommertage“ spricht, dem das 1816 entstandene Gedicht „I stood tiptoe upon a little hill“ seine Anregung verdankt. Da Leigh Hunt damit ausdrücklich eine Örtlichkeit bei seinem Hause in Hampstead verknüpft, muss er Keats damals schon gekannt haben;

schluß, mit seiner Lebensstellung zu brechen, gewiß stark beeinflußt hat.

Lange schon war Leigh Hunts Name für ihn der Gegenstand der Bewunderung und Verehrung gewesen. In der Clarkeschen Familie in Enfield wurde der Examiner, das von Hunt redigierte liberale Blatt, mit gläubiger Überzeugungstreue gelesen. John, der es ebenfalls lesen durfte und der von dem Verfasser immer mit Be-

das Gedicht selbst aber trägt namentlich im Beginn eine so ausgeprägte Sommer-, ja Frühlingsstimmung, dass der Spätherbst im Oktober nicht dafür passen würde. Dies sind jedoch alles äussere Gründe, denn „neulich“ („the other day“) ist keine zwingende Zeitbestimmung und kann ebenso wie zwei, auch vier oder fünf Monate zurückdatieren; vom 5. Mai bis Anfang August sind aber drei Monate, in denen die Begegnung längst hätte stattfinden können. Was aber für mich ausschlaggebend ist, sind nicht diese immerhin unbestimmten Zeitangaben, sondern innere Gründe: Von Margate aus sind zwei Episteln an den Bruder George vom August und an Cowden Clarke vom September datiert, ihr ausgesprochen Leigh Huntscher Charakter könnte sich einfach auf die Lektüre von *The Story of Rimini* zurückführen, die im Frühjahr 1816 erschienen war. In beiden Episteln aber spricht Keats von Leigh Hunt persönlich in einem Ton, der aufs stärkste annehmen lässt, dass er ihn damals schon kannte.

An George heisst es:

„If has been said, dear George, and true shold it
For knightly Spenser to Libertas dold it
That when a poet &c. —“

Und an C. Clarke:

„With him who elegantly chats and talks
The wronged Libertas.“

Der Name Libertas war damals eine im Freundeskreise beliebte Bezeichnung für Hunt; es ist aber wohl kaum anzunehmen, dass Keats, ehe er Hunt persönlich gekannt hat, ihn unter diesem vertrauten Namen genannt hätte.

geisterung reden hörte, hat hier die ersten liberalen Ideen eingesogen, die sich, wie wir sahen, während seines medizinischen Studiums nur vertieften. Dann kam Leigh Hunts Gefängniszeit, die er wegen Beleidigung des Prinzregenten abbüßte, und der Märtyrer der Freiheit wuchs zum Heros in den Augen seiner Anhänger.

Clarke war gerade von Enfield aus in London gewesen, um den eben Freigewordenen zu beglückwünschen. Auf dem Rückwege traf er Keats, der mit ihm umkehrte und ihm beim Abschied zögernd mit scheinem Blick ein Sonett in die Hand drückte, betitelt: „Am Tage, da Leigh Hunt das Gefängnis verließ“. Clarke war höchst überrascht, denn er hatte bisher keine Ahnung von den poetisch produktiven Bestrebungen seines jungen Freundes gehabt; nun aber das Eis einmal gebrochen war, hatte er bald eine kleine Sammlung dieser Erstlingsfrüchte in seinen Händen. Mit diesen begab er sich eines Tages zu Leigh Hunt, um von ihm ein Urteil über die Fähigkeiten seines Freundes zu hören. Er kannte Leigh Hunts lebenswürdige Beurteilung junger Talente und war guten Mutes hingegangen; weit übertroffen aber wurden seine Hoffnungen durch die Aufnahme, die die Verse des jungen Dichters dort fanden.

Cowden Clarke traf bei Leigh Hunt zufällig Horace Smith, den reichen Citybankier und lebenswürdigen Kunstmäcen, der sich selbst in geschmackvollen Versen versucht hatte. Shelley hat von ihm eine für beide bezeichnende Charakteristik gegeben: „Ist es nicht komisch, daß der einzige freigebige Mensch, der das Geld dazu hatte, freigebig zu sein, ein Bankier sein mußte? Und er schreibt auch Gedichte und Schäferdramen und weiß doch, wie man Geld macht; er macht es und ist doch freigebig!“

Beide Männer sprachen sich über die Gedichte mit bedingungsloser Anerkennung aus, und nach eifriger Erkundigung über den jungen Verfasser wurde Clarke aufgefordert, seinen Schützling persönlich einzuführen. Nun wurde auch keine Zeit verloren. Mit leuchtenden Blicken, die den Vorübergehenden auffielen, gespanntester Erwartung und beschleunigten Schritten ging Keats an Clarkes Seite dem erselten Interview entgegen. Und diese erste Begegnung, die die Zeit von „drei ersten Besuchen“ umfaßte, war der Anfang einer schnell und eng geknüpften Freundschaft, Keats gab sich ganz dem faszinierenden Einfluß von Leigh Hunts Persönlichkeit hin; bald wurde er ein immer willkommen geheißener Hausfreund, für den in der Bibliothek ein Bett bereit stand, wenn sich die Abendbesuche zu tief in die Nacht ausdehnten.

Leigh Hunt genoß damals eine große Popularität. Er war von früh an der „verzogene Liebling des Publikums“ und stolz auf diesen Titel. Jetzt aber sah er sich von einem Kreise „der Besten“ umgeben, die sich beeiferten, ihm ihre Huldigung zu bringen. Am 2. Februar 1818 hatte er seine zweijährige Gefangenschaft abgebußt. Der Anlaß zu seinem Angriff gegen den Prinzregenten im Examiner war eine byzantinische Huldigung, die diesem in der „Morning Post“ gebracht worden war; und schonend waren die Worte nicht, mit denen Hunt die übel angebrachten Schmeicheleien zurückwies. Das Porträt des Fürsten schließt mit den Worten: „Und dieser ‚Adonis von Anmut‘ ist ein korpulenter Mann von 50, dieser entzückende, segensreiche, weise, angenehme, ehrenwerte, tugendreiche, treue und unsterbliche Prinz ist ein Wortbrecher, ein Wüstling, der über Hals und Kopf in Schande steckt, ein Verächter der häuslichen Bande, ein Geselle von Spielern

und Kourtisanen, ein Mann, der gerade ein halbes Jahrhundert beschlossen hat, ohne den geringsten Anspruch auf die Dankbarkeit seines Landes oder die Achtung der Nachwelt zu haben.“

In England werden Schmähschriften streng bestraft, auch wenn sie nicht gegen regierende Fürsten gerichtet sind, und das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis und 1000 £ Geldbuße. Die unter der Hand zugesicherte Straflosigkeit für den Fall, daß sich die Verurteilten — Hunts Bruder und Mitredakteur traf die gleiche Strafe — verpflichteten, nichts mehr öffentlich gegen die Regierung zu sagen, wurde von beiden abgewiesen. Leigh Hunt war ein zu großer Freund der Natur, als daß die Sehnsucht nach seinen Wiesen und Hügeln ihn nicht die Freiheit hätte schmerzlich vermissen lassen, er war auch körperlich zu zart, seine Gesundheit zu anfällig, um nicht eine dauernde Erschütterung derselben zu empfinden; was aber Freunde und eigenes Temperament leisten konnten, um ihm diese Zeit der Gefangenschaft zu erleichtern, das geschah. — Er erhielt die Erlaubnis, daß seine Familie bei ihm wohnen durfte, und erzählt selbst, daß jemand, der unversehens bei ihm eingetreten wäre, alles andere eher als ein Gefängnis vermutet hätte. Die Wände seines Zimmers hatte er mit Rosen austapezieren und an die Decke einen Himmel mit Wolken malen lassen, und die nie fehlenden frischen Blumen erlöhnten die leichte Anmut der Umgebung.

Da saß er dann inmitten seiner geliebten Bücher, träumte, schrieb, dichtete und empfing die Besuche seiner zahlreichen Freunde. Die alten kamen alle, unter ihnen der Allerweltsfreund Charles Lamb, den er seit seiner Kindheit kannte, da sie beide Schüler von Christs Hospital waren; und eine Reihe neuer Besucher, die dem Märtyrer

für die liberalen Ideen, denen sie selbst anhängen, ihre Achtung bezeugen wollte, meldete sich. Cowden Clarke war einer der ersten, er brachte dem Gefangenen eine „Erinnerung an die Landfreunden“ in Gestalt einer wöchentlichen Sendung von frischen Blumen und Früchten aus dem Schulgarten von Enfield; auch Hazlitt kam und Lord Byron, der durch seine Stellung, seine Schönheit und seinen jungen Dichterruhm eben jetzt die größte Bewunderung erregte. Der größte Gewinn aber für Hunts Leben war die Beziehung zu Shelley, „dem Freund der Freunde“, die er während seiner Gefangenschaft anknüpfte. Er hatte Shelley schon früher gesehen, und dieser, der damals im Ausland lebte, säumte jetzt keinen Augenblick, an Hunt, den er auch in pekuniärer Verlegenheit währte, zu schreiben und ihm ein fürstliches Anerbieten zu machen. Hunt lehnte für diesmal ab, da er es nicht brauchte, gesteht aber freimütig, daß er zu anderen Zeiten sich weder gegen Shelley noch gegen andere Freunde spröde verhalten habe. Dickens, der in Bleak House Hunt zum Vorbild von Mr. Skimpole genommen haben soll, hat in diesem Punkte Hunts Anschauung wohl getroffen; er hielt das Geben für ein so großes Glück, daß der Empfangende für ihn ein Wohlthäter des Gebers ist. Zur häßlichen Karikatur Hunts wird Skimpole aber durch den krassen Egoismus, von dem sein Vorbild völlig frei war; solange Hunt selbst etwas hatte, war er am ersten bereit, auch anderen damit auszuweichen.

Nach seiner Freilassung war Hunt in sein geliebtes Hampstead zurückgekehrt, wo er in „the Vale of Health“ ein anmutiges Haus bewohnte, in dem der 32jährige „Dichterpatriot“, wie ihn seine Freunde nannten, einen geistvollen Zirkel um sich versammelte. Von mehr als

einem Zeugen wissen wir, wie bezaubernd lebenswürdig der immer gut aufgelegte Wirt war. In seiner Lieblingsstellung, die schlanke hohe Gestalt mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, empfing er seine Gäste. Die dunkeln Augen schauten mit südlichem Feuer unter dem lockigen Haar auf den Gast, auf jedes Gespräch ging er gerne ein; zu leichter Plauderei wie zu tiefer Reflexion gleich bereit, riß er durch Witz und sprühende Lebhaftigkeit seine Umgebung mit fort.

Er erzählt uns, daß sein Blut von seinen Eltern her eine Mischung von Heiterkeit und Melancholie gehabt habe. Beide Eltern waren Amerikaner, der Vater, aus Barbadoes gebürtig, vererbte dem Sohne einen Tropfen südlichen Blutes, südlicher Leichtigkeit und südlichen Feuers. Die Mutter hat der Sohn, der nach der Übersiedlung der Eltern nach England geboren war, niemals lächeln sehen; sie hat dem Knaben, den sie hauptsächlich erzogen hat, eine gewisse Schüchternheit und eine nervöse Angst, andern Leid zuzufügen, aufgeprägt; und als mit zunehmender Männlichkeit die fröhliche Leichtigkeit seines Charakters immer siegreicher durchbrach, bildete doch diese Ängstlichkeit, dies Zurückbeben vor dem Leiden eine melancholische Unterströmung seines Wesens.

Leigh Hunt war ein frühreifes Talent, der 16jährige erntete die ersten Lorbeeren, als sein Vater sehr unpädagogisch die Gedichte seines Sohnes veröffentlichte und den Jungen damit eine Zeitlang gründlich verdarb. Er nennt sie in seiner Autobiographie selbst völlig wertlose Nachahmungen. Doch liegt Hunts Bedeutung überhaupt nicht auf dem Gebiete der Dichtung, so oft er auch sein langes Leben hindurch sich darin versucht und so manchen momentanen Erfolg er damit errungen hat. Wenn er auch

als Dichter nicht vergessen ist, so dankt er dies nur dem Einfluß, den er als solcher zeitweise auf seine größeren Freunde geübt hat. Seinen Namen aber hat er sich als Journalist gemacht. In einer Laufbahn, die 1808 begonnen war und erst wenige Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1859 ein Ende fand, redigierte er nacheinander acht Journale, die er zum Teil ganz selbst schrieb. Nur der Examiner war ein politisches Blatt. Seine Gefangenschaft hatte ihm doch die Freude an politischer Schriftstellerei genommen; mit ganzer Lust und Kraft schlug er nun die Bahn seiner Vorbilder Steele und Addison ein. Der größte Teil der schier unübersehbaren Menge seiner kleinen Essays besteht aus den spezifisch englischen „papers“, kurzen leichten Plaudereien mit dem Leser, die mit Vorliebe an die Bedürfnisse des täglichen Daseins, an die Gemeinplätze des Lebens anknüpfen. Man muß Leigh Hunt hier in seiner Werkstatt aufsuchen, man muß auf das persönliche Verhältnis eingehen, das er von seinem Leser verlangt, um noch heute zu verstehen, was die Zeitgenossen so entzückte und die verschiedenartigsten Menschen zu ihm hinzog — hat er doch im späteren Leben noch einen so schwer zu fassenden Charakter wie Carlyle gefesselt.

Es ist Hunt ein inneres Bedürfnis, diese „papers“ zu einem Spiegel seines intimen Lebens zu machen. Der befreundete Leser muß erfahren, wie er sein Studierzimmer eingerichtet hat, welches seine Lieblingsbücher sind, wie alles sein Interesse erweckt, von den Sternen bis zu der Fliege auf seinem Papier, ja daß es ihm an Mitteln fehlt, sich abends einen Wagen zu nehmen. Und wenn der Leser ihm nur willig folgt, so will er ihn lehren das Leben ebenso leicht und anmutig zu genießen, wie er selbst es thut. Er zeigt ihm die Reichtümer zu finden, wie sie die

Phantasie in die Theestunde, das Frühstück und die einsamen Nachtwege hineinlegt. Mit gleicher Leichtigkeit wandelt er, oder umgeht nach seinem eigenen Urteil lieber, die ernsten Pfade der Philosophie: „Ich mache meine Augen nicht blind, um in die Sonne am Himmel zu sehen. Ich glaube, daß sie dort ist, aber ich finde ihr Licht auch hier auf Erden, und wenn ich könnte, führte ich die Menschheit aus Elend und Kälte in ihren Schein“, das ist die Quintessenz seiner philosophischen Anschauung. Er sieht das Leiden wohl, das die Menschheit trägt — aber „die Schmerzen selbst streben der Lust zu“. Epikur hätte sich seines Schülers gefreut. Natürlich führte ihn diese Fähigkeit, alles, was um und in ihm geschah, auszusprechen, leicht zu Banalitäten, von denen auch seine besten Sachen nicht ganz frei sind. Dieses Schmetterlingsgelüste, nur mit dem Sommersonnenschein zu leben, hinderte ihn ein Problem in seiner Tiefe zu erfassen. Man braucht nur Charles Lambs Elia-Essays, die in allem Äußern oft bis auf die Titel Geschwisterkinder der seinen sind, zu vergleichen, um zu wissen, was es heißt, wenn eine tiefe Natur wie die Lambs, von dem Leigh Hunt selbst sagt, „wenige errieten, was er im Laufe seines Lebens gelitten“, sich mit der weiten Skala seiner Empfindungen offenbart.

Es war nur gleichsam eine Erweiterung dieser gewohnten Art der Mitteilung an das Publikum, die Hunt im späteren Leben zu seinem liebenswürdigsten und in seiner Art vollendeten Buche, seiner Autobiographie, führte; „ein frommes, freimütiges, wahrhaft menschliches und würdiges Buch“ nennt es Carlyle. Der Autor war so gewöhnt, im Vordergrund seiner Mitteilungen zu agieren, daß er sich freier, leichter und ungezwungener bewegt,

als es sonst Autobiographen gelingt. Zu der Feinheit der Schilderung gesellte sich eine lang geübte kritische Fähigkeit, die sich ohne zuviel Eitelkeit mit ehrlicher Überzeugung an das eigene Ich heranwagte. Er verhüllt die eigenen Schwächen nicht, legt sie auch nicht cynisch bloß, sondern sucht sie zu erklären und damit zu entschuldigen. Und viel will es sagen, daß es ihm hier auch fast gelingt, den Schatten zu lichten, den er auf seinen Charakter geworfen hatte, als er 20 Jahre früher „Lord Byron and some of his Contemporaries“ veröffentlichte, ein Buch, das kleinliche Mißgunst und gereizter Mißmut ihm in die Feder diktiert hatten. Es war gewiß eine besondere Ungunst des Schicksals, die diese beiden Menschen in Italien aufeinander anwies, gerade als der Tod Shelleys Vermittelung vereitelt hatte. Byron hatte nicht wie dieser die Grazie des Gebens, Hunt mochte sich in die Rolle des dankbaren Almosenempfängers nicht finden; und beiden fehlte Lust und Interesse für die gemeinsame litterarische Arbeit, zu welcher Hunt die Reise nach dem Süden unternommen hatte.

Trotz aller Weichheit seines Charakters besaß doch Hunt eine Eigenschaft härterer Naturen. Er hatte den Mut seiner Meinungen; das hat er auf politischem Gebiete hart gebüßt, und das hat ihm auf litterarischem unzählig viel Haß und Unglimpf eingetragen. Er wagte es, Voltaire öffentlich zu preisen zu einer Zeit, als das in England noch als moralischer Defekt angesehen wurde; und wo es galt, einem jungen Talent öffentlich fortzuhelfen, war er stets bei der Hand. Diese Eigenschaft, verbunden mit einer geistreichen ästhetischen Empfindung und einer beweglichen Anpassungsfähigkeit, machte ihn zu einem gefürchteten und geschätzten Kritiker und war die Vor-

bedingung für den geistigen Einfluß, den er auf seine jüngeren und größeren Dichterfreunde, wie Keats und Shelley, ausübte.

Im Frühjahr 1816 veröffentlichte Hunt „The Story of Rimini“, ein Gedicht, das er im Gefängnis verfaßt hatte und dessen Erscheinen mit gespanntem Interesse von den Freunden begleitet wurde. Sie alle sahen in ihm wie der Verfasser selbst einen Heroldsruf zur Freiheit auf dem Felde der Litteratur, wie er ihn vordem auf dem Gebiete der Politik hatte ertönen lassen. Nicht der Inhalt trägt irgendwie ein radikales oder revolutionäres Gepräge; im Gegenteil, die große Herzenstragödie Francescas, die Dantes wenige Terzinen so überwältigend vortragen, hat sich hier einer etwas furchtsamen Moral angepaßt, da die Schuld dem Vater zugeschoben wird, der selbst der Tochter statt des ernststen strengen Gemahls den liebenswürdigen Bruder zuerst entgegenführt; und wie sehr Hunts empfindsame Nerven vor der Katastrophe zurückbeben, zeigt nichts besser als die Unsicherheit, mit der er an den Schluß heranging: erst war es ein Duell der Brüder, das Paolos Leben ein Ende machte, dann Mord, bei der nächsten Auflage wieder das Duell, das dann später endgültig dem Morde weichen mußte. Ein Blick in Byrons Parisina, wo das gleiche Motiv behandelt wird, zeigt den ganzen Gegensatz der beiden Dichter. Byron sucht den tragischen Stoff gerade auf, um die gewaltigen Kämpfe bei allen drei beteiligten Personen nach der Katastrophe in all ihrer erschütternden Tiefe zu schildern, während die Vorgeschichte des Liebespaares sich in wenige, allerdings unvergleichlich schöne Eingangsstanzen zusammendrängt, die die Begegnung Parisinas mit Hugo, ihres Gatten Stiefsohn, im Garten schildern.

Hunt war der Tragik des Stoffes nicht gewachsen, doch enthält namentlich der erste Gesang in der buntfarbigen Schilderung des Festzuges und der anmutigen Frühlingsstimmung Schönheiten, die die Bewunderung von Männern wie Lamb, Shelley und Keats erklären. Keats besonders hat gerade dieser Gesang in seiner dichterischen Neigung zu ähnlichen Bildern bestärkt.

Das Neue aber, das Hunt in seinem Gedichte geben wollte, lag in der Form, in der freien Behandlung des echt englischen heroischen Verses, des paarweis gereimten fünffüßigen Jambus.¹⁾ Die kurze Vorrede, die er dem Gedichte vorausschickte, sollte beweisen, daß die hochgepriesene Kunst des glatten Popeschen Verses keine Kunst sei, daß man bisher immer Glattheit mit musikalischer Schönheit verwechselt habe; nur die letztere sei wirklich dichterisch und von wirklich großen Dichtern gehandhabt, während die Gleichmäßigkeit der Pausen und Accente der Popeschen Verse, denen man bisher als höchstem Muster nachgestrebt habe, langweilig, eintönig und unkünstlerisch sei. Darum weist er zurück auf die Elisabethaner, auf Milton und besonders auf Drydens freie Behandlung des heroischen Verses; darum sucht er selbst den Accent oft zu verschieben, die Cäsur so reichhaltig wie möglich zu gestalten, den paarweisen Reim durch den dreizeiligen zu unterbrechen und von Zeit zu Zeit einen Alexandriner einzuschieben, im engsten Anschluß an Dryden, dem er nach Möglichkeit nachzustreben sucht. Und ebenso wie in der äußeren Form, so sucht er auch im Ausdruck die Fessel des sogenannten poetischen Stiles der Klassizisten abzu-

¹⁾ Eine eingehende Behandlung der Entwicklung des heroischen Verses bei den englischen Dichtern siehe Schipper, Englische Metrik, Bonn 1888, Bd. II, Abt. I, Kap. 4.

streifen. „Mit dem Bestreben, einen freien Geist in das Versmaß einzuführen, habe ich eins von noch größerer Wichtigkeit verbunden: das nach einer freien und natürlichen (*idiomatic*) Behandlung der Sprache“, heißt es in seiner Vorrede.

Gewiß, das waren nicht Forderungen, die Hunt zum ersten Male aufgestellt hatte. Wordsworth in seiner Vorrede zu den lyrischen Balladen hatte schon 1798 fast mit den gleichen Worten die Behauptung ausgesprochen, daß die poetische Sprache von der des wirklichen Lebens nicht im Prinzip abweiche. Wordsworths eigene Praxis aber war seiner Generation noch zu fremd und zu schwer verständlich. Die einsamen ungewohnten Gestalten seiner Dichtung, die er diese Sprache reden ließ, waren zu lange noch unpopulär, als daß sein Ruf sobald hätte gehört werden können. Hunt war leichter und schneller zu verstehen und fand bereitwillige Schüler. Er selbst freilich bewegte sich noch ungeschickt in diesem freien Gewande der Dichtung, die Mannigfaltigkeit seiner Verse wird oft halt- und ziellos, und die Worte, die er wählte, wollten dem hohen poetischen Sinn, den er in sie hineinlegte, nicht immer entsprechen; begabtere Dichter aber sahen die Vorteile, die er anempfahlen hatte, und gebrauchten sie mit größerem Können.

Keats jedenfalls war ihm auf halbem Wege schon entgegen gekommen; zweifellos hat er seine Epistel an George Felton Mathew schon geschrieben, als er Hunt noch gar nicht kannte und auch seine „Story of Rimini“ noch nicht herausgekommen war, und doch hat er sich hierin schon Freiheiten des Accentues, des Reimes und Enjambements, d. h. der Überleitung des Satzes in die nächste Zeile erlaubt, wie sie Hunt nicht besser verlangen

konnte; möglich, daß er die zweite Ausgabe von „The Feast of Poets“ schon kannte, wo Hunt in den Noten den gleichen Feldzug gegen die Pope-Schule beginnt; möglich auch, daß er sich von selbst dazu gedrängt fühlte, vielleicht angeregt durch einen oder den andern der Elisabethaner: kurz, die neue geistige Atmosphäre brachte schnell alle Keime, die in ihm lagen, zur Entwicklung. Nicht nur die beiden nächsten, in Margate verfaßten Episteln an Cowden Clarke und seinen Bruder George sind in dem Huntschen Versmaß verfaßt, er wählte es auch für alle längeren Gedichte seines ersten Bandes und handhabte es mit immer größerer Vollkommenheit von *Endymion* bis zu *Lamia*, von der Hunt selbst treffend sagt: „Die Verse berauschen sich an ihrem eignen Fluß.“ Natürlich nahm Keats in jugendlicher Begeisterung mit den Vorteilen der Theorie Hunts auch viele seiner Unarten an; der verhängnisvolle Grundsatz, die Umgangssprache zu einer poetischen zu erheben, läßt sich in dem familiären Ton der Episteln wohl ertragen, verdirbt ihm aber noch bis in die Zeit seiner Arbeit am *Endymion* oft den Eindruck poetisch empfundener Bilder.

Leigh Hunt lag es natürlich am Herzen, Keats sobald wie möglich mit Shelley zusammenzubringen. Shelley hatte eben die traurige Katastrophe des Selbstmordes seiner ersten Frau durchgemacht. Er hatte bald darauf durch die Sanktionierung seiner Ehe mit Mary Wollstonecraft Godwin sich mit den Verwandten seiner zweiten Frau ausgesöhnt, und nach kurzem Aufenthalt in London ließ er sich in Great-Marlowe an der Themse, ein Stück oberhalb Londons, nieder. In dieser Zeit war er ein häufiger Gast in Hampstead, wo er sich ausruhte, mit den Kindern spielte, mit ihnen Papierschiffchen schwimmen

ließ, und wo er an Hunt einen geistigen Gefährten hatte, wie er ihn brauchte.

Die Begegnung, von der sich Hunt soviel versprochen, hatte nicht ganz den gewünschten Erfolg. Shelley zwar kam dem jüngeren Keats so freundlich und ermutigend wie nur möglich entgegen. Dieser aber hielt sich zurück. War es wirklich die Abneigung gegen den „Baron“, wie Hunt und Haydon behaupten? Es wäre dies einem Mann wie Shelley gegenüber, der eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen solche Vorzüge hatte, schwer zu verstehen; er müßte solch ein Vorurteil schnell besiegt haben. Bei Keats läßt es sich nur daraus erklären, daß er von jeher seiner niederen Geburt halber manchen Spott hatte ertragen müssen. Mehr als hieraus entsprang seine Zurückhaltung vielleicht aus dem Gefühle der dichterischen Überlegenheit des andern, das ihn drückte; jedenfalls verhielt er sich aller Freundlichkeit Shelleys gegenüber kühl und lehnte eine Einladung nach Great-Marlowe ab, wie er einem Freunde schreibt, „um sich freien Spielraum zu lassen“. Er schrieb damals eifrig am Endymion und fürchtete durch Shelleys Rat und Einfluß aus seiner Bahn gebracht zu werden. Medwin erzählt in Shelleys Leben, daß dieser „The Revolt of Islam“ im Wetteifer mit Keats' Endymion geschrieben habe, doch spricht kein weiteres Zeichen dafür, als daß die Gedichte zu gleicher Zeit entstanden, so daß der Plan wohl von beiden in Leigh Hunts Haus gefaßt und besprochen wurde. Immerhin waren solche Dichterwettspiele hier nichts ungewöhnliches. Hunt und Keats hatten sich schon früher in einem Sonett über das Thema „The Grasshopper and the Cricket“ versucht, das Keats zu dem oft citierten Anfang „The poetry of earth is never dead“ Anlaß gab; in Shelleys Gegenwart wurde eines über den

Nil vorgeschlagen, doch weder das von Keats noch das von Shelley ist als sehr gelungen anzusehen. Das von Hunt ist zweifellos das beste.

Shelley ward bald darauf aus seiner kurzen Ruhe aufgestört durch das Urteil des Lordkanzlers, der ihm das Recht absprach, seine Kinder aus erster Ehe selbst zu erziehen, da sein Betragen als Gatte und seine gefährlichen Meinungen, von denen seine Schriften zeugten, nicht die Garantie für eine gute Erziehung der Kinder gäben. England war ihm verleidet, er fühlte sich krank und elend, so sagte er seiner Heimat Valet, um sie nicht mehr wiederzusehen. Auch die beiden Dichter sollten sich nicht mehr begegnen; Shelley aber hat in Keats' letzter Lebensperiode wiederholt bewiesen, daß ihn ein hochherziges und tiefes Interesse für das Schicksal und den Genius von Keats beseelte.

Von weit größerem persönlichen Einfluß war ein anderer Mann, den Keats im Hause Leigh Hunts kennen lernte, der Historienmaler Benjamin Robert Haydon. Wahrhaft zündend muß dieser merkwürdige Mensch auf den jungen Dichter gewirkt haben. Auch diese Begegnung scheint Cowden Clarke vermittelt zu haben, denn am 31. Oktober 1816 schreibt Keats an ihn: „Ich will pünktlich wie die Biene im Klee sein. Sehr froh bin ich, diesen berühmten Haydon und alle seine Schöpfungen zu sehen.“ Und schon am 20. November sendet er an Haydon ein Huldigungssonett, in dem er ihn, Wordsworth und Hunt zusammen als die „großen Geister“ der Zeit preist. Haydon war eine Prophetennatur voll glühender, alles mit fortreißender Begeisterung, unzählbarer Energie und der unerschütterlichen Überzeugung, daß er als ein Gottgesandter ein geweihtes Werk zu vollbringen berufen sei.

Sein großes Ziel war: die Historienmalerei in England auf neuen Bahnen zu einer bisher nie geahnten Höhe zu führen. Sein Glaube an sich selbst wurde ihm durch einen fortwährenden Verkehr mit dem höchsten Wesen und durch innere Erleuchtung bestätigt, und dies beständige Lauschen auf den Flügelschlag des eignen Genius drückte seiner ganzen Persönlichkeit so sehr den Stempel des Außergewöhnlichen auf, daß er auch andere von sich und seiner Berufung überzeugte.

Als Keats den Dreißigjährigen kennen lernte, arbeitete er gerade an seinem großen Bilde: Christi Einzug in Jerusalem, das ihn seiner Hoffnung nach zur Unsterblichkeit führen mußte, und worauf er die Porträts seiner Freunde, wie Wordsworth und Keats, anbrachte. Keats' Huldigungen waren für ihn nichts ungewöhnliches, er empfing damals „goldene Meinungen“ von den verschiedensten Menschen. Wordsworth hatte ihm im Jahre vorher sein berühmtes Sonett gesandt, zwei andere folgten in späteren Jahren, und auch Hamilton Reynolds und Leigh Hunt feierten ihn auf gleiche Weise. Und doch hatten seine Freunde ihm zu gläubig vertraut, und er selbst hat seinem Genius zu viel abtrotzen wollen; denn seinem starken Willen entsprach kein gleiches Können. Seine Bilder sind heute beiseite geschoben oder vergessen, und die fortwährende hohe Spannung seines Wesens schlug oft plötzlich in Kleinlichkeit, in Egoismus, Neid oder Ärger den Freunden gegenüber um. Jede Mißgunst des Schicksals empfand er als ein bitteres persönliches Unrecht, so daß er sich trotz Energie und prahlerisch gerühmter Charakterstärke von äußeren Mißverhältnissen so überwältigen ließ, daß er schließlich im Selbstmord sich an allen seinen hohen Zielen bankrott erklärte.

Damals aber sah Keats nur das starke, blendende

Licht in diesem Manne; er hätte nicht einundzwanzig Jahre sein müssen, um nicht entzückt zu sein, als nach kurzer Bekanntschaft Haydon ihn ganz in seine Nähe zog und an seinen hochfliegenden Ideen teilnehmen ließ. Haydon hatte auch sofort eine große Zuneigung für Keats gefaßt, ihn interessierte die Frühreife seines Intellectes und die poetische Kraft, die sich in einzelnen seiner Gedichte fand. Es war ein etwas berauschender Trank, den er dem Ungewöhnten zu trinken gab. So oft dieser wollte, sagte er dem jungen Dichter, daß er zu den Auserwählten gehöre; Worte wie „große Geister“, „große Absichten“, „Genius“ waren Haydon auch in dem, was andere Menschen Alltagsleben nennen, so geläufig, daß er nicht zögerte, sie auch auf den Freund anzuwenden, dem er bereitwillig einen Platz, wenn auch ein wenig unter sich, bei den Unsterblichen anwies. „Gieb keinen trüben Ahnungen nach“, schreibt er an den Freund, „sie sind nichts als überreizte Ängstlichkeit eines großen Geistes, der über seine Kräfte angestrengt eine Zeitlang in matte Unthätigkeit verfällt. Jeder Mensch mit großen Ansichten wird zuzeiten so gequält. Vertraue auf Gott mit aller Kraft, teurer Keats. War ich in Unruhe, Not und Trauer, hier fand ich Hilfe. Immer erhob ich mich von meinen Knien mit erfrischem Mut, mit eisenstarker Festigkeit, einer kristallinen Frömmigkeit des Gefühls, die mich mit Widerstandskraft gegen die Unbill des Lebens entließ. Durch beständige Übung wirst du diesen beständigen Verkehr und diese beständige Begleitung haben; und in jeder Not wende dich an den großen Stern deiner Hoffnung, der dich nie enttäuschen wird. Gott segne dich, Keats! Verzweifle nicht, sammle Stoff, studiere Charaktere, lies Shakspeare, vertraue auf die Vorsehung und du wirst es machen, du mußt.“

Keats ging auf den Ton dieses Briefes, der ein Beispiel für eine ganze Reihe ähnlicher ist, mit Lebhaftigkeit ein. Auf seine unruhige Frage, ob es ihm gelingen würde, als Dichter etwas großes zu leisten, antwortete der Freund ihm ja so zuversichtlich. Shakspeare zu lesen brauchte Keats nicht mehr ermahnt zu werden, denn alle seine Briefe aus jener Zeit sind ein Zeichen hierfür; kaum einer, der nicht eine Anspielung oder ein Citat aus Shakspeare bringt. Gerne und oft folgte er der Einladung, die ihn in Haydons Atelier immer willkommen hieß; er holte sich dort in anregendem Gespräch, wie er sich selbst ausdrückt, „Schwingen für den Abend“. Haydon erzählt selbst, daß er Shakspeare mit keinem wie mit Keats genossen habe. Für die bildenden Künste war Haydon in dieser ersten Zeit natürlich Orakel und Keats ganz bewundernder Zuhörer. Er giebt sich die größte Mühe, seinem Lehrer auch hier zu folgen und auf seine großen Worte einzugehen, und ganz im Haydonschen Ton schreibt er diesem: „Schon als Schulknabe war meine Vorstellung von der Historienmalerei so abstrakt, wie ich sie nicht in Worte fassen kann. Ich sah sie in der Entfernung groß, hervorragend, rund und in prächtigen Farben — es war etwas gleich dem Gefühl, das ich für Antonius und Kleopatra habe, oder für Alcibiades, der auf seiner Galeere liegt und dessen breite Brust sich unmerklich mit den Wogen hebt.“

Keats aber war doch zu ehrlich, um sich auf diesem Gebiete, wo er ganz Neuling war, von dem überlegenen Künstler nur gängeln zu lassen. Als Haydon ihn zu seinen Parthenonskulpturen führte, deren Erhaltung und Erwerbung für das Britische Museum sein gerechter Ruhmes-titel ist, sah Keats bald, daß trotz seines großen Wunsches,

in ihre Schönheit einzudringen, sein Auge einstweilen noch nicht geschult genug war, um aus den Bruchstücken das Ganze, wie ihm das später gelang, in reiner Fülle zu genießen.

Dieser Kampf spricht sich in zwei Sonetten aus, die er Haydon schickte und die wahrscheinlich von diesem veranlaßt wurden. Haydon erfreute in dem zweiten besonders das Bild des kranken Adlers, der zur Sonne schaut. „Ich kenne kein schöneres Bild“, schreibt er ihm dankend, „als den Vergleich eines Dichters, der sich unfähig fühlt, seine höchsten Gefühle auszudrücken, mit einem kranken Adler, der zur Sonne schaut, wobei er sich erinnern muß, wie er einst inmitten der Glut der Sonnenstrahlen in der reinen Höhe glitzernder Wolken schwebte; hier und da segelte ein Engel auf seinen Irrfahrten an ihm vorüber, wenn er mit bewegungslosen Schwingen sich ruhig dem Winde hingab, oder im heftigen Stoße eifrig und begierig auf den Gegenstand seines Spähens niederfuhr.“

Im Frühjahr 1817, als diese beiden Sonette geschrieben sind, war die Freundschaft mit Haydon auf ihrem Höhepunkte. Leidige Geldsachen, in denen sich Haydon zum mindesten unzeit und nachlässig benommen hatte, entfremdeten sie später einander. In dieser Zeit aber können wir den wachsenden Einfluß des Künstlers mannigfach verfolgen.

Haydon war ein begeisterter Verehrer von Wordsworth, und dies schon in einer Zeit, wo er sich mit seiner Meinung noch einem starken Strome entgegenstemmte. Keats wurde auch hierin so schnell sein gläubiger Jünger, daß er schon in dem ersten Sonett an Haydon Wordsworth in die Reihe der großen Geister stellte. Als Haydon ihm verspricht, dies Sonett an Wordsworth zu schicken, „benimmt ihm der Gedanke daran den Atem“. Wordsworth wird nun häufiger in seinen Briefen genannt als irgend

ein anderer Dichter, Shakspeare ausgenommen. „Der Ausflug, Haydons Bilder und Hazlitts Tiefe des Geschmacks“ sind für ihn die drei Dinge, über die man sich in dieser Zeit erfreuen muß — „und Keats' Genius“ beefiert sich Haydon natürlich in seiner Antwort hinzuzusetzen. Doch so unzweifelhaft wir die Spuren von Wordsworth damals auch in seinen Gedichten verfolgen können — man vergißt bei diesem ganzen Verhältnis niemals, daß es von außen an ihn gekommen war. Unwillkürlich nimmt seine Sprache eine Schattierung wärmeren Tones an, sobald er gerade an Haydon über Wordsworth schreibt, obgleich auch Hunt, der anfangs die Dichter der Seeschule mit scharfem Spotte in seiner Satire „The Feast of Poets“ mitgenommen hatte, sich immer mehr zu einem bewundernden Verehrer „dieses ersten lebenden Dichters“ entwickelte. Bei diesem aber wie bei Keats war es der Kern ihrer Weltanschauung, was sie von Wordsworth im Innersten doch fern hielt. Gar zu verschieden war die phantasievolle, gestalten- und schönheitsfrohe Welt des jungen Dichters, der sich so stark zu der sonnigen Pracht des Griechentums hingezogen fühlte von der des ernststen philosophischen Grüblers, dem die Welt der Sinne immer nur eine Staffel war, um zu einer erhabeneren übersinnlichen aufzusteigen. Doch verschwand auch in Keats' späteren reifen Werken jede Spur eines solchen Einflusses, so ist er unverkennbar in den ersten Gedichten, die in der bildsamen Zeit entstanden, wo Haydon unwiderstehlich auf ihn wirkte. Zwei seiner längeren Gedichte besonders tragen unverkennbare Spuren der eifrigen Lektüre von Wordsworth. Das eine ist ein früher Entwurf zum Endymion, den er schon im Sommer 1816 begann, an dem er aber noch im Dezember arbeitete. Die zweite Hälfte dieses Gedichtes ist eine Aus-

führung des Gedankens, daß die Phantasiegestalten, womit die alten Dichter die Natur bevölkerten und beseelten, Naturschauspiele zum Anlaß gehabt hätten; der Natur also, als Inspiration des dichterischen Schaffens, gebühre der Ruhm und Dank der Dichter. Dieser Gedanke stammte von Wordsworth¹⁾, und die Stelle im vierten Buche des Ausfluges war viel zu bekannt und berühmt, als daß Keats, der dies Werk damals so hoch pries, nicht den zündenden Funken von hier empfangen haben sollte. Man vergleiche nur die Übersetzung des Keatsschen Gedichtes²⁾ mit der folgenden von Wordsworth:

„Der Hirte unter jenem schönen Himmel,
Der stundenlang im Grase einsam lag,
Vertrieb sich mit Musik die lange Musse.
Wenn ihm, von Müdigkeit dann übermannt,
Die eigne Flöte schwieg, hört' er vielleicht
Fern eine Weise, die weit süßter klang
Als seine arme Kunst; dann holte wohl
Die Phantasie vom lichten Sonnenwagen
Ihm einen Jüngling, dessen goldne Leier
Die sonnigen Haine mit Entzücken füllt. —
Mit hellem Auge schaute nachts der Jäger
Dankbaren Blicks zum jungen Mond empor,
Dem holden Wanderer, der sein sanftes Licht
Als seiner frohen Jagd Gefährte spendet.
So ward die Strahlengöttin mit den Nymphen,
Die durchs Gefild und durch den dunklen Hain,
Von hellen Tönen überall begleitet,
Die rings vom Fels zur Höhle widerhallen,
Zur Jagd hinstürmt, wie Mond und Sterne eilends
Hin durch den lichten Wolkenhimmel gleiten,
Wenn wild die Winde wehn. — Der Wanderer stillt

¹⁾ Schon Hunt macht darauf aufmerksam in seiner Besprechung von Keats' erstem Bande der Gedichte. Keats' Werke I, p. 338.

²⁾ No. VIII. 1.

Den Durst im Bach, im hellen Quell und dankt
Dann der Najade. Sonnenstrahlen huschen
Am fernen Hang mit Schatten im Geleite:
Sie hat die Phantasie sich umgestaltet
In flüchtiger Oreaden schnellem Tanz.
Dem Zephyr, der die Schwinge fächernd regt,
Fehlt nicht ein schöner Gegenstand der Liebe,
Den er mit sanftem Flüstern kost. Und Zweige,
Die dürr von grauem Alter und entlaubt
Aus tiefen, zackigen Höhlen überragen
Ins niedre Thal, und an dem steilen Hang
Oft seltsam sich verflechten dem Geweih
Des Wildes oder auch dem Bart der Ziege,
Das sind die Satyrn, eine wilde Brut
Von neckischen Göttern — oder selbst Gott Pan,
Der Schreckenbringende für arme Hirten.“

Wenn allerdings Wordsworth die griechischen Dichter im Gegensatz zu der geistigen abstrakten Höhe der christlichen Anschauung seines Helden im Ausflug als „unerleuchtet“ einführt, so wird das Keats, für den der Griechenkult unmittelbares Leben hatte, wohl schmerzlich berührt haben. Das war der gleiche Gegensatz der Dichter, der Wordsworth später, als Keats ihm den Panhymnus aus dem Endymion vorlas, zu Keats' Kränkung keine andere Kritik finden ließ als „Hm! ein schönes Stück Heidentum.“

Auch in „Schlaf und Dichtung“, dem zweiten längeren Gedichte der ersten Sammlung, sind Wordsworthsche Anschauungen und Bilder eingedrungen. Bei der Stelle:

„Noch blies der Himmelswind, mit Wogenkämmen
Rollt noch der Ozean — ihr fühlte's nicht,
Noch schloss den ewigen Schoss das blaue Licht,
Noch sammelt kühlen Tau die Sommernacht
Zum prächtigen Morgenschmuck — die Schönheit wacht;
Warum ihr nicht?“

haben ihm unzweifelhaft aus Wordsworths zornigem

Sonett „Zu viel ist mit uns früh und spät die Welt“ die Zeilen vorgeschwebt:

„Die See, die dort den Mond am Busen hält,
Der Wind, der heulend seine Bahn durchschiesst
Und jetzt sich, wie im Schlaf die Blume schliesst, —
Nichts, nichts, was noch ins dumpfe Ohr euch fällt.“

Und wenn Keats die Welt der sinnlichen Schönheit schildert, die jetzt und künftighin das Reich seines Sanges sein soll, überrascht er uns plötzlich mit einem echt Wordsworthschen Übergang, der sich merkwürdig genug hier ausnimmt:

„Kann solchen Freuden Lebewohl ich sagen?
Ich muss sie lassen um ein edler Leben,
Wo ich des Menschenherzens Angst und Streben
Erforschen kann.“

Er selbst hat nie die Absicht gehabt oder durchgeführt, „solchen Freuden“ Lebewohl zu sagen, diese Wendung war eine plötzliche Eingebung oder Reminiszenz aus Wordsworths „Tintern Abbey“ oder seiner „Ode an die Unsterblichkeit“.

Die Freundschaft, die Keats mit Hunt und Haydon verband, entsprang der Verehrung, mit der der jüngere als Schüler zu den älteren aufschaute. Sie waren die fertigen Männer, die bereitwilligst das Beste, was sie errungen, in Rat und Anregung dem jungen Freunde geben wollten, und Keats wußte wohl, daß der einzige, aber auch schönste Lohn, den er ihnen dagegenbot, die eigenen Leistungen waren. Im Huntschen Hause aber trat ihm nun auch in John Hamilton Reynolds ein Altersgenosse entgegen, mit dem ihn Gleichheit der Bestrebungen und Lebensideale ganz natürlich bald zu inniger Freundschaft verbinden mußten.

Reynolds war noch ein Jahr jünger als Keats, hatte aber schon vor zwei Jahren sein erstes Gedicht „Safie“, eine Byronnachahmung, veröffentlicht. Byron und Hunt waren gleicherweise bereit, die Leistung des vielversprechenden Jünglings zu loben. Hunt hatte dann im Dezember in seinem Aufsatz „Junge Dichter“, in dem Keats zum ersten Mal öffentlich genannt wurde, in erster Linie auch Reynolds der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen. Trotz dieses kleinen Vorsprungs, den er vor dem Freunde hatte, war Reynolds doch bescheiden genug, bald die geistige Überlegenheit von Keats anzuerkennen; im Frühjahr 1817 besiegelte er den jungen Freundschaftsbund mit einem Sonett an Keats, einer, wie wir wissen, in diesem Kreise sehr beliebten und oft von Feinden verspotteten Huldigung. Keats' Antwort auf diese Zusendung ist der erste aus einer Reihe von Briefen, die zu den interessantesten des Dichters gehören. Keats schloß sich diesem Freunde gegenüber namentlich in der ersten Zeit am rückhaltslosesten auf. Er war sicher, bei Reynolds volles Verständnis und einen ganz gleichgestimmten Geist zu finden, in keinen anderen Briefen spiegelt sich daher so das geistige Werden und Leben der Jahre 1816—18 wider wie hier. Sie spornten sich gegenseitig zu Gedanken und Dichterwerken an, und Lord Houghton hat wohl recht, gerade bei Reynolds zu bedauern, daß uns nicht auch seine Briefe erhalten sind, um das Bild dieses anregenden Gedankenaustausches zu vervollständigen.

Reynolds aber war mehr eine anregende Natur, die durch leichte Erfindungsgabe, durch liebenswürdigen witzigen Frohsinn seine Umgebung bestach, als daß er im Grunde produktiv war, dazu fehlte es ihm an Energie und innerem Trieb. Durch mangelnde Gesundheit wurde er in einer

weichen, nachgiebigen Entschlußunfähigkeit noch bestärkt, und zu einer Zeit, wo bei Keats die Energie des Schaffens sich immer mehr festigte, schrieb er ein resigniertes Abschiedssonett an die Musen in eine Shakspeare-Ausgabe, die er Keats später schenkte.

Ganz ernst war es ihm mit diesem Abschied nun doch nicht; er erwählte zwar damals auf Rat seiner Freunde statt der dichterischen die juristische Laufbahn, hat aber später noch eine Reihe nicht unbedeutender litterarischer Arbeiten veröffentlicht; eine fingierte Selbstbiographie von Peter Corcoran, die er seiner „Fancy“ voranschickte, ist außerordentlich witzig und anmutig und hat Keats wohl damals mit zu „Cap and Bells“ angeregt. Etwas früher, 1819, entstand seine Parodie auf Wordsworths „Peter Bell“; besser als die burlesken Verse selbst ist auch hier die „Anzeige“ zum Beginn. Keats fand sich damals veranlaßt, eine Kritik darüber zu schreiben, die vorsichtig und halb entschuldigend nachzuweisen sucht, daß der Parodist trotzdem ein großer Bewunderer von Wordsworths „erhabenerer Muse“ sei. Reynolds' spätere Schriftstellerei ging in Essays und Beiträgen für Zeitschriften auf, häufig gemeinsamen Arbeiten mit seinem Schwager, dem Dichter Thomas Hood. Anerkennung hat er sich immer erworben, nicht nur Byron, auch Coleridge und Lamb spendeten ihm Lob, doch die übertriebene Vorstellung seiner Jugendfreunde und Gönner, die etwas ganz Außerordentliches von seinem Witz und seiner lebhaften Phantasie erwarteten, hat er bei weitem nicht erreicht.

Auch in seiner Familie, wo Reynolds seinen Freund voll Stolz einführte, fühlte sich Keats bald heimisch und verkehrte mit der Mutter und den drei Schwestern, von denen die zweite später Thomas Hood heiratete, auf

brüderlich vertrautem Fuße: wir verdanken mehrere fröhlich scherzende Briefe diesen besten Tagen des Dichters.

Dort traf er auch häufig mit dem Intimus von Reynolds, James Rice, zusammen; er hatte für den geistvollen Swiftischen Witz des jungen Juristen eine große Bewunderung, und obgleich dieser nicht zur „Zunft“ gehörte, wurde sein litterarischer Geschmack in diesem Kreise unbedingt anerkannt. Amüsant ist, wie Keats selbst immer einen humorvolleren witzigeren Ton anschlägt, sobald er an diesen „weisesten, witzigsten“ Mann, wie Dilke ihn nennt, schreibt. Leider war auch Rice ewig krank und aus diesem Grunde später für Keats kein guter Gefährte, als er im Jahre 1819 einen Monat in Shanklin zubrachte.

Früher noch als mit allen diesen Freunden muß Keats mit dem jungen Maler Joseph Severn bekannt geworden sein. Severn selbst giebt 1813 als das Jahr an, wo ihr gemeinsamer Freund William Haslam ihn mit dem Dichter bekannt gemacht habe. Doch ist diese Angabe erst im späteren Leben gemacht, und näher traten sie sich nicht vor dem Ende des Jahres 1816. Severn war damals ein junger Kunstschüler der Royal Academy; gegen den Willen seines heftigen und eigenwilligen Vaters hatte er sich gerade aus der Lehre eines Kupferstechers, die für ihn eine Knechtschaft war, freigemacht, um hier den Versuch zu machen, ein wirklicher Maler zu werden. Keats machte auf ihn, wenn wir seinen Worten ganz trauen dürfen, von Anfang an einen fascinierenden Eindruck. In immer erregten Worten kann er sich nicht genug thun, in den zahlreichen Manuskripten und Aufzeichnungen seines Lebens das Glück zu schildern, das ihm diese Freundschaft gebracht habe. Severn wußte wohl, daß überall da, wo der Name und das Schicksal des jungen Dichters genannt

würden, die Nachwelt auch seiner mit Bewunderung und Rührung gedenken würde, da er es war, der in der dunkelsten und traurigsten Zeit, auf der letzten römischen Reise, als einziger Freund an seiner Seite stand und er dem Einsamen die letzten Liebesdienste leisten durfte. Er selbst hat noch kurz vor seinem Tode zu einem Freunde dies Bewußtsein der Zusammengehörigkeit klar ausgesprochen: „Mit einer Wahrheit, die auf Keats selbst immer unanwendbar war, kann ich von mir sagen, daß von allem, was ich je geleistet mit Pinsel oder Feder, als Mensch oder Künstler, kaum etwas mich lange überdauern wird, denn ‚in Wasser geschrieben‘ sind wahrlich meine besten Thaten und meine schlimmsten Irrungen; doch durch meinen geliebten Keats wird meiner immer gedacht werden — in dem Herzen aller, die meinen geliebten Keats verehren, wird auch ein Eckchen liebenden Gedächtnisses für mich sein.“¹⁾ Doch verführte ihn dies dankbar liebende Gedächtnis auch oft genug, das Band, das ihn mit dem lebenden, gesunden Dichter verband, als enger darzustellen, als es wohl in Wirklichkeit gewesen sein mag. Eines dürfen wir ihm wohl glauben, daß ihm, dem armen, nach Anregung und geistiger Nahrung lechzenden Kunstschüler mit dieser Freundschaft „eine neue Welt aufging“, und daß er selig war als Empfangender und Lehrender; denn wenn er Keats namentlich zu einer Zeit, da Haydons

¹⁾ William Sharp, *Life and Letters of Severn*, London 1892. Diese ausführliche Biographie mit ihrem reichen Material von Aufzeichnungen und Briefen entrollt vor uns das merkwürdige Bild des Mannes, auf dessen langes bedeutsames Leben die kurze Freundschaft mit Keats einen so dauernden, bestimmenden Einfluss geübt hat, dass sie ihn wie eine Schicksalsmacht bis zum Ende begleitete.

Einfluß zurücktrat, auf die technische Seite der bildenden Künste, wofür Keats immer ein großes Interesse zeigte, aufmerksam machen konnte und mit ihm die Kunstinstitute Londons besuchte, so führte ihn der Freund dafür in den Geist der Alten ein, lehrte ihn die Schönheit der Formen, die er als Künstler sah, mit dem Geiste des Dichters begreifen, offenbarte ihm „die Religion der Schönheit und der Freude“. So hatte Severn wohl recht, daß er sich durch ihn „von der mechanischen Plackerei seiner Kunst zu der Hoffnung eines lichtereren und höheren Fluges“ erhoben fühlte. Severn war übrigens in seiner Kunst fast ganz Autodidakt, denn die Jahre der Kupferstecherei, an die er nie anders als mit Zorn und Abneigung denken mochte, hatten ihn von seinem Ziel, ein produktiver Künstler zu werden, nur abgeführt. So fleißig er nun jetzt auch in der Kunstschule war, ist sein Entschluß, sich um den im Jahre 1817 ausgeschriebenen Preis der Akademie für ein Ölbild zu bewerben, für ihn, der sich bisher nur in Wasserfarben für Miniaturbilder, noch niemals in Öl versucht hatte, doch staunenswert. Der Gegenstand des Bildes war es zuerst, wie er sagte, was ihn anlockte: die Höhle der Verzweiflung aus Spensers erstem Buche der Fairy-Queen war ihm durch Keats' Begeisterung für dies Werk schon vertraut und er fühlte, daß er etwas daraus machen konnte. Doch war er selbst nicht wenig überrascht, als ihm im Dezember 1818 die schon seit einer Reihe von Jahren nicht vergebene goldne Medaille verliehen wurde. Allerdings brachte ihm diese Ehre nur den hindernden Neid seiner Genossen und keine Förderung als ein größeres Vertrauen auf seine eigne Kraft. Dies Vertrauen auf sich selbst und eine gewisse überraschende Kühnheit des Entschlusses zeichneten ihn sein ganzes Leben aus. Sie hielten

sein Lebensschifflein immer oben und geleiteten es auf stillen Wogen in den Sonnenschein, wo andere es schon dem Untergang geweiht sahen.

„Alles Glück, das mir versagt, vererbe ich auf dich“, hat Keats ihm in den bedeutungsvollen römischen Tagen gesagt, und es war eine Erbschaft, die das Schicksal ihm vergönnte ganz anzutreten. Der Geist des toten Freundes schien ihm überall zu helfen. Seinem Gedächtnis verdankte er die einflußreichsten Freunde, darunter Ruskin und Gladstone; durch ihn wurde er immer mehr zu einem Liebling der englischen Gesellschaft in Rom. Denn in Rom blieb er und verlebte dort die nächsten glücklichen zwanzig Jahre nach des Freundes Tode. In Rom war er auch allein an seinem Platze; Ruskin schildert uns den leicht beweglichen, lebenswürdigen Mann, wie er ihn zuerst in seiner Häuslichkeit sah und lieben lernte, wie er heute im Rate der Kardinäle, morgen beim Picknick mit den glänzendsten englischen Schönen alle Herzen „im goldnen Netze seines guten Willens“ fing. Severn konnte sich daher auch nur schwer in das neblige London finden, wo er doch weitere zwanzig Jahre leben mußte, ehe es ihm vergönnt war, seinen Lebensschluß wieder in dem alten geliebten Rom zu verbringen. Er kehrte dorthin als englischer Konsul im Jahre 1860 zurück, und sehr amüsant ist es, daß er noch so jung aussah und sich fühlte, daß er achtzehn Jahre seines Lebens unterschlagen konnte, da das vorgeschriebene Alter für das Konsulat fünfzig Jahre war.

Im Jahre 1875 schreibt ihm ein anderer Jugendfreund von Keats, Cowden Clarke: „Es thut meinem Herzen gut, zu sehen, wie wundervoll du deine Jugend bewahrt hast, mein lieber alter Freund. Deine ,81‘ und meine ,87‘

können einen herzlichen Händedruck auswechseln, daß es ihnen vergönnt ist, das Leben noch so energisch zu genießen.“ Bis zum letzten Augenblick war sein Gedächtnis und seine Phantasie mit dem so lange verstorbenen Freund beschäftigt; er hatte vor, ein Bild zu malen: Keats still im Tode und ein schöner Genius sich über ihn beugend, als ihn 1879 der Tod ereilte, ihn, der nach all dem Sonnenschein seines Lebens doch „die Einsamkeit fühlte, zu lange gelebt zu haben“. Trotz mancher Schwierigkeit konnte ihm sein letzter Wunsch erfüllt werden, an der Seite seines geliebten Keats eine Ruhestätte zu finden.

Severn wie Haslam, über dessen Leben wir außer von einer warmen und dauernden Freundschaft für beide Brüder John und George Keats sehr wenig wissen, gehörten dem Kreise an, dessen Bekanntschaft John durch George vermittelt wurde. Dieser führte ihn auch bald nach seiner Übersiedlung nach London in das Haus eines Seeoffiziers Mr. Wiley ein. Die Hauptanziehungskraft übte dort die junge Tochter Georgiana, eine liebliche anmutige Erscheinung voll Temperament und Leben, die mit ihren sechszehn Jahren George schon eine tiefe Neigung einzuflößen wußte. Auch John gewann sie gleich sehr lieb, wenn auch seine Neigung nicht so groß war, daß er nicht mit reinsten brüderlicher Freude ihre Verlobung mit George begrüßen konnte. Sie war aber immerhin das erste weibliche Wesen, das seine hochschweifende Dichterphantasie auf einen wirklichen konkreten Gegenstand konzentrierte. Ihr gehören die ersten Gedichte erotischen Inhalts, wenn sie diese Bezeichnung überhaupt verdienen. George war es selbst, der ihn dazu ermutigte, seine Verse in den Dienst seiner eigenen Schönen zu stellen. Dieser hätte am Valentinstage (dem 14. Februar) 1816 gerne seiner Angebeteten

den in England üblichen poetischen Gruß gesandt, Keats war bereit, Miss Wiley in schwungvollen Versen zu feiern, ihr einen Platz als zehnte Muse anzuweisen, wenn sie in den Tagen der Alten gelebt hätte. Der Anfang, namentlich in der etwas veränderten Fassung, die in seinem ersten Band Gedichte Aufnahme fand, ist sehr hübsch — so machte er sein erstes Liebesgedicht für einen andern. Im Laufe des Sommers 1816 sind noch eine Reihe Gedichte an Miss Georgiana gerichtet; die Stanzen, die unter ihrem Namen gehen, hat er nicht veröffentlicht, sie verraten ein etwas wärmeres Gefühl, als mit brüderlicher Bewunderung verbunden zu sein pflegt, doch müssen wir auch der Dichterphantasie einiges zu gute halten. Das Versmaß dieser Stanzen: eine vierzeilige Strophe mit je vier Anapästen, ist das gleiche wie in zwei anderen an Damen gerichteten Gedichten, die einen Dank für das Geschenk einer Muschel und eines Bändchens Gedichte enthalten. Wir erfahren aus einer Notiz, die George einer eigenhändigen Abschrift zufügt, daß dies Bändchen Thomas Moores „Kranz und Kette“ war. Aus diesem Umstande erklärt sich der ganze Ton der Gedichte; das Versmaß hat er von Moore ebenso entlehnt wie den tändelnden Inhalt und die gewollte Zierlichkeit der romantischen Bilder, sie waren ihm eine beabsichtigte Studie an Moore, der ohne weiteren Einfluß auf seine Dichtung blieb. Schon der Stoffkreis der Moore'schen Romantik lag ihm zu fern; in dieser Richtung wirkten auf seine Phantasie weit stärker die Verse einer Vorläuferin der Romantik, eine Miss Tighe, die im 18. Jahrhundert des Apulejus Märchen von Amor und Psyche in weichen, mit modern romantischem Gefühl erfüllten Spenserstanzen behandelt hat, und die bis tief in das 19. Jahrhundert in England eine große Popularität besaß. Daß Keats damals

diese allgemeine Schwärmerei teilte, zeigt eine ausdrückliche Erwähnung ihrer „melodischen“ Verse in einem dieser Gedichte.

Außer diesen kleinen unbedeutenden Versuchen, seine Gefühle für das schöne Geschlecht auszusprechen, entstand in jener Zeit noch ein Gedicht „An die Frau“, d. h. an das weibliche Geschlecht als solches, das, dichterisch noch weniger gelungen als die früheren, von psychologischem Interesse ist; es zeigt sich hier zum ersten Male das etwas überspannte Verhältnis, das Keats den Frauen gegenüber charakterisiert. Mit Recht nennt es B. Forman hysterisch. Seine Vorstellung vom Weibe ist die von einem haltlosen ätherischen Wesen, dessen Schützer und Verteidiger zu sein er „heiß brennt“. Eine gewisse Pubertätssinnlichkeit kommt hinzu, die ihren tollsten Ausdruck in den Versen findet:

„Mein Gott! sie ist gleich einem weissen Lamm,
Das nach dem Schutz des Mannes blökt.“

Doch noch im Juli 1818 finden wir in einem Briefe an Bailey eine Stelle, die wie eine Illustration zu diesem Gedichte aussieht: „Ich bin gewiß, ich habe nicht die richtige Empfindung Frauen gegenüber — im Augenblick bemühe ich mich, ihnen gerecht zu werden, doch ich kann nicht. Ist es, weil sie so sehr hinter meiner Knabenphantasie zurückbleiben? Als Schuljunge hielt ich eine schöne Frau für eine reine Göttin; mein Geist war ein sanftes Nest, in dem eine von ihnen schlief, ohne es zu wissen. Ich habe kein Recht, mehr als ihre Wirklichkeit von ihnen zu verlangen. Ich glaubte sie ätherisch über den Männern. Ich finde sie vielleicht ihnen gleich —; groß im Vergleich ist sehr klein. — — Ist es nicht erstaunlich: wenn ich unter Männern bin, habe ich keine üblen Gedanken, keine Bosheit, keine Laune; ich fühle mich frei

zu sprechen oder zu schweigen; ich kann zuhören und von jedermann lernen; die Hand in der Tasche, fühle ich mich behaglich und frei von Argwohn. Wenn ich unter Frauen bin, habe ich üble Gedanken, Bosheit und Laune; ich kann nicht sprechen oder schweigen, bin voll Argwohn, höre daher niemand zu und bin eilig fortzukommen. Du mußt Nachsicht haben und alle diese Verkehrtheit meiner Enttäuschung von Kindheit an zu gute halten.“

Noch ein jüngerer Freund wird in jener ersten Zeit in Keats' Briefen häufig genannt: Charles Wells. Er war ein Schulkamerad von Tom, fünf Jahre jünger als John, damals ein übermütiger, unbändiger Junge von sechszehn bis siebzehn Jahren, der immer bereit war, lustig mitzuthun, wo es etwas lustiges zu sehen oder zu hören gab; leider scheint er keinen rechten Takt für die Gefühle anderer gehabt zu haben, und es ist daher von Anfang an nicht ohne Trübung der Freundschaft abgegangen; jedenfalls läßt ein frühes Sonett von Keats, das schon im Juni 1816 verfaßt wurde: „An einen Freund, der mir Rosen gesandt hatte“, in den Schlußzeilen:

„Sie flüstern sanft mir zu mit zartem Mahnen
Von Frieden, Wahrheit, unbeirrter Freundschaft“

auf Zerwürfnis und Versöhnung schließen. In dem folgenden Winter aber und dem von 1817 zu 1818 war er ein häufiger und gerne gelittener Gast bei den fröhlichen Zusammenkünften des Keatsschen Kreises. Erst nach Toms Tode spricht sich John so heftig über den Kameraden seines verstorbenen Bruders aus, daß dieser Bruch unheilbar gewesen sein muß. Der Grund war, daß John von einem takt- und herzlosen Streich hörte, den der übermütige Bursche dem armen Invaliden gespielt hatte und den John ihm nicht vergeben konnte. Charles Wells ist eine eigen-

tümliche Erscheinung in der englischen Litteraturgeschichte; bald nach John Keats' Tode schrieb er ein Drama: „Joseph und seine Brüder“, das, einige Längen in den Reden abgerechnet, eine Kraft der Sprache und Schilderung zeigt, die ihm einen Ehrenplatz unter der jungen Dichtergeneration, welche die elisabethanische Renaissance neu belebte, sichert. Das schien der Anfang einer glänzenden Dichterlaufbahn, doch niemals während seines langen Lebens hat er wieder versucht, etwas neues zu schaffen. Kurz vor seinem Tode, im Jahre 1876, entdeckte man, daß es unrecht war, mit dem Autor auch sein verdienstvolles Werk zu vergessen. Der ferne in Marseille lebende Verfasser wurde aus seiner Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Namen aufgestört, um eine Neuauflage dieses Jugendwerkes, das an seine Freundschaft mit Keats anknüpfte, vorzunehmen.

Kapitel III.

Der erste Band Gedichte.

In diesen Kreisen verbrachte Keats die ersten schaffensfrohen Monate seines Dichterlebens, den Winter 1816 bis 1817. Die Zeit des ärztlichen Studiums lag abgeschlossen hinter ihm, und daß er so vollständig und schnell vergaß, womit er sich doch immerhin sechs Jahre beschäftigt hatte, zeigt, wie nur ein Teil seiner Energie, aber nicht sein inneres Streben ihn auch darin hatte ein gewisses Ziel erreichen lassen. Er war nun ein Dichter, oder wollte doch einer werden; alle seine Freunde sahen mit Erwartung auf ihn und er selbst fühlte einen Schatz von Phantasie und Gestaltungskraft in sich, um ihrer aller Erwartung noch zu übertreffen.

Was er vor seiner Reise nach Margate fertig gebracht hatte, war noch wenig. Die in Margate geschriebenen Episteln erschienen ihm selbst nur als ein poetischer Zeitvertreib, ein Gruß an die Freunde. Nun aber hatte er Vorbereitung, Muße und Anregung; wie sollte er den Drang hemmen, der ihn zum Schaffen trieb? Es kam nur darauf an, das richtige Thema zu finden. Er sah so viele Wege vor sich: die ganze reiche Natur, alle die Gestalten der alten Fabelwelt schienen ihn zu locken, ihm würdig zu sein, von dem schaffenden Geiste des Dichters ergriffen zu werden; aber es war so schwer, die Wahl zu treffen; zu

mächtig, zu reich an Schönheit umdrängte es ihn von allen Seiten; noch war der Moment nicht gekommen, wo er widerstandslos von einem einzigen Vorwurf ergriffen wurde.

Und dies unruhige Suchen, dies drängende Fragen, das halb traumhafte Bildern der Phantasie, das ist der Eindruck, der den Leser festhält, wenn er sich in diese ersten Gedichte vertieft. Die Sonette machen vielleicht eine Ausnahme; hier zwang ihn die kurze knappe Form, ein Bild festzuhalten; sie sind kleine Stimmungsbilder, Kinder des Augenblicks, die meist den Anlaß, aus dem sie entstanden sind, als Titel an der Spitze tragen. Nicht weniger als sechs von den achtzehn veröffentlichten Sonetten des ersten Bandes sind nachweislich von Leigh Hunt direkt angelegt, auf die Brüder und Haydon fällt ein weiterer Anteil, so daß nur ganz wenige bleiben, die außerhalb solcher persönlicher Beziehungen stehen.

Eine eigentümliche Stellung nimmt das Sonett auch als poetische Form in Keats' ersten Gedichten ein; es ist ihm schlechthin die Form, in der er seine momentanen lyrischen Empfindungen zum Ausdruck bringt, in seiner Auffassung gleichbedeutend mit Lied. In diesem Sinne gebraucht er das Wort zu verschiedenen Malen in seinen längeren Gedichten. In der Epistel an Cowden Clarke¹⁾, wo er die verschiedenen Dichtungsarten aufzählt, repräsentiert das Sonett eine besondere Gattung neben Ode, Epigramm, Epos und Drama. In „Schlaf und Dichtung“ heißt es:

„The hearty grasp that sends a pleasant sonnet
Into the brain ere one can think upon it.“²⁾

¹⁾ S. Übers. No. VIII. 3.

²⁾ Ich habe in der Übersetzung No. VIII. 2 Lied dafür eingesetzt, da dies das Bild dem deutschen Ohr verständlicher macht.

Und in dem Eingangsfragment zu dem ersten Bande wird das langsame Fließen des Baches geschildert:

„Hälmchen Gras
Zieh durch die bunten Schatten still fürbass,
Du kannst indessen lesen zwei ‚Sonette‘,
Eh sie gelangen, wo dem Kieselbette
Die Wellen eiliger eine Predigt halten.“

Die Form dieser ersten Sonette ist ganz regelmäßig, die einzige Ausnahme bildet das Sonett an Spenser¹⁾, dessen Datierung, da es in dem ersten Band der Gedichte keine Aufnahme gefunden hat, nicht ganz sicher ist. Dem Inhalte nach müßte man es in diese frühe Zeit der Spenser-verehrung setzen, während die Form und auch eine gewisse Reife des Ausdrucks auf eine spätere Periode weisen, wo er nach dem Vorbild der Elisabethaner sich mit größerer Freiheit bewegt.

Wie alle Dichter des jungen England lockte es ihn, später eine Reformation des Sonettes zu versuchen; ein ganz reimloses vierzehnzeiliges Gedicht²⁾ ging daraus hervor; ein anderes Probesonett, das er selbst einen solchen reformatorischen Versuch nennt, hat allerdings eine so unübersichtliche Reimverschlingung, daß es auch ihm zweifelhaft war, ob es gelungen sei.

Die Sonette des ersten Bandes aber zeigen auch in ihrer Regelmäßigkeit den Einfluß Leigh Hunts, der immer der italienischen Reimpaarung das Wort redete und namentlich zum Schluß den Doppelreim vermieden haben möchte. Keats hat auch nur ein einziges Sonett mit einem Couplet am Ende, während die Terzinen der anderen nach dem Schema a, b, a, b, a, b reimen.

¹⁾ S. Übers. No. IX. 6.

²⁾ S. Übers. No. IX. 9.

Dieser kleine Sonettenstrauß ist aber, wie gesagt, nur gelegentlich gepflückt worden. Sie waren es nicht, die seine Arbeitskraft in Anspruch nahmen, das mußte und sollte ein größeres Thema sein, ein breiteres Feld, auf dem er sich tummeln konnte. Auch hier bei der Wahl des Stoffes ist Leigh Hunts beherrschende Anregung leicht nachzuweisen. Spensers Vorbild stand im Vordergrund, denn die Saat, die Cowden Clarke gestreut, fand bei Leigh Hunt, dem eifrigsten Spenserverehrer, sorgfältige Pflege. So faßte sich denn der junge Dichter ein Herz, um in Spenserscher Art ein „Rittergedicht“ zu verfassen.

Zwei kurze Fragmente sind alles, was uns von diesem Versuch erhalten ist, „Induction of a Poem“ und „Calidore“ genannt. Das erste ist die Einleitung des zweiten und läßt den Leser keinen Augenblick im Zweifel über die Absicht des Verfassers, denn

„Schau! einen Rittersang will ich beginnen“

lautet der Anfang. Doch wohin das Auge wenden, welche von den Bildern, die ihn umdrängen, festhalten? Sie kommen und gehen; er sieht wogende Federn, sieht ein Mägdlein, das angstvoll nach seinem Beschützer schaut; den Ritter selbst im Kampfe und Turnier und die Damen lächelnd in weiten Hallen. Wie aber soll er mit alledem vor dem Meister, vor Spenser bestehen? Nun, ein Vermittler hat sich für ihn gefunden: „Libertas“ — Hunt soll für ihn sprechen:

„Ihn wirst du hören und ich harre hoffend.“

Hiermit schließt das erste Fragment, und nachdem er sich so selbst Mut zugesprochen, ist er mit einem Sprunge

mitten in seinem Thema. Seinem Helden gab er den Namen Calidore, denselben, den das sechste Buch von Spensers „Fairy-Queen“ trägt. Calidore ist der höflichste, der am meisten von Frauen geliebte Held bei Spenser. Keats wählte ihn mit gutem Vorbedacht als Vorbild; er fühlte wohl, daß seine Kraft die Kampfeslieder nicht neu zu beleben vermochte; der weiche, etwas sinnlich erregte Knabe, den sein Fragment zeigt, hört zwar mit Begeisterung und Bewunderung, wie sich gebührt, von den Ruhmes thaten anderer, hat aber selbst doch früher gelernt, holde Damen mit feurig schmachttenden Blicken aus dem Sattel zu heben, zitternd ihre zarten Hände zu umspannen und einen glühenden Kuß darauf zu drücken.

Im ganzen ist das Fragment, einige glückliche Naturschilderungen zu Anfang und zum Schluß ausgenommen, ziemlich das verfehlteste, was Keats geleistet hat. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß er überhaupt einen festen Plan dafür gehabt hat; es sieht wie ein Versuch aus, den er auf ausdrücklichen Wunsch von Leigh Hunt unternommen, der hierin keinen guten Blick für die Begabung des Freundes hatte und sich von dessen Begeisterung für Spenser täuschen ließ. Jedenfalls besitzt dieses Fragment von dem Charakter des Vorbildes recht wenig. Die Form, die vorherrschenden klingenden Reime, Wortbildungen wie „the swelling leafiness“ u. a. zeigen ihn ganz im Bannkreis des Verfassers der „Story of Rimini“; in der Naturempfindung, in der Vorliebe für epheumwachsene gotische Thorbogen u. dgl. aber finden wir deutlich die Spuren der Dichter der eben vergangenen Epoche, der Gray und Collins, wieder.

Augenscheinlich hat Keats diesen Versuch gleich nach seiner Rückkehr aus Margate vorgenommen. Es trägt dies

auch eine gewisse äußere Wahrscheinlichkeit an sich, da in der Epistel an George sich verschiedene Hinweise auf ein solches Spenserunternehmen finden; so klagt er, daß er in düsterer Stunde den Glauben verliere, ob es ihm gelingen werde:

„Die Brust mit Glut erfüllt ein Lied zu schaffen
Aus alter Zeit von Liebe und von Waffen.“

Und aus dem gleichen Empfinden wie die Bilder des einleitenden Fragments sind solche Zeilen der Epistel geschrieben, wie:

„Es wird gesagt und wahr bin ich belehrt —
Von Spenser hat Libertas es gehört —
Dass, wenn den Dichter Zauberbann berückt,
Er weisse Renner in der Luft erblickt,
Die lichtgeschmückte Ritter fröhlich reiten,
Wenn neckend sie im frohen Spiel sich streiten.“

In diese Zeit könnte man dem Inhalte nach das Sonett an Spenser setzen: Nachdem Keats das Fragment endgültig beiseite geschoben, das so wenig seinem inneren Wesen entsprach, kaufte er sich mit diesem kleinen, weit reiferen Gedicht bei seinem Ratgeber Leigh Hunt los.

Unterdes aber war er schon mit einem anderen Gegenstand beschäftigt, der ihn dem rechten Wege weit näher brachte. „Durch einen köstlichen Sommertag war Keats zu diesem Gedichte angeregt“, erzählt Leigh Hunt im Hinweis auf das Einleitungsgedicht des ersten Bandes seiner Gedichte von 1817.¹⁾ Das Gedicht ist ohne Titel veröffentlicht, Keats selbst aber nennt es in einem Briefe an Cowden Clarke vom 17. Dezember 1816 „Endymion“. Es ist wohl möglich, daß wir so in der vorliegenden Fas-

¹⁾ S. Übers. Fragment No. VIII. 1.

sung einen frühen Entwurf zu seinem großen Werke dieses Namens vor uns haben. Vielleicht auch, da er erst zum Schlusse die Endymionsage behandelt, war es als Einleitung gedacht. Jedenfalls aber plante er damals ein ganz kurzes Gedicht, da er in demselben Briefe davon spricht, das Ganze „in einem weiteren Anlauf“ fertig zu machen. Wie dem auch sei, sein Auge war schon hier nach den Regionen gerichtet, in denen seine Phantasie sich am freiesten und erfolgreichsten entfalten konnte: nach den Reichen der griechischen Mythologie.

Keats muß mehrere Monate an diesem Gedichte gearbeitet haben, da es nach Leigh Hunt im Sommer begonnen wurde und im Dezember noch nicht vollendet war. Dieser Breite der Entstehungszeit entspricht der etwas planlose Inhalt. Es gleicht einem Spaziergang, auf dem der Wanderer sich vom Zufall ohne Ziel führen läßt und selbst am Ende von diesem überrascht wird. Wie Calidore beginnt auch dies Gedicht mit der Schilderung eines stillen Sommertages. In seinen reiferen Werken hat der Dichter die Kunst solcher Stimmungsmalerei erst zur vollen Meisterschaft entwickelt. Mit besonderer Feinheit und Berechnung wird das lautlose Schweigen in der Natur dem Leser vor die Seele gerückt, so daß sie losgelöst von dem Geräusch der Welt empfänglich wird, nur den Worten des Dichters zu lauschen. Wie er hier den sanften, lauen Sommerabend, so hat er in St. Agnes' Abend die Starre der einbrechenden Winternacht, im Hyperion das tiefe Schweigen des einsamen Waldthales als ersten Akkord benutzt.

Von dem Hügel, von dessen Gipfel er auf die friedliche Abendlandschaft herabgeschaut hat, steigt er langsam nieder, leise summend und Blumen pflückend. Freude be-

herrscht ihn und Freude herrscht in der Natur. An einem Bache hält er an und schaut dem Wasser zu, ein Mägdlein sieht er im Geiste vorübergehen, er sieht die Zarte erschrecken und möchte wenigstens einen Augenblick ihr Leiter und Schützer sein. Plötzlich überrascht er uns mit der etwas peremtorischen Frage: „Was nun?“ Es ist, als wollte er sich mit diesem prosaischen Rufe selbst aus einem Traume aufrütteln, und doch ist es keine neue Szene, in die er uns nun führt; wieder sind es Blumen, auf die sein Auge fällt, und diese erst veranlassen ihn, ein Loblied auf die Natur anzustimmen, die Schöpferin der Poeten, die allein den Dichter begeistert und ihn sich zum Preis erzieht. So entsteht eine Wechselwirkung zwischen Natur und Dichtkunst, die gleichen Empfindungen beseelen uns, wenn wir uns an der einen oder der anderen erfreuen; und durch Naturerscheinungen — so schließt er die ganz von Wordsworth beseelte Betrachtung — wurden die Dichter inspiriert, die Fabelwesen der griechischen Mythologie zu schaffen. Erst jetzt im letzten Viertel des ganzen Gedichtes tritt ihm die strahlende Mondgöttin gegenüber; zum ersten Male fühlt er, daß er sich selbst, ein Endymion, ihrem Dienste und Ruhme weihen möchte. Er fleht:

„O dass drei süsse Worte mir gelingen,
Ein Wunder deiner Hochzeitsnacht zu singen!“

Und es durchbebt ihn der Gedanke, daß er hier sein ihm bestimmtes Reich der Dichtung gefunden habe:

„Erwacht ein Dichter hier? Noch lass mich schweigen,
Mein irrer Geist darf jetzt nicht weiter steigen.“

Dieser Schluß zeigt deutlich, daß in ihm damals innerlich der Entschluß reifte, seinen Endymion zu schreiben.

Noch aber zögert er, als suchte er sich zu sammeln, ehe er sich mit ganzer Seele an dies Werk machte. Noch war die innere Sicherheit nicht über ihn gekommen, noch die unruhigen Fragen nicht beantwortet, aber er begann, fester und klarer über seine „Kunst“ nachzudenken, im Gespräch mit Leigh Hunt und Haydon, die beide nie müde wurden, über Zweck und Ziele der Künste zu sprechen und zu philosophieren, läuterte sich sein Geschmack und befestigte sich sein Urteil über sich und andere. Haydon bemerkt zwar einmal in seinem Tagebuche: „Byron und Shelley sophistizierten immer über ihre Verse, Keats sophistizierte über nichts. Er entschloß sich, etwas Großes zu leisten.“ Diese Worte lassen sich aber nur beschränkt selbst auf den späteren Keats anwenden, denn wie er uns aus seinen Briefen entgegentritt, haben die theoretischen Fragen seiner Kunst ihn mit Vorliebe beschäftigt, auch noch zu einer Zeit, als er wirklich schon wußte, wie und wo er etwas Großes leisten würde. Damals aber dachte er noch weit mehr über sein und anderer Können nach und suchte sich gleichsam innerlich ein Lebensprogramm zu schaffen.

Eine solche Programmschrift ist das letzte und längste Gedicht, das er nun begann: „Sleep and Poetry“ („Schlaf und Dichtkunst“)¹⁾. Leigh Hunts Bibliothek, wo der Dichter nach einem angeregten Abend im Freundeskreise die Nacht zubrachte, ist die Szenerie, in der sich der wache Traum, der den Inhalt dieses Gedichtes ausmacht, abspielt. Die Bilder des Friedens, die „heiligen Büsten“, die von den Bücherregalen auf ihn herabschauen, die Atmosphäre von Freundschaft, Liebe und Güte, die er in

¹⁾ S. Übers. No. VIII. 2.

diesem Hause atmet, finden in der zweiten Hälfte des Gedichtes eine ausführliche Schilderung, wir müssen dem Affektionswerte, den alles dies für den Dichter hatte, zu gute halten, daß hier die Breite etwas ermüdend wirkt.

„Ihr, die ihr Bücher und Natur liebt, die ihr einander und die ihr die Liebe liebt, ruht unter meinem Dache aus, und die Schatten freundlicher Gedanken sollen auf euren Augenlidern spielen“, schrieb Leigh Hunt viele Jahre später in der entzückend kleinen Sammlung von Dichtergedanken: „An der Grenze der Dichtkunst“, vielleicht in Erinnerung des einen, um den einst unter seinem Dache die Schatten freundlicher Gedanken spielten. Der Titel „Schlaf und Dichtkunst“ ist etwas seltsam gewählt, da der Dichter dies Gedicht nicht dem Schlaf, sondern der Schlaflosigkeit verdankt, und dieser sich das Loblied zu Beginn und Schluß nur dadurch verdient hat, daß er in jener Nacht den Dichter floh. Die Dichtkunst aber ist das Thema, das hier behandelt werden soll. Er betritt ihr Heiligtum, noch weilt er im Vorhof, doch mit glänzenden, sehnsuchtsvollen Augen schaut er in das Allerheiligste der Kunst und das Gelübde der Weihe darf er schon jetzt wieder und immer wieder ablegen, durchströmt ihn doch das selige Gefühl, daß er Zutritt erlangen wird. Nur zehn armselige Jahre soll das Leben ihm gewähren,

„dann sei die That vollbracht,

Die meine Seele sich als Ziel gedacht.“

Es war karger, denn in weniger als der Hälfte mußte er all sein Schaffen zusammendrängen.

Schon sieht er ganz nahe vor sich das gelobte Land, er will zuerst den reinen Quell trinken

„in Floras Reich

Und Pans.“

Auch diese Stelle weist darauf hin, daß ihm das erste Buch des Endymion schon im Entwurf vorschwebte. Dies wachsende Gefühl der eignen Sicherheit macht ihn kühn, über die Leistungen anderer zu Gericht zu sitzen. Und mit dem Reformatoreneifer der jungen Dichter des 19. Jahrhunderts goß er die Schale seines Zornes über die alten Dichter des 18. Jahrhunderts aus, die Abtrünnigen, denen Apollo den Rücken kehrte:

„Denn weise hiess allein, wer nichts verstand
Von seinem Glorienschein.“

Sie waren ihm nur entnervte Memmen, die der Schönheit, die sie umgab, abgestorben waren, die nur der Dichtung Maske vorbanden und „echte Dichter“ verhöhnten. In so scharfen bitteren Worten hatte kaum einer der jungen Generation seinen Unwillen gegen die klassizistische Zeit ausgesprochen, keiner aber auch vielleicht fühlte mit solch heiliger Ehrfurcht die Größe und Erhabenheit, „die hohe Majestät der großen Dichter aus Elisabeths Tagen“ so sehr:

„Dass heilige Namen an unheilgem Orte
Vor diesem Volk ich nicht zu nennen wage.“

Doch auch die Zeitgenossen kommen nicht ohne Tadel fort, denn wenn es auch Frühling wurde im Reich der Poesie, so zeitigt das frühe Wachstum doch allerlei Häßlichkeiten und Auswüchse. Die Seedichter und ihre Schule haben den jungen Lenz heraufgebracht, aber noch vergaßen sie, mit ihrer Vorliebe für niedere und düstere Themen, daß die Dichtkunst „höchste Quelle des Lichtes“ sei:

„Sie soll uns Freundin werden,
Von Sorgen lösen, unser Sein erhöhen.“

Darum soll die junge zarte Pflanze von Dornen befreit werden, um künftigen Geschlechtern Lust und Glück zu

gewähren. Sein Ziel ist das Leigh Hunts: „mit Wahrheit und echtem Gefühl Schönheit zu verbinden“. Und dieser eine Gedanke, der „unverrückt“ vor seiner Seele steht, rechtfertigt seine überkühne Sprache, denn

„Ich wäre ja
Der tiefsten Stufe der Verderbtheit nah,
Ein Feigling zuckt die Wimper, frei zu sagen,
Was lange, lang schon die Gedanken wagen“

ruft der jugendliche Eiferer aus. Erst mußte er einmal sich alles dies von der Seele schreiben, um dann frei an sein Werk zu gehen.

Das Gedicht zeigt auch wieder den Hauptfehler aller früheren, einen auffallenden Mangel an Disposition; von einer fortschreitenden Handlung ist natürlich überhaupt nicht die Rede, es soll ja nur ein Traum sein, aber der Dichter nimmt sich auch jede Freiheit eines solchen, in seinen Bildern hin und her zu springen, halb ausgeführte an ganz anderer Stelle zu vollenden, andere wieder unklar und unbestimmt vorüberziehen zu lassen. Es umdrängt ihn eben die Fülle der Gesichte, und noch ist er der Herrscher nicht, der Gewalt über sie hätte, noch befehlen sie und er muß gehorchen. Gewiß kann man nicht ohne Lächeln so wichtige Bekenntnisse lesen wie:

„Von manchem Bild
Ist noch mein reicher Vorrat angefüllt.“

Inhaltlich schließt dies Gedicht sich am nächsten den Episteln an. Ebenso wie diese knüpft es an persönliche Beziehungen an, um sich dann über die Dichtkunst und ihre Probleme zu verbreiten. Die ungeduldigen Fragen und Zweifel der Episteln über seine Befähigung zum Dichterberuf sind nur hier zuversichtlicher und freudiger beant-

wortet, und nicht nur darin ist er gereifter, auch das heroische Versmaß ist mit größerer Sicherheit behandelt, ohne die beabsichtigte Freiheit so wie früher zur Schau zu tragen. Vor allem aber zeigt sich ein dichterischer Fortschritt in der Sprache, die kräftiger und männlicher geworden ist. Der Ausdruck ist oft von einer überraschenden Kühnheit und die Bilder zeigen neben dem feinen Naturempfinden, das auch die frühesten und unbedeutendsten Gedichte nie verleugnen, und das sich hier in dem Beginn des Gedichtes besonders anmutig zeigt, oft schon einen Schwung und eine Kraft, die an seine besten Sachen erinnern. Was ihn oft noch im Stich läßt, ist sein dichterischer Geschmack; gar zu oft verderben prosaisch triviale Übergänge und pedantische Betrachtungen die Schönheit des Ganzen; hier bedurfte er noch einer tüchtigen Arbeit an sich selbst, zu der er sich aber gerade mit diesem Werke vorbereitet und gestärkt fühlte.

Bald nach Vollendung dieses Gedichtes entschloß sich Keats, von dem Zuspruch und der Zuversicht der Freunde ermutigt, die überzeugt waren, „daß er Aufsehen in der litterarischen Welt erregen würde“, diese ersten Früchte in einem Bändchen vereinigt zu veröffentlichen. Schon früher hatte Leigh Hunt ihn zweimal vor die Öffentlichkeit gebracht. Am 5. Mai 1816 druckte er ein ihm anonym zugesandtes Sonett in seinem Examiner ab, als dessen Verfasser sich später Keats herausstellte, und im Dezember desselben Jahres gab er in dem oben erwähnten Aufsatz „Junge Dichter“ das schöne Sonett seines jungen Freundes „Auf Chapmans Homer“ als Zeichen von dessen Können. Nun mußte Keats auch dem Publikum, das so im voraus auf ihn aufmerksam gemacht war, seine Leistungen vorlegen. Das Buch erschien in der Verlags-

buchhandlung der Gebrüder Ollier, die als Freunde und Bewunderer des jungen Dichters den Verlag dieses Erstlingswerkes übernahmen. Charles Ollier besonders gehörte zu denen, die Keats mit einem Sonette ihre poetische Huldigung darbrachten.

Schon im März waren die Druckbogen fertig; die ausgewählten Mottos waren ein erneuter Dank an die beiden Dichter, deren Inspiration die Gedichte soviel schuldeten. An der Spitze stand ein Citat aus Hunts „Story of Rimini“:

„Ein grünes Nest, geschaffen für Poeten“,

auf das Titelblatt aber setzte er Spensers Worte auf einen Schmetterling:

„Welch grössres Glück kann ein Geschöpf befallen
Als mit der Freude Freiheit zu geniessen.“

Alles war vorbereitet, nur die Widmung fehlte noch. Keats hatte gerade einen kleinen Freundeskreis bei sich, so erzählt Clarke¹⁾, als mit dem letzten Druckbogen die Meldung kam, daß, wenn eine Widmung gewünscht würde, sie sofort gesandt werden müßte; Keats setzte sich beiseite, und ohne im geringsten von dem Plaudern der Freunde sich stören zu lassen, schrieb er das Widmungssonett an Leigh Hunt²⁾ und schickte es in die Druckerei. Ein bestes Zeichen für die Leichtigkeit der Produktion, es ist für eine Improvisation sehr flüssig und verknüpft die Huldigung für Hunt sehr hübsch mit dem Renaissancegedanken der Sehnsucht nach dem verlorenen Altertum.

Was aber den Erfolg betraf, so mußten alle Freunde

¹⁾ Keats' Werke IV, p. 317.

²⁾ S. Übers. No. IX. 10.

eine arge Enttäuschung erleben. „Das Buch hätte in Timbuktu mit mehr Aussicht auf Erfolg herauskommen können“¹⁾, grollte Cowden Clarke. Das Publikum kümmerte sich gar nicht darum, die Kritiker übersahen das Büchlein und schon im April hörte der sehr spärliche Verkauf ganz auf. Was half es, daß Haydon voll Begeisterung schrieb: „Ich habe dein ‚Schlaf und Dichtkunst‘ gelesen — es ist ein Blitzstrahl, der die Menschen aus ihrem Thun und Treiben aufschrecken und sie erzittern machen wird vor dem Donnerschlag, der folgen wird.“ Leigh Hunt war auch zur Stelle, um zwar nicht mit Haydons großen Worten, dafür aber öffentlich im Examiner²⁾ in einer feinen einsichtigen Kritik auf das Buch aufmerksam zu machen. Er verschweigt die Fehler nicht, aber er weist darauf hin, „daß gerade die Fehler aus einer Leidenschaft für die Schönheit und aus einer jugendlichen Ungeduld, sie zu verteidigen, entstehen“. Es half alles nichts, für das Publikum war das zu unverdauliche Kost. Es ist nun wohl auch zweifellos, daß ein persönliches Interesse hinzukommen muß, um die Schönheiten zu finden, die sich nur einem liebevollen aufmerksamen Blick enthüllen. Keats' Brüder aber konnten diesen Mißerfolg absolut nicht verstehen, er konnte in ihren Augen nur Schuld der Verleger sein, die George denn auch deshalb etwas ungeduldig anließ. Bei den Gebrüdern Ollier aber war die Bewunderung für den Dichter, als sie von außen so gar keinen Widerhall fand, und die Freundschaft, als der Erfolg, den sie sich erhofften, so ganz ausblieb, schnell verraucht, und in einem unfreund-

¹⁾ Keats' Werke IV, p. 319.

²⁾ Vom 1. Juni und 6. und 13. Juli 1817.

lichen Schreiben an George bedauerten sie, jemals in Verbindung mit John getreten zu sein und brachen jede Beziehung mit ihm ab. Während aber die Freunde sich noch aufregten, während solch unerquickliche Verhandlungen gepflogen wurden, hatte Keats selbst den Schauplatz derselben, London, schon verlassen und war fern von Freunden und Gleichgültigen in sein neues Werk, den Endymion, vertieft.



Kapitel IV.

Leben vom April 1817 bis Mai 1818.

Haydon war es gewesen, der Keats dazu bestimmt hatte, sich von London zu entfernen. Er sah, daß der Freund mehr innere Sammlung brauche und wollte ihn außerdem Leigh Hunts Einfluß, den er schon seit einiger Zeit mit ungünstigen Augen ansah, entziehen. Keats fühlte selbst zu sehr, daß Haydon recht hatte, daß er frei von dem Zuspruch, aber auch der gefährlichen Bewunderung der Freunde erst einmal einen Plan bei sich ausreifen lassen mußte, ehe er an die Ausführung ging. Die Insel Wight war sein Ziel, und am 16. April 1817 gelangte er über Southampton in Carisbrooke an, wo er sich nach einigem Schwanken zum Bleiben entschloß. Bald waren die Bücher ausgepackt und in einer behaglichen Arbeitsecke aufgestellt. Im Hausgang entdeckte er dann zu seiner Freude ein Bild von Shakspeare, das sofort einen Ehrenplatz über den Büchern erhielt. Nun konnte es ja nicht fehlen, daß sich ihm hier im Schatten des großen Geistes der Reichtum der Phantasien, den er in sich fühlte, ausgestalten mußte. Endymion sollte nun gleich begonnen werden, doch verweigerte ihm gerade die Einsamkeit die Sammlung und innere Ruhe, die er von ihr erhofft hatte. Die Gedanken kamen zu brennend und überwältigend über ihn und raubten ihm den Schlaf, schon am ersten Tage geriet er in eine zitternde Aufregung, daß er noch nichts geschrieben hatte; er suchte sich dann durch ein Sonett an die See

zu befreien, doch hielt das nicht lange vor. „Ich kann nicht ohne Dichtung leben“, schreibt er an Reynolds, „ohne ewige Dichtung. Der halbe Tag ist nicht genug, — der ganze! Ich begann mit wenig, aber Gewohnheit hat mich zu einem Leviathan gemacht.“ Nein, das war die Stimmung nicht, die ihn zur ruhigen und beschaulichen Dichterarbeit fähig machte; schon nach einer Woche entschloß er sich, plötzlich Carisbrooke zu verlassen und wieder nach Margate zu gehen. Das hatte ihm im vorigen Jahre gut gethan; und wenn auch die Natur hier reizlos war, vor allem die Bäume fehlten, so fand er doch sein altes Quartier sehr behaglich, und was mehr war, Tom kam zu ihm herüber, und er hatte nun einen Menschen, dem er sein Herz ausschütten konnte, wenn es zu übertoll von Hoffnung und Zweifel war. Die gute Wirtin in Carisbrooke schenkte ihrem ungetreuen Mietsmann noch zum Abschied Shaksperes Porträt. Das nahm er als ein gutes Zeichen; denn im Geiste Shaksperes zu arbeiten, war sein höchstes Ziel. In Carisbrooke hatte er Shaksperes Geburtstag am 23. April feierlich begehen wollen und die Freunde gebeten, ihm dazu zu schreiben, und bei Haydon konnte er auf Verständnis rechnen, wenn er in mystischer Verehrung Shaksperes als guten Genius um sich schweben fühlte.

In Margate machte er sich nun gleich ans Werk, Endymion wurde Ende April begonnen und stetig gefördert, doch immer noch ging es langsam, denn fortwährend quälten ihn Zweifel, nicht über den Plan seines Werkes, sondern immer von neuem die abstrakten Fragen über seine Befähigung als Dichter. Zudem brachten ihn Geldverlegenheiten etwas aus dem Gleichgewicht. George, der sich endlich Einblick in ihre Vermögensverhältnisse bei dem

Vormund verschafft hatte, mußte sich überzeugen, daß die Kapitalien überall sehr reduziert waren. John namentlich hatte für seine medizinische Ausbildung mehr gebraucht, als die Zinsen seines schlecht verwalteten Vermögens betrugen. Das waren unangenehme Aussichten für die Zukunft; denn der Mißerfolg der ersten Publikation hatte John wohl gewarnt, daß es mit dem Erwerb in seinem erwählten Beruf schlecht bestellt war; und „Geldsorgen“, schrieb er an Haydon, „sind nicht wie Neid und Verleumdung, die sich doch unmittelbar auf unser Hauptstreben beziehen, ein Stachel zu höheren Anstrengungen; sie sind mehr wie ein paar Nesselblätter in unserem Bett.“

Einstweilen wurde er von seinen nächsten Sorgen durch eine Sendung von 20 £ von seinem neuen Verleger befreit. Dieser hatte sich durch die wenig ermutigende Erfahrung seines Vorgängers nicht abschrecken lassen, und noch ehe Keats London verlassen hatte, muß er mit der Firma Taylor & Hessey einen Kontrakt für die Veröffentlichung des *Endymion* abgeschlossen haben. Es war dies ein neues Zeichen, wie sehr der intime Kreis, dem auch Taylor angehörte, von dem Glauben an Keats' Genius durchdrungen war. Bis Mitte Mai harnte Keats in Margate aus, dann ging er über Canterbury, wo er sich etwas von „der baumlosen Affaire“ an dem kahlen Meeresstrand erholen wollte, und hoffte, daß dort Chaucers Erinnerungen ihn „wie eine Billardkugel in Bewegung setzen würden“, nach London zurück.

Hier mietete er sich mit den Brüdern zusammen in Hampstead, Well Walk, ein. George hatte sich eben mit Mr. Abbey überworfen und war ohne Stellung, Tom fing damals ernstlicher zu kränkeln an, so daß auch er zur Unthätigkeit gezwungen war. Wahrscheinlich in diesem

Sommer lernte Keats in Reynolds' Hause einen neuen Freund in Benjamin Bailey kennen. Dieser, ein junger Theologe, war damals Undergraduate in Oxford; Keats fand schnell so großes Wohlgefallen an dem jungen Manne, daß er mit Freuden einer Einladung für den September nach Oxford folgte. Die neuen Freunde waren in Charakter und Lebensanschauung sehr verschieden, doch müssen sich der liberale, freidenkerische junge Dichter und der konservative, orthodoxe angehende Kirchenmann sehr gut verstanden haben; denn von keinem seiner Freunde spricht Keats mit so rückhaltloser Bewunderung, und an keinen schreibt er so mit fast demütiger Anerkennung. „Meiner Treu, Bailey“, heißt es einmal, „du bist zu einfach für diese Welt, und dieser Gedanke macht sie mir fast überdrüssig. Du hast dein ganzes Leben jedermann geglaubt, und ich habe jedermann mißtraut.“ Und von Oxford aus dankt er Reynolds, daß er ihn mit einem so prächtigen Burschen bekannt gemacht habe. „Er entzückt mich ebenso in dem egoistischen wie in dem — wills Gott — selbstlosen Teil meines Charakters. Wenn die alten Dichter ein Vergnügen daran haben, auf die Freunde ihrer Werke herabzusehen, so müssen ihre Blicke sich mit doppelter Befriedigung ihm zuwenden.“ Auf diesem Gebiete, der Liebe für die alten Dichter, fanden sich die beiden Freunde ohne Rückhalt, und solcher festlichen, gemeinsamen Genußstunden standen Keats nun viele bevor. Am Morgen waren beide fleißig an der Arbeit; Keats hatte schon die Hälfte des Endymion fertig und brachte hier den größten Teil des dritten Buches, den besten Teil des ganzen Werkes, zustande. Bailey erzählt, wie sie beide an dem gleichen Schreibtisch arbeiteten und wie Keats mit großer Stetigkeit fast immer sein bestimmtes Pensum von fünfzig Zeilen

beendete, das er dann zum Schluß dem Freunde vorlas. Am Nachmittag aber zog man hinaus, um in Oxfords lieblicher Umgebung zu wandern oder auf der Isis zu rudern. Ein besonders liebliches Nest wurde Reynolds-Bucht genannt; dort lasen sie zusammen ihre Lieblingsdichter aus Elisabeths Zeiten oder führten tiefsinnige Gespräche über die Entwicklung der Litteratur. Keats fand in Bailey wiederum einen begeisterten Verehrer von Wordsworth, und Tintern Abbey wie die Ode an die Unsterblichkeit gehörten zu den immer wieder gelesenen und citierten Gedichten. Der Glanzpunkt dieses genußreichen Monats war eine gemeinsame Pilgerfahrt nach Stratford-upon-Avon, wo Keats voll ehrfürchtiger Scheu den heiligen Boden betrat und seinen Namen unter den Tausenden von Besuchern der Geburtsstätte Shaksperes in das Fremdenbuch eintrug. Der beste Ausdruck für die reine, ungetrübt freudige Stimmung, die ihn damals beherrschte, sind seine Briefe aus Oxford, die keinmal jene sonst so häufige selbstquälerische Laune zeigen. Am häufigsten schrieb er an Reynolds' Schwestern, die gerade an der See eine Ferienerholung suchten. Ganz im Geiste Wordsworths und teilweise mit seinen Worten schreibt er: „Wahrlich, die großen Elemente sind keine geringen Tröster. Der offene Himmel ruht auf unsern Sinnen wie eine Saphirkrone, die Luft ist unser Staatskleid, die Erde unser Thron und die See ein mächtiger Sänger, der vor uns spielt wie Davids Harfe und uns die Sturmesnöte des Lebens fast vergessen läßt. Ich habe in des Ozeans Musik Freuden gefunden, die ich nicht in Worte fassen kann, und ‚wie weit ich auch im Inland bin‘, vernehme ich doch deutlich vernehmbar seine Stimme.“ Zum Schluß geht er dann in heitern, leichten Scherz über: „Ich war im Irrtum, wenn

ich davon sprach, im Inland zu sein. Wie kann ich das, da doch Endymion und ich auf dem Grunde des Meeres sind? Von dort hoffe ich ihn aber noch mit Sicherheit fortzubringen, ehe ihr den Strand verlaßt, und, wenn mir das gelingt, sollt ihr von ihm auf der Düne begrüßt werden. Er soll euch alle seine Abenteuer erzählen, und wenn er damit fertig ist, also sprechen: Meine teuren Damen, Lieblinge meiner Herrin, wie oft auch mein Freund Keats Sie geärgert und gekränkt haben mag, glauben Sie mir, er liebt Sie darum doch nicht weniger; ich z. B. stehe hoch in seiner Gunst und doch hat er mich durch Erde und Meer mit unermüdlicher Hartnäckigkeit geschleppt. Ich weiß trotzdem, daß er mich mächtig lieb hat, da er mir alle Arten von Vergnügungen schafft, und nicht das geringste ist dies, Sie, meine schönen Damen, an dieser verlassenen Küste zu treffen und Sie in seinem Namen zu begrüßen.“

Von Oxford aus ist auch der erste Brief an seine Schwester Fanny geschrieben. Das vierzehnjährige Mädchen lebte damals im Hause seines Vormunds Abbey, wohin es nach seiner Großmutter Tode im Jahre 1814 übersiedelt war. Das arme Kind hatte keine leichte Stellung in dem Hause, wo man ihm wenig Liebe entgegenbrachte, und wo ihm die Liebe, welche die drei Brüder in so reichem Maße für die kleine Schwester hegten, nicht einmal gegönnt wurde. Früher, als sie noch bei der Großmutter lebte, waren die Knaben, wenn sie zuhause waren, immer beschäftigt sie zu unterhalten, eifersüchtig, daß sie nicht einen von ihnen vorziehen sollte, und nun sah man nicht einmal die Besuche gerne; denn was sollte John mit seinem verfehlten Beruf und George mit seinem leicht verletzlichen Temperament für einen guten Einfluß auf die Schwester

ausüben? Mr. Abbey hatte wohl die Vorstellung, daß die Schule die Jungen verdorben hätte; denn als er einst von John erfuhr, welche freigeistige Lektüre man dort den Schülern gegeben habe, rief er entsetzt aus: „Und wenn ich fünfzig Kinder hätte, nicht eines sollte mir in diese Schule!“¹⁾ Die kleine Fanny aber war schlagfertig und wehrte sich auf spitze Bemerkungen so gut sie konnte. Von Oxford aus eröffnete nun John einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihr, der zum liebenswürdigsten und anmutigsten gehört, was je ein Bruder an eine Schwester geschrieben hat. Er weiß so reizend auf ihren Backfischton einzugehen, mit ihren Interessen zu leben, um ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen: „Du mußt mir über alles, was du liest, schreiben, und sind es auch nur sechs Zeilen in der Woche. Wenn du mir das von Zeit zu Zeit schicken willst, soll es dir ganze Bogen von mir eintragen. Ich fühle das als eine Notwendigkeit, denn wir müssen ganz vertraut miteinander werden, damit ich dich, wenn du groß bist, nicht nur als meine einzige Schwester lieben, sondern dir auch als meiner liebsten Freundin vertrauen kann.“

Wie mußte es sie vollends erfreuen, daß er versuchte, ihr etwas von den eigenen Arbeiten mitzuteilen. In gleicher teilnehmender Freundlichkeit geht er fortan auf alle ihre kleinen Sorgen und Freuden ein. Er vertröstet sie, wenn Mr. Abbey ihr das Leben gar zu sauer macht, auf die Zukunft, wo er sicher hofft, sie glücklich machen zu können. Kaum ein Brief, der nicht ein kleines Geschenk ankündigt oder nach einem Wunsche fragt: ein Buch, ein Blumenstock in Knospen, ein hübsches Siegel u. s. w. Nach

¹⁾ C. Clarke, bei B. Forman IV, p. 306.

Toms Tode wurde das Verhältnis noch inniger: er war ja nun der einzige, der ihr nahe stand, da auch George nach seiner Auswanderung nicht für sie sorgen konnte. „Ich fühle mich als deinen einzigen Beschützer“, schrieb er damals an sie, „wende dich in allen deinen kleinen Sorgen an mich mit dem Gedanken, daß in England wenigstens ein Mensch lebt, der dir, wenn er es könnte, daraus helfen würde.“ Und als das Leben sich für ihn immer mehr verdunkelte, waren es die Briefe an die Schwester allein, in denen er ein froheres Antlitz zu zeigen bemüht war. Fanny hat den Wunsch, den er in seinem ersten Briefe ausgesprochen hatte, seine Briefe aufzuheben, treulich gehalten; und als man in Spanien, wohin sie sich später verheiratet hatte, mit der Bitte an sie herantrat, diesen Schatz der Öffentlichkeit zu übergeben, brachte sie dem Ruhme ihres Bruders wohl dieses Opfer, aber mit schwerem Herzen: sie hat sich nie entschließen können, die gedruckten Briefe zu lesen.

Anfang Oktober kehrte Keats in seine alte Wohnung nach Hampstead zurück, nachdem das dritte Buch des Endymion, wie er sich vorgenommen, noch in Oxford zum Abschluß gekommen war. Auch die Brüder waren nach einer kurzen Reise nach Frankreich wieder in London angelangt; doch dauerte ihr Zusammenleben auch jetzt nur kurze Zeit, da Toms Gesundheit einen Winteraufenthalt in milderem Klima verlangte und George ihn nach Devonshire begleitete. Für John begann nun eine Zeit frohen Lebensgenusses, wie er sie nur in diesem einen Winter kennen lernen sollte. Gleich anfangs hatte er zwar bei den alten Freunden verschiedene Mißstimmungen zu überwinden, was er nach der harmonischen Zeit in Oxford besonders schmerzlich empfand. Haydon hatte schon seit

längerer Zeit sich bemüht, ihn dem Einfluß Hunts zu entziehen, und da Keats gerade jetzt versuchte, sich so selbständig wie möglich zu machen und seine Dichtung von allen fremden Einflüssen zu reinigen, so war er Haydons versteckten und offenen Warnungen vor Hunt, den wiederholten Verdächtigungen seines Charakters und seiner Dichtkunst, zugänglicher, als es sonst der Fall gewesen wäre, und als er nun heimgekehrt Hunt und Haydon als feindliche Nachbarn fand, fühlte er sich so verletzt, daß er Bailey sein Herz unmutig ausschüttete: „Mir ist das Schriftstellervolk ganz verleidet; ich mag keinen mehr davon kennen lernen, nein, selbst Byron nicht.“ Das war aber nur eine vorübergehende Mißstimmung, das alte vertraute Verhältnis zu beiden, wenn auch ohne die frühere Schwärmerei, stellte sich wieder her, und bald gesellten sich zu den alten Freunden noch neue. Ihm nachbarlich wohnten in demselben Hause zwei Männer, die in den letzten Lebensjahren des Dichters zu ihm in immer engere Beziehungen traten, wenn sie auch nicht entfernt denselben geistigen Einfluß auf ihn ausübten wie Hunt und Haydon. Dies waren Charles Wentworth Dilke und Charles Armitage Brown. Charles Dilke, um sechs Jahre älter als Keats, war zur Zeit ihrer Bekanntschaft schon verheiratet und Beamter in der Marineverwaltung; doch schon damals gehörte sein größtes Interesse der Litteratur. Er besaß eine außerordentlich vielseitige Belesenheit und war immer bereit, anderen von seinem Wissen mitzuteilen. „Fragt Dilke“ war das Lösungswort bei den Freunden, wenn ein streitiger Punkt nicht ausgetragen werden konnte. Sein Hauptinteresse war damals gemeinsam mit dem ganzen Kreise, dem er angehörte, den Elisabethanern zugewendet, und wenige Jahre früher hatte

er eine Fortsetzung von Dodsleys Old Plays herausgegeben. Er gab bald sein Amt auf, um nur als Schriftsteller zu leben. Klar, ruhig und positiv in seinen Lebensanschauungen, klug und geschäftsgewandt, eignete er sich ganz vorzüglich zum Redakteur, und als solcher hat er sich um das Athenäum ein besonderes Verdienst erworben, indem er das Blatt, das er ganz zerrüttet vorfand, zum ersten kritischen Journale Englands emporhob. Er war es auch, der zuerst ausländische Mitarbeiter, wie Sainte-Beuve und Jules Janin, heranzog, eine damals in England noch ganz unerhörte Neuerung. Er selbst hielt sich von eigener Schriftstellerei während der Zeit seiner Redaktion fast ganz zurück, und sein Ruf als feiner, geistreicher Kritiker gründet sich erst auf die letzte Periode seines Lebens, wo er sich von den Geschäften zurückzog. Ein Lieblingsfeld für seinen Scharfsinn war die Erforschung der Juniusbriefe, wo er aber auch, charakteristisch für seine eigentümliche Begabung, mehr that, den Wust von falschen Mutmaßungen über den Verfasser zu zerstören, als daß er mit seiner eigenen Ansicht klar hervorgetreten wäre. Entgegen seiner Jugendneigung richtete sich die Forschung seiner letzten Zeit besonders auf Pope, und auch hier hat er in der kritischen Darlegung seines Lebens Vorzügliches geleistet. Dilke war ein großer Bewunderer des deutschen Geisteslebens, dessen Studium er seinem Sohne besonders ans Herz legt. „Wenn mein Urteil von irgendwelchem Wert ist, so sind die Deutschen die erste Nation in Europa, unser eigenes Land nicht ausgenommen, das indes an zweiter Stelle steht, wenn es jener ersten nicht gleich ist.“

Noch etwas älter als Dilke war Charles Brown, der damals schon ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Er war mit achtzehn Jahren mit einem Bruder nach Peters-

burg ausgewandert, hatte dort aber bald als Kaufmann bankrott gemacht und kehrte ohne einen Heller nach England zurück, wo er sich eine Zeitlang als gemeiner Arbeiter sein Brot verdiente. Als er aber durch den Tod eines anderen Bruders in bessere Vermögensverhältnisse kam, folgte er einer früheren Neigung und wurde Schriftsteller. Eine komische Oper über einen russischen Stoff, Narensky, wurde im Drury-Lane-Theater aufgeführt und verschaffte ihm im Kreise der Freunde eine gewisse Autorität in Fragen der Bühnentechnik. Im Laufe seines Lebens hat er eine ganze Reihe kleiner Essays geschrieben; sein bekanntestes Buch aber ist der Versuch, aus den Werken Shaksperes, besonders seinen Sonetten, autobiographische Züge klarzulegen. Zeigte schon Dilkes kühler Kopf und scharf verständiger Geist wenig, was von vornherein die Freundschaft des feurig-phantasievollen Dichters verständlich macht, so war Brown ein wahrhaftes Widerspiel zu Keats. Über seine Jahre alt, bot er im Äußeren mit seiner korpulenten Gestalt, der Glatze und der Brille auf den kurzsichtigen Augen ganz das Bild eines Philisters. Für gewöhnlich zeigte er sich reservirt und abwartend und ärgerte auch Keats manchmal mit seinen kleinen Pedanterien. Doch gerade in der Freundschaft mit diesem bewies er, welch einen Schatz von warmer, selbstloser Hingebung er besaß; seine joviale, gleichmäßige Stimmung, die immer Scherz und Neckerei bei der Hand hatte, machte ihn besonders geeignet, Keats' vertrauter Gefährte zu einer Zeit zu werden, als Krankheit und Schicksal die Nerven seines Freundes bei jeder etwas härteren Berührung in heftige Aufregung geraten ließen.

Einige Jahre nach Keats' Tode besuchte er des Freundes Grab in Italien. Auf dieser Reise lernte er

Walter Savage Landor auf seiner Villa in Fiesole kennen. Er befreundete sich innig mit ihm und blieb sein Lebenlang in regem brieflichen Verkehr mit ihm. Nach seiner Rückkehr zollte auch er der Lieblingsbeschäftigung der englischen Litteraten jener Zeit seinen Tribut: er hielt öffentliche Vorlesungen und zwar über Shakspere und Keats. Noch in seinem 54. Lebensjahre beschloß er nach Neu-seeland auszuwandern; doch wollte ihm das Glück dort nicht wohl, und nach einem Jahre verfehlter Versuche, dort festen Fuß zu fassen, starb er, nachdem er schon die Rückkehr nach England beschlossen hatte.

Noch nahezu zwei Monate fleißiger Arbeit, und Keats konnte Ende November das Datum unter das fertige Manuskript des *Endymion* setzen. Mit Abschluß dieser Arbeit begann nun für den Dichter eine Zeit jugendlich frischen Genusses, die wenigen, einzigen Monate, die ihm vergönnt waren, um seine Natur, die so zu Heiterkeit und Frohsinn neigte, ganz auszuleben. „Noch klingt sein fröhliches Lachen in vieler Ohren“, schrieb Lord Houghton 1848. Wenn heute auch die Ohrenzeugen alle hingschwunden sind, so lebt diese gute Zeit doch für uns anschaulich in mannigfachen Schilderungen und in seinen Briefen weiter. Überall war er ein gern gesehener Gast; er verkehrte in dem gastfreien Hause der Novellos, nahm an den musikalischen Abenden und heiteren Picknicks teil, die Cowden Clarke überaus anmutig schildert, saß mit den Freunden gerne bei einem guten Glase Wein und berichtet dann den Brüdern nach Devonshire mit leichter Renommée von diesen kleinen Ausschweifungen. Bei Haydon, Hunt und den Lambs war er sicher, häufig bedeutende Menschen zu treffen. In jenem Winter sah er auch Wordsworth öfter, und in der Neujaurswoche 1818

war er mit ihm, Lamb, Monkhouse, Landseer und ein paar anderen Freunden bei Haydons „unsterblichem Mittagessen“ zusammen, dessen Schilderung in der Autobiographie des Malers uns ein reizendes Bild zugleich von dem Ernst und dem Übermut des Kreises giebt, in dem Keats zuhause war. Es war ein Abend, „wert Elisabeths Zeit“. Lamb war in seiner tollsten Laune und führte namentlich nach Tisch, als die Stimmung bei ihm etwas vom Weine befeuert war, eine Szene auf, die in ihrem übermütigen Humor und unwiderstehlicher Komik ebenfalls, wenn auch nicht ganz in Haydons Sinne, an die Londoner Litteratengesellschaft aus Elisabeths Tagen erinnerte. Auch schon bei Tisch gefiel sich sein flackernder Geist und sprühender Witz in allerlei kecken Paradoxen. Voltaire wollte er — damals eine Sünde — unter allgemeinstem Widerspruch unter die großen Männer gezählt wissen und Newton bestritt er seinen Platz unter den Gläubigen auf Haydons Bild: der Einzug Jesu; „ein Bursche, der nichts glaubte, wenn es nicht klar wie die drei Seiten eines Dreiecks war!“ Hierin aber stimmte ihm Keats bei, der es Newton nicht vergeben konnte, daß er die Poesie des Regenbogens zerstört habe. Und bei ihm war dies mehr als nur ein scherzhaftes Tischgespräch. Schon eine Woche früher hatte er eine ähnliche Bemerkung in einer seiner Theaterkritiken drucken lassen, und noch in der „Lamia“ lebte diese Unterredung in ihm wieder auf.

Mit harmloser Freude nahm Keats das Vergnügen, wo es sich ihm bot. Selbst Preisfechten, Bärenfütterung und ähnliche Volksbelustigungen sah er mit dem ihm eigentümlichen intensiven Interesse an und konnte dann den Freunden eine so charakteristische, lebhafte Schilderung davon machen, daß sie unwiderstehlich komisch wirkte.

Ebenso aber wie er zu Scherz und Übermut aufgelegt war, leuchtete sein großes ausdrucksvolles Auge bei jedem Bericht einer edlen That. Hörte er aber von einer Niedrigkeit oder gar einer Ungerechtigkeit, so konnte er mit einer Heftigkeit auffahren, die seine Gesichtszüge ganz veränderte. Als man einst Severns Charakter in seiner Gegenwart anzugreifen wagte, stand er auf und verließ das Zimmer mit den Worten, daß er mit solchen Leuten nichts zu thun haben wolle. Trotz seiner Kleinheit fehlte es ihm durchaus nicht an körperlichem Mut, und seine Knabenübung im Boxen kam ihm zu gute, als er einst einen Metzgerburschen, der eine Katze quälte, zur Rede stellte, worauf die beiden — ein echt englisches Bild! — eine regelrechte Boxerei begannen, in der der bei weitem kleinere und schwächere Dichter seinem robusten Gegner in fast einstündigem Kampfe verschiedene Püffe beibrachte, die so saßen, daß der ungeschlachte Mensch zum Ende heimgeführt werden mußte. Keats war damals voller Gesundheit und Kraft, für seine kleine Gestalt auffallend breitschulterig; dunkelbraunes, lockiges Haar umschattete ein ovales Antlitz; auffallend war, daß im Gegensatz zu dem vergeistigten Ausdruck um Stirne und Augen die untere Partie des Gesichtes, der große volle Mund und die breiten Nüstern von kraftvoller Sinnlichkeit sprachen. Die großen braunen Augen aber hatten für jeden Beschauer etwas Faszinierendes, und keine Schilderung von Keats' Äußerem verfehlt dies besonders zu erwähnen. Haydon spricht von seinem „unvergeßlich durchdringenden, inspirirten Blick, göttlich wie der einer delphischen Priesterin, die Gesichte schaute“, und an anderer Stelle: „Ich habe keinen anderen Menschen gekannt, der so bewußt seines hohen Berufes schaute außer Wordsworth.“ Mrs. Procter,

die Gattin des Dichters, der Lord Houghton seine Lebensbeschreibung von Keats gewidmet hat, und die Keats in diesem Winter in Hazlitts Vorträgen über die Elisabethaner regelmäßig sah, sagt in ihrer eindrucksvollen Schilderung: „Er blickte aus sich heraus, als wenn er immer ein herrliches Gesicht erschaute.“ Severn aber konnte nie den „weingleichen Glanz in Keats' Augen vergessen, gleich dem jener Vögel, die gewohnt sind, in die Sonne zu schauen“, und ein andermal nennt er sie „die braunen Augen eines wilden Zigeunermädchens, in das Antlitz eines jungen Gottes gesetzt“. Einen merkwürdigen Gegensatz zu der Frische seiner Erscheinung müssen selbst damals die Hände gebildet haben, die Hunt als matt und mit geschwollenen Adern beschreibt, und die er selbst die Hand eines Fünzfingers nennt, wozu auch die Bemerkung Coleridges stimmt, der nach der ersten Begrüßung geäußert haben soll: „In dieser Hand ist der Tod.“ Eine Reihe von Zeichnungen und Bildern von Haydon und Severn aus jenen Tagen geben doch nur unzureichend ein Bild des Menschen, wie er so lebhaft treu noch nach vielen Jahren im Gedächtnis seiner Freunde lebte.

Keats verstand es wie wenige, Freund zu sein und Freundschaft einzuffößen. Ein Zeugnis dafür sind seine Briefe, die früh von allen Freunden gesammelt worden sind und uns ein Bild der ganzen Persönlichkeit ohne Rückhalt und Schranken geben, wie sie sich sonst meist nur im mündlichen Verkehr aufschließt. Keats ist niemals in das Alter gekommen, wo der Gedanke an die Veröffentlichung unwillkürlich auch bei Freundesmitteilungen die Feder führt. Wie er in der Unterhaltung das dialektische Wortgefecht liebte, so waren auch seine schriftlichen Äußerungen nur von dem Wunsche getragen, sich

selbst zu klären oder die Freunde zu überzeugen. Seine Erörterungen über das Wesen der Dichtkunst oder seine ästhetischen Urtheile über andere Dichter, die Elisabethaner, Wordsworth, sind häufig von einer Tiefe des Gedankens und Kraft des Ausdrucks, die bei seiner Jugend in Erstaunen setzen. Sie berechtigen zu der Annahme, daß er in einem reiferen Alter auch in der Kunst der Prosa Bedeutendes geleistet haben würde.

Ein interessantes Beispiel für seine Art des Verkehrs mit den Freunden und seine Gedanken über die Probleme des geistigen Lebens bietet ein Brief, den er im Frühjahr (3. Mai) 1818 an Reynolds schrieb: „Ich will zu Wordsworth zurückkehren: hat er einen weiten Blick oder eine begrenzte Größe gehabt? — ist er ein Adler im Neste oder im Fluge? Um deutlicher zu sein und zu zeigen, wie ich selbst neben dem Riesen stehe, will ich ein Gleichnis vom Menschenleben, soweit ich es bis jetzt erfassen kann, d. h. bis zu dem Punkte, zu dem wir beide gelangt sind, geben. Ich vergleiche das Menschenleben mit einem großen Hause mit vielen Zimmern; nur zwei derselben kann ich beschreiben, die Thüren der übrigen sind mir noch verschlossen. — Das erste, das wir betreten, ist das Zimmer der Kindheit, das gedankenlose Zimmer, wo wir so lange bleiben, als wir nichts denken. — Wir verweilen lange dort, und wenn auch die Thüren des zweiten Zimmers weit offen stehen und in ein glänzendes Licht sehen lassen — wir beeilen uns sorglos nicht hineinzukommen. Endlich aber werden wir dazu gezwungen und zwar durch das Erwachen des denkenden Prinzips in uns. — Kaum gelangen wir in dies zweite Zimmer, das ich das Zimmer der jungfräulichen Gedanken nennen möchte, so werden wir von Licht und Luft darin berauscht und sehen nichts als köstliche Wunder.

Doch die Wirkung des Atmens darin ist erschütternd, sie schärft den innern Einblick in Herz und Natur der Menschen und überzeugt unsere Nerven, daß die Welt voll Elend, Herzeleid, Schmerz, Krankheit und Unterdrückung ist. — So wird dies Zimmer jungfräulicher Gedanken allmählich dunkel und zu gleicher Zeit öffnen sich Thüren nach allen Seiten — aber auch sie alle dunkel, alle zu dunklen Gängen führend. Wir sehen Gut und Böse nicht mehr im Gleichgewicht, wir sind in einem Nebel —; jetzt sind wir in dem Zustande, wo wir ‚die letzten Geheimnisse‘ fühlen. Zu diesem Punkte war Wordsworth gekommen, wenn ich ihn recht verstehe, als er ‚Tintern Abbey‘ schrieb, und mir scheint, daß sein Genius die dunkeln Gänge erforscht hat. Nun, wenn wir leben und weiter denken, werden auch wir darin forschen. Der wird der größere Genius heißen und wird andern überlegen sein, der weitere Entdeckungen machen und mehr Licht darauf werfen kann. Hierin halte ich Wordsworth für tiefer als Milton, obgleich ich glaube, daß er sich mehr über den allgemeinen Fortschritt des Intellekts der großen Massen als über die individuelle Größe des Geistes verbreitet. Von dem verlorenen Paradies und Miltons anderen Werken ist es hoffentlich nicht zu anmaßend selbst unter uns zu sagen, daß ihre Philosophie auch in jungen Jahren verständlich ist. Zu seiner Zeit hatten sich die Engländer gerade von dem großen Aberglauben befreit. Die Menschen hatten sich eben einige Ruhepunkte für die Vernunft erobert, die zu neu waren, um bezweifelt zu werden, und denen der größte Teil Europas zu sehr widersprach, als daß sie nicht für himmlisch und göttlich hätten gelten müssen. Wer hätte Miltons Gedanken über Tugend, Laster und Keuschheit im Comus ablehnen wollen zu einer Zeit, wo soeben soviel

Unehre abgeschafft worden war? Wer wäre nicht befriedigt gewesen von seinen Auslassungen über Gut und Böse im verlorenen Paradies zu einer Zeit, wo man gerade von der Inquisition und dem Scheiterhaufen in Smithfield befreit war. Die Reformation brachte einen so großen und unzweifelhaften Nutzen, daß der Protestantismus unter dem Auge des Himmels unmittelbar zu stehen schien, und sein eigenes übriges Dogma, sein Aberglaube selbst war damals neubelebt und erschien als Ruhepunkt, als ein sicherer Ausgangspunkt für die Vernunft. Aus diesem Grunde scheint Milton, was er auch in der Folgezeit gedacht haben mag, in seinen Werken befriedigt. Er dachte nicht in das Menschenherz hinein wie Wordsworth. Und doch besitzt er als Philosoph ebensoviel Kraft wie Wordsworth. Was soll man daraus folgern? O, gar viel: daß es wahrlich einen breiten Weg für den Intellekt giebt. Es beweist, daß eine mächtige Vorsehung selbst die mächtigsten Geister dem Dienste des Zeitgeistes unterwirft, sei es in menschlichem Wissen, sei es in der Religion.“

In seinen brieflichen persönlichen Bekenntnissen war Keats ganz Stimmungsmensch und wie alle produktiven Naturen mehr aufgelegt sich mitzuteilen zu Zeiten, wo die Schaffenskraft etwas erlahmte. Daher begegnen wir selbst in diesen Monaten größter Leichtlebigkeit oft dem Zug selbstquälerischen Zweifels, der von Kindheit an tief in seiner Natur begründet lag. Die Fragen über seine Dichterbefähigung, die in seinen Jugendgedichten eine so große Rolle spielten, hatten sich seit seiner Arbeit am *Endymion* aus der Dichtung in die Briefe zurückgezogen. Merkwürdiger als dies ist der Zug von Resignation und früher Todesahnung, der so oft neben fröhlichem Lebensgenuß durch seine Briefe klingt: „Du hast vielleicht zu

einer Zeit geglaubt“, schreibt er im November 1818 an Bailey, „daß man zu weltlichem Glücke gelangen könne, daß man es in gewissen Lebensperioden erspähen könne. Dich haben deine Anlagen notwendig dazu geführt. Ich erinnere mich nicht, auf irgend ein zukünftiges Glück gezählt zu haben, ich schaue nicht danach aus, wenn es nicht in dieser Stunde ist; nichts erschreckt mich über den Augenblick hinaus.“ Und in einer Zeit, als auch das Sonett¹⁾ „Fürcht' ich, daß frühem Tod mein Sein verfällt“ entstand, schließt er einen Brief an Leigh Hunt vom 10. Mai 1817 mit Worten, die scherzhaft anklingen und doch schmerzlich berühren: „Erzählt Shelley immer noch seltsame Geschichten vom Tode von Königen?²⁾ Sage ihm: es giebt seltsamere Geschichten über den Tod von Dichtern. Manche sind gestorben, ehe sie begriffen wurden. Schneidet Mrs. Shelley noch immer so zierlich Butterbrote? Sage ihr: sie möchte sich eine Schicksalsschere verschaffen, um allen künftig enttäuschten Dichtern den Lebensfaden abzuschneiden. Zerreißt Mrs. Hunt Leinwand so grade wie sonst? Sage ihr: sie möchte aus dem Buche des Lebens alle leeren Blätter ausreißen.“

Nachdem Keats den *Endymion* beendet hatte, ließ die angespannte Arbeit etwas nach. Seine Hauptbeschäftigung bildete nun die Durchsicht und Korrektur des Werkes, wobei ihm Taylor, sein Verleger, behilflich war und seinen Wünschen soviel wie möglich entgegenkam. Nur nebenher gelegentlich entstanden außerdem hier ein Sonett, dort ein paar Zeilen in ein Buch bei einer Lieblingslektüre geschrieben oder in Briefen an die Freunde aufbewahrt, eine Handvoll Gedichte, die er selbst wenig beachtete.

¹⁾ No. IX. 7.

²⁾ S. die Anekdote in Hunts Autobiography, p. 240—241.

Auf Reynolds' Bitte versuchte er sich im Dezember auch auf dem Prosagebiete und zwar als Theaterkritiker. Keats war ein eifriger und begeisterter Theaterbesucher, und als der Schauspieler Kean nach längerer Krankheit zum ersten Male wieder auftrat, begrüßte er ihn mit großem Enthusiasmus, so daß Reynolds, der damals die Theaterkritik für William Scotts Champion übernommen hatte, seinen Freund bat, dieser Stimmung auch schriftlich Ausdruck zu leihen. Keats war bereit und schrieb zwei kleine Artikel: Kean als Shakspeare-Darsteller und Kean in Richard, Herzog von York.

Dies Stück ist eine von jenen uns heute unerträglichen Kompilationen aus drei Stücken Shaksperes, den drei Teilen von Heinrich VI. Es ist eine auffallende, oft besprochene Thatsache, daß mit der größeren Verbreitung Shaksperes und dem eingehenderen Studium durchaus nicht die Ehrfurcht vor der Unantastbarkeit seiner Werke Hand in Hand ging. Im Gegenteil, unbeschadet des großen Verdienstes, das die Bühne unter Garriks Leitung an der Wiederbelebung des Studiums hatte, brachte dies doch den Nachteil mit sich, daß Shaksperes Stücke damit in die gefährlichen Hände der Schauspieler geraten waren, die sie gar zu oft unter dem Gesichtspunkte der Rolle für die Bühne bearbeiteten. Auch bei dem gegenwärtigen Stück geht wohl Keats nicht fehl, wenn er Keans Hand in ihm vermutet. Aus Heinrich VI. ist ein Richard, Herzog von York, geworden, denn Keans Titelrolle mußte selbstverständlich die überwiegende Bedeutung erhalten. Dies erklärt, weshalb das Stück bereits in der Mitte des dritten Teiles mit Yorks Tode abschließt; dies mag noch hingehen; daß die Zeitgenossen milde hierüber urteilten, davon zeugt, daß Keats, der doch seinen Meister Shakspeare wahrlich ver-

ehrte, in seiner Kritik diese Art des Abschlusses lobt. Unverzeihlich aber ist es, daß der Bearbeiter nicht nur Shaksperesche Worte nach Gutdünken ändert, sondern sogar lange Reden aus anderen Dramatikern einfügt.

Keats' Aufsätze sind mit etwas überschwänglichem Enthusiasmus geschrieben, der völlig aus dem gewöhnlichen englischen Rezensentenkanon herausfällt, bei welchem der Kritiker bei allem Lobspenden doch nie vergißt, seine eigene Überlegenheit geltend zu machen: „O Kean, Kean, trage Sorge“, schließt der erste Aufsatz, „für deine Gesundheit, für deinen Genius. Habe Mitleid mit uns in diesen kalten, schwächlichen Zeiten, richte uns im Mißerfolg unserer Tage auf; denn Romantik lebt nur noch in Büchern; die Feen sind von unserer Herde vertrieben und der Regenbogen seines Geheimnisses beraubt.“ In dem zweiten Aufsatz interessiert Keats' verschiedene Schätzung der Stücke Shaksperes. Seiner ganzen Geistesrichtung nach mußte er die historischen Stücke weit unter die reinen Phantasiestücke stellen. „Die Poesie Shaksperes“, heißt es, „ist gewöhnlich frei wie der Wind, ein vollkommenes Geschöpf der Elemente, geflügelt und lieblich gefärbt. Poesie muß frei sein, sie gehört der Luft und nicht der Erde an, und je höher sie fliegt, um so näher gelangt sie zu ihrer Heimat. Die Poesie von Romeo und Julie, von Hamlet und Makbeth ist die Poesie der Seele Shaksperes, voll von Liebe und göttlicher Romantik. Sie kennt keine Grenzen und ‚geht, wohin sie mag‘, und bleibt doch in aller Menschen Herzen ein beständiger und goldener Traum. Die Poesie von Lear, Othello, Cymbeline ist die Poesie von Menschenleidenschaften und Affekten, die fast ätherisch durch die Macht des Dichters wird. Die Poesie von Richard, König Johann und den Heinrichs aber ist die Vermischung der Einbildungs-

kraft mit der Geschichte, es ist Poesie, doch oft Poesie auf der Londoner Heerstraße wandelnd.“

Nach diesen ersten Versuchen glaubte ihn wohl Reynolds auf dem besten Wege in der Theaterkritik seinen Platz zu erobern. Mit Hilfe von Charles Wells that Keats auch einen Einblick hinter die Kulissen und giebt den Brüdern einen amüsanten Bericht von dieser kleinen wirklichen Welt, die sich hinter der großen Phantasiewelt der Bühne selber wieder dramatisch abspielt. Doch seine beiden weiteren Rezensionen, die im Januar ebenfalls im *Champion* erschienen, zeigen nur, daß das, was die ersten interessant machte, Shakspeare und der Sicherheit, die er auf diesem Gebiete besaß, zu verdanken war. Es sind schwächliche Besprechungen schwächlicher Stücke; es fehlt ihm an der notwendigen Ironie, um solchen Machwerken ihren richtigen Standpunkt anzuweisen.

Die Hoffnung, daß Tom in dem milden Klima von Devonshire die ersten bösen Anzeichen der Schwindsucht überwinden werde, wurde getäuscht. Der gefährliche Frühling kam und mit ihm eine Verschlimmerung seines Zustandes. John entschloß sich, Mitte März für einige Zeit ganz nach Teignmouth, wo er die Brüder schon einigemal besucht hatte, zu übersiedeln, hauptsächlich um George, dessen Gegenwart in London nötig war, in Toms Pflege abzulösen. „O Tom“, hatte er im Januar an die Brüder geschrieben, „du mußt besser werden, dann werde ich mich gesund und fröhlich wie die Winterluft fühlen.“ Nun fand er den Bruder elender, als da er ihn verlassen hatte. Auch Reynolds war krank in London geblieben und Rice war eben vom Krankenbett aufgestanden. Das drückte auf seine sensitive Natur und die frische Winterstimmung war verfliegen. „O einen Tag und alle wohl!“ ruft er schmerz-

lich aus, und auch durch den Scherz in den Worten an Reynolds klingt der traurige Ernst: „Ich beabsichtige alle kranken Leute zu schneiden, wenn sie sich ihrerseits nicht entschließen, die Krankheit zu schneiden, diese Person, gegen die ich eine vollkommene Aversion habe, und die, so sonderbar es klingt, doch in mehreren Häusern, die ich besuche, beherbergt wird. Sie sitzt nun ganz unverschämt zwischen mir und Tom, sie beleidigt mich bei dem armen Rice, und du hast sie vor kurzem im Theater zwischen uns gesetzt, als ich glaubte, daß sie mit verlangendem Blick nach dem armen Kean schaute. Ich werde es meinen Freunden ein für allemal im allgemeinen und besondern sagen: Schneidet die Person oder ich schneide euch.“¹⁾ Er suchte auf alle Weise dieser Stimmung Herr zu werden. Das beste Mittel — das wußte er wohl, war erneute Arbeit.

Ein fast fieberhafter Thätigkeitsdrang kam über ihn; vorbei waren die Zeiten, in denen er den Brüdern schrieb: „Ich war abscheulich müßig, seitdem ihr mich verlassen habt“, und vorüber die Stimmung, in der er im Februar an Reynolds geschrieben und die an die „wise passivness“, die Wordsworth seinen Jüngern predigte, erinnerte: „Ist es edler wie Jupiter zu thronen oder wie Merkur zu fliegen? So laßt uns nicht umhereilen und Honig sammeln Bienen gleich, hier und da geschäftig und ungeduldig im Bewußtsein dessen, was erreicht werden soll, sondern laßt uns unsre Blätter öffnen wie die Blumen und passiv und empfänglich sein, geduldig unter Apollos Blick knospen und von jedem edlen Insekt, das uns besucht, Winke empfangen... Ich war zu diesen Betrachtungen durch die Schönheit des Morgens, der so zum Müßiggang reizt, verführt

¹⁾ An Reynolds am 14. März 1818.

worden, ich hatte kein Buch gelesen und der Morgen sagte: ich hätte recht, ich hatte keinen Gedanken als den Morgen und die Amsel sagte: ich hätte recht; sie schien zu sagen:

Der du im Anlitz fühltest Wintersturm,
Schneewolken sahst im Nebel niederhangen
Und dunkle Ulmen unter kalten Sternen,
Dir wird der Lenz zu einer Erntezeit.
O du, für den das einzige Buch das Licht
Des tiefsten Dunkels war, das dich ernährt,
Wenn Phöbus dich verlassen Nacht auf Nacht,
Dir wird der Lenz dreifacher Morgen sein.
O strebe nicht nach Wissen, ich hab keins,
Und doch kommt mit der Wärme mein Gesang,
O strebe nicht nach Wissen, ich hab keins,
Doch lauscht der Abend mir. Wen Müßiggang
Nur traurig macht, der kann nicht müßig sein,
Doch der ist wach, der sich im Schläfe dünkt.“

Wie war die poetische Ruhe und Empfänglichkeit nun verfliegen! Er fühlte wie eine Vorahnung, daß ein neuer Lebensabschnitt sich für ihn vorbereite: „Ich finde kein würdigeres Streben, als den Gedanken, etwas gutes in der Welt zu thun. — Einige thun es durch ihre Gesellschaft — einige durch ihren Witz — einige durch ihre Güte — einige durch eine Fähigkeit, Vergnügen und gute Laune allen, die sie treffen, mitzutheilen — und auf tausend Weisen sind alle gehorsam dem Befehl der großen Natur — es giebt nur einen Weg für mich. Dieser Weg führt durch Fleiß und Studium und Gedanken — ich will ihn gehen.“ Er faßte den Plan, Griechisch und Italienisch zu lernen, und da er sein Leben doch unter Büchern und Gedanken hinbringen werde, sich für ein paar Jahre ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er freut sich, daß er seine medizinischen Bücher nicht fortgegeben hat, da er seine Kenntnisse auf diesem Gebiete wach erhalten möchte. Bei

seinen juristischen Freunden Rice und Reynolds möchte er auch von ihrer Wissenschaft etwas profitieren. Jetzt sind ihm Empfindungen durchaus nicht mehr das einzig Erstrebenswerte. „Ausgedehnte Kenntnisse“, schreibt er Reynolds in einem schönen Briefe, der den Dichter, dem sich die abstrakte Vorstellung zu einem anschaulichen Bilde gestaltet, zeigt, „sind dem Denkenden notwendig — sie nehmen ihm die Hitze und das Fieber... Der Unterschied zwischen hoher Empfindung mit und ohne Kenntnisse scheint mir dieser zu sein: Im letzteren Falle stürzen wir beständig zehntausend Klafter tief und werden wieder in die Höhe geblasen ohne Schwingen und mit allen Schrecken eines bloßschulterigen Geschöpfes — im ersten Falle sind unsere Schultern befiedert und wir gehen durch dieselbe Luft und durchmessen sie ohne Furcht.“

Außer kleinen Gelegenheitsgedichten, wie sie die Umgebung eingab, darunter das anmutige Lied „The Devon Maid“¹⁾, schrieb Keats von Teignmouth aus seine vierte und letzte Epistel an Reynolds: „In der Hoffnung, dich eine oder zwei Minuten aufzuheitern, war ich entschlossen, dir *volens volens* ein paar Zeilen zu schicken, daher mußst du den unzusammenhängenden Gegenstand und den sorglosen Vers entschuldigen“, schrieb er am 25. März dem kranken Freunde. Zwischen den ersten Episteln und dieser letzten lag nun die Arbeit des Endymion, die ihn selbst gereift und geklärt hatte. Ihm war jetzt schon „unzusammenhängender Stoff“ ein Gedicht, das in seinem Hauptteil die geschlossene feine Schilderung eines Claude Lorrainschen Bildes: das Zauberschloß, enthält, das in dem Freundeskreis bekannt und sehr bewundert wurde.

¹⁾ S. Übers. No. VIII. 3.

Der scherzende Eingang, der den Kranken aufheitern soll, hält aber nicht bis zum Schlusse vor. Eine „Laune seines Geistes“, die er selbst haßt, zeigt ihm das Bild ewiger Zerstörung des Schwächeren durch den Stärkeren, so daß er sich selbst nicht mehr „daheim“ fühlt am Meeresstrand im sanften Sommerabend. Hier tritt zum ersten Male dichterisch die so oft ausgesprochene Abneigung gegen metaphysische Spekulationen zutage, die auf ihn nur bedrückend und beängstigend wirken:

„Es ist ein Riss im Glück,
Sich jenseits unsrer Grenzen wagen,
Im Sommerhimmel zwingt es uns zu klagen
Und es verdirbt den Sang der Nachtigall.“

Wichtiger aber als diese Epistel war seine Arbeit an „Isabella, or the Pot of Basil“ („Isabella, oder der Basilikumstock“), einem Werk, das er in den wenigen Wochen in Teignmouth zum größten Teil, wenn nicht ganz vollendet hat. Es gehört einer neuen Periode dichterischen Schaffens an. Und als er Mitte Mai nach London zurückkehrte, warteten seiner auch äußerlich eine solche Reihe einschneidender Veränderungen, daß er recht hatte mit seinem Worte, das er noch aus Teignmouth schrieb: „Ich fühle, daß meine Jünglingstage vorüber sind.“

Kapitel V.

Endymion.

In den Jahren 1817 und 1818 hielt William Hazlitt in der Surrey Institution in London seine berühmten Vorträge über Shaksperes Charaktere und die dramatische Litteratur im Zeitalter Elisabeths. Es waren dieselben Jahre, in denen Keats seinen Endymion schrieb und veröffentlichte. Und nicht ohne Beziehung zu einander stehen diese beiden Thatsachen: Durch Hazlitts Vorträge sollten zum ersten Male einem großen Publikum die Schätze in Erinnerung gebracht werden, die, zum Teil noch verborgen, zum Teil wenig beachtet, einst die größte Zeit der englischen Dichtung dem englischen Volke geboten hatte. Hazlitt fand sein Publikum zwar kenntnislos, doch nicht unvorbereitet. Er wußte wohl, daß es heute Mode war, von den Elisabethanern mit Verehrung zu sprechen, sein Ziel aber war, aus der großen Schar solcher Modeverehrer immer mehr echte und lesende Freunde für die Werke dieser alten Dichter zu werben und sie darauf hinzuweisen, daß außer den leuchtenden Sternen erster und zweiter Größe, den Shakspere, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, noch ein ganzer Himmel kleinerer Sterne damals über dem englischen Volke aufgegangen war, die alle die Beachtung und Dankbarkeit der Nachwelt verdienten. Die Zeit allerdings, wo für die Lebenden dieser ganze Himmel

verdunkelt war, und man durch das Gewülk höchstens einen seltsam geformten Kometen, Shakspere, erblickte, den man im besten Falle anstaunte und mißverstand, war lange vorüber. Schon 1780 konnte Reed bei einer Neuauflage der Dodsleystücke über Shakspere schreiben: „Der Gott unsrer gegenwärtigen Idolatrie“. Ein Jahr vorher war Garrik gestorben, der fast vierzig Jahre lang das englische Publikum als der berühmteste Shaksperedarsteller entzückt und den Dichter auf der Bühne vollkommen heimisch gemacht hatte.

Ganz waren freilich Shaksperes Stücke von den Brettern nie verschwunden, aber gerade das gebildete, fashionable Publikum der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts seit der Revolution wandte sich mit Achselzucken von ihm ab. Der finstere puritanische Geist, in dem die großen Elisabethaner vorahnend ihren bittersten Feind erkannt hatten, stand wie eine dunkle Wolke zwischen der Geschmacksrichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Man versuchte durch diese auch gar nicht zu dringen, da gerade die Fortgeschrittenen sich willig dem von Frankreich einziehenden neuen Geiste beugten. Wohl wurde der Sommernachtstraum noch aufgeführt; doch man lese nur, was Pepys, der freilich zugleich ein Spießbürger und ein Modeherr war, darüber sagt¹⁾: „Ein Stück, das ich nie vorher sah und nie wieder sehen werde. Es ist das albernste und dümmste, was mir je in meinem Leben vorgekommen ist.“ Und nicht besser kommen Romeo und Julie und andere Stücke Shaksperes fort. Der Anfang des 18. Jahrhunderts bezeichnet den tiefsten Punkt des Verständnisses. Damals durfte ein Thomas Rymer an

¹⁾ Pepys' Tagebuch, 29. Oktober 1661.

Othello die Kritik üben: „Was kann man von solcher Poesie erwarten, als daß sie unsere Sinne berauscht, unsere Gedanken verwirrt, unser Hirn verödet, unsere Einbildungskraft verkehrt, unsern Appetit verdirbt und unsern Kopf mit Eitelkeit, Getöse und Klingklang erfüllt.“ Kein größeres Verständnis zeigen aber auch die Stimmen der Verteidiger, die etwa finden: „Mr. Rymer gehe mit seinen Angriffen zu weit; Shakspere habe ja Fehler, aber Genie könne man ihm doch nicht absprechen.“ Diese letzte Fassung blieb auf lange Zeit hin das Losungswort der Kritik; man wagte Shakspere nur zu loben, indem man ihn entschuldigte. So schrieb auch Pope in seiner Ausgabe alle seine Verstöße gegen die herrschenden Regeln der Dichtkunst der Unwissenheit der Zeit, der mangelnden Berührung mit den höheren Klassen, seinem Schauspielertum u.s.w. zu, und wo sein eigenes Verständnis nicht mehr mitkam, änderte er willkürlich den Text. Er war nicht der einzige, der so versuchte, Shakspere zu verbessern, Dryden hatte es vor ihm gethan, und zahllose untergeordnete Geister versuchten sich an derselben Aufgabe; denn darin waren sie einig, daß Shakspere gegen alle poetische Gerechtigkeit verstoße. Darum durften Duncan und Banquo, Desdemona und Cordelia und sogar Hamlet nicht mehr umkommen; „denn“, so sagt Dennis, einer dieser Verbesserer, „wenn die Guten und die Schlechten unterschiedlos umkommen, so wird uns entweder gar keine oder eine sehr schlechte Lehre vermittelt“. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch, wie wir gesehen haben bis in die Zeit von Keats, nahm an diesen Umarbeitungen keinen Anstoß, denn wenn man Shakspere seit Garrik auch wieder als den Lieblingsdichter der Nation ansah, das poetisch-kritische Verständnis für ihn war doch noch sehr gering, und

Coleridge hatte recht, wenn er sagte: „Moderne Vorreden-verfasser und Kommentatoren preisen ihn wohl als einen großen Genius; wenn sie aber die Anmerkungen zu seinen Stücken machen, behandeln sie ihn wie einen Schulbuben, als wenn dieser große Genius sich nicht selbst verstanden hätte.“¹⁾ Das war mit einem Seitenblick auf Pope und Samuel Johnson gesagt, und gewiß hätte „der Doktor“ spöttisch gelächelt, wenn man ihm gesagt hätte: Shakspeare war ein großer Künstler, der Gesetzen folgte, wenn es auch nicht die deinen und die deiner Zeit sind. Jene Art von Verständnis, das in das innerste Wesen des Dichters dringt, um das Mark seines Schaffens zu erfassen, das in ihm das höchste Vorbild sieht, das man wohl erläutern, aber niemals schulmeistern darf, war erst dem Beginn des 19. Jahrhunderts vorbehalten, und die Engländer selbst erkennen bereitwillig das große Verdienst an, das sich hierdurch Deutschland um sie erworben hat: die Anregung, die durch Schlegels Shaksperestudien und seine Vorlesungen über die dramatische Kunst für sie gegeben worden ist.

Hazlitt, der wahrhaftig deutschem Wesen nicht freundlich gesinnt war, giebt zu, daß es Eifersucht auf das Vorrecht des Deutschen war, was ihm den ersten Anstoß zu diesen Studien gegeben habe, und Coleridge schreibt gleich nach der ersten Lektüre des Buches an Crabb-Robinson, der es ihm gebracht hatte: „Wären alle Kommentare, die je zu Shakspeare geschrieben worden, aufgestapelt und angezündet worden, damit bei der Flamme Schlegel seine Vorlesungen hätte schreiben können, so würde die Welt durch die Zerstörung jener Bücher eben-

¹⁾ 9. Vorlesung über Shakspeare, ed. Collier 1856, p. 102.

soviel gewonnen haben wie durch die Entstehung dieses einen.“ Coleridge las das Buch, während er seine eigenen Vorlesungen über Shakspeare 1810—11 hielt, und der Einfluß Schlegels auf die zweite Hälfte derselben ist unverkennbar.¹⁾ Daß er überhaupt diese Art, Shakspeare als Künstler zu betrachten, in Deutschland gelernt und dort sich seine kritischen Waffen geschliffen hat, bestätigt er selbst häufig genug in seiner *Biographia litteraria*.

Mit dem eingehenden Studium Shaksperes, nur langsamer und später, drang auch die Kenntnis seiner Zeitgenossen vor. Derselbe Reed, der auf Shaksperes Verehrung schon als auf einen stolzen Besitz sah, nennt das Studium der anderen Elisabethaner erst „neulich entstanden“. Ben Jonson, Beaumont und Fletcher gelten in dieser Zeit noch als veraltet, „und wenn solche Namen sich nicht einer Dauer des Ruhmes versichern können, so müssen die Dekker, Middleton, Chapman und Marston, ihre Zeitgenossen, ihren Anspruch auf Unsterblichkeit ohne Murren aufgeben.“²⁾

Die erste Sammlung der alten Stücke, deren Neuausgabe und Erweiterung Reed besorgte, war allerdings schon 1744 von dem gelehrten Buchhändler Dodsley, der seine Laufbahn als Lakai begonnen hatte, veranstaltet worden; doch war und blieb sie einstweilen mehr eine Rarität, und noch Samuel Johnson meint in seiner trockenen Art: „Man sucht nach ihnen, weil sie selten sind, und sie würden nicht selten sein, wenn man sie sehr geachtet hätte.“ Johnson aber stand trotz des großen Einflusses, den er auf seine Zeit ausgeübt, doch schon hinter ihr zurück und verstand die Keime nicht, die sie für die Zukunft barg;

¹⁾ Brandl, Coleridge, 342 ff.

²⁾ Reed, Vorrede zur Neuausgabe der Dodsleystücke. 1780.

er sah die Anzeichen nicht, die schon eine Umwälzung des Geschmackes ankündigten, und die sich hauptsächlich in dem neuerwachten Interesse für die dichterische Vergangenheit des eigenen Volkes äußerten. Man sammelte mit Eifer alle Denkmäler einer frühesten Dichtungsepoche, und Bischof Percys Balladensammlung, die 1765 erschienen war, wirkte weit über die Grenzen Englands hinaus. Percy hätte dieses Werk niemals allein zu stande bringen können, hätten sich nicht die Besten überall für ihn geregt und für ihn gefunden. Namen wie Goldsmith, Garrik, Shenston, Warton und Gray waren unter seinen Mitarbeitern. Er war nur der erste unter einer ganzen Reihe von Sammlern, und bald wollte das Vorhandene für das wachsende Bedürfnis nicht mehr ausreichen. Das begünstigte die Fälschungen und erklärt den Erfolg, den Macpherson und Chatterton hatten. Ja, noch 1795 konnte sich Irland mit seinen berüchtigten Shaksperefälschungen vor das Publikum wagen und auch die guten Köpfe eine Zeitlang täuschen. Das Geheimnis ihres Erfolges lag darin, daß Kritik und Philologie nicht gleichen Schritt halten konnten mit dieser hastig aufflammenden Begeisterung. Auch von Shaksperes Zeitgenossen mehrten sich die Ausgaben gegen das Ende des Jahrhunderts. Ben Jonson, Beaumont, Fletcher und Massinger erhielten kritische Sonderausgaben, die Werke der anderen wurden wiederholt in Sammelwerken veröffentlicht. Doch nur allmählich erlangten sie Bürgerrecht bei dem lesenden Publikum. Erst mit dem neuen Geiste, der in der englischen Dichtkunst zur Geltung kam, hielten auch sie bei ihm ihren Einzug. Noch am 13. Oktober 1800 schreibt Lamb an Wordsworth über die Schwierigkeit, die Bibliothek des Freundes nach dieser Richtung zu vervollständigen: „Ben Jonson,

Beaumont und Fletcher sind zu haben, was die anderen Dramatiker angeht, weiß ich nicht, wo sie in andern als in Dodsleys alten Stücken zu finden sind. Massinger sah ich nur in einem Laden, und nun ist er fort. Doch enthält eine der Dodsley-Editionen vier seiner besten Stücke.“ Lamb selbst ist freilich schon 1796 wenigstens mit den Größen dieser Zeit ganz vertraut und hat sich ein Citatenbuch angelegt, das voll von glücklichen Stellen und treffenden Bildern aus diesen Dichtern ist. Doch auch Lamb ist noch vorsichtig in seinem Lob, und selbst er wagt bei aller Bewunderung nicht, die Elisabethaner über die Dichter des 18. Jahrhunderts zu stellen. Einige Jahrzehnte später und die neue Geschmacksrichtung hatte sich ein junges Litteratengeschlecht erzeugt, das Shaksperes Zeitgenossen wie einen kostbaren Besitz betrachtete, sie waren ihnen die Altvordern, an denen sie lernten, und zu denen sie als gläubige Jünger aufblickten.

Wir haben in Keats' ganzer Entwicklung gesehen, wie er in diesen Geist der Verehrung für das Zeitalter Shaksperes hineingeboren war, die Pioniere hatten ihre Arbeit vor ihm gethan, er zog als ein Herrscher in diesen neuen Besitz ein. Ringsumher sah er in seinem nächsten Freundeskreise alles in voller Arbeit für die größere Verbreitung der verehrten Meister. Charles Lamb hatte wenige Jahre früher, 1808, seine Specimens, eine Anthologie der Dramatiker Elisabeths, herausgegeben, Leigh Hunt zog wiederholt gegen die Schule Popes zu Felde, John Scott, der Redakteur des Champion, schrieb seine drei Bände „The Ancient British Drama“, Dilkes erster schriftstellerischer Versuch war eine Vermehrung der alten Dodsley-Stücke, Coleridge hatte seine Vorlesungen eben gehalten, und Hazlitt plante die seinen. Spenser hatte

den schlummernden Dichterfunken in dem Knaben erweckt, und in Leigh Hunts Begeisterung für den großen Epiker sah er wie in einem Spiegel seine eigene wieder, mit Reynolds und Haydon las und durchdachte er Shakspeare, und auf den Spaziergängen mit Bailey fehlte nie ein Band der alten Dichter, an denen sich die Freunde „erlabten“. So hatte sich sein Dichtergenius erfüllt und getränkt mit dem Geiste der englischen Renaissance, und in ihm hatte sich diese neue Bewegung ihren vornehmlichsten Dichter erlesen. Nur wenn man sein Schaffen, namentlich in dieser ersten Zeit, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gleichsam als das dichterische Produkt dieser Renaissance der Renaissance, wird man sein erstes großes Werk nach Vorzügen und Schwächen ganz würdigen können.

Von dem romantischen Ritterepos, in dessen Bahnen ihn Leigh Hunt so gern gesehen hätte, wandte er sich nach dem vergeblichen Versuche in Calidor ganz ab und fand in der antiken Hirtensage den seinem Genius kongenialen Stoff.

Es war nur eine Seite der elisabethanischen Dichtkunst, die er sich hier zum Vorbild erwählte, aber eine Seite, die sie besonders reich und anmutig entfaltet hat. Eine ausgedehnte Litteratur fand unser Dichter hier in den Hirtendramen und Romanen, den Masken, den lyrischen und epischen Hirtengedichten. Allen aber gemeinsam ist das griechische Gewand und die griechische Götterwelt, in der sich ihre Helden natürlich und leicht bewegen. Auch Keats lebte und webte ganz in dieser antiken Mythologie. Man hat ihn, dem die antiken ursprünglichen Quellen nur spärlich flossen, hierin oft mit Shakspeare verglichen, von dem Ben Jonson bekanntlich sagt: „er kannte wenig

Latein und gar kein Griechisch.“ Leigh Hunt giebt in seiner Vorrede zu „Foliage“ eine Charakteristik Shaksperes, von der schon Lord Houghton meint, daß ihm Keats dabei vorgeschwebt habe; und in der That drückt sie die Gleichheit der Dichter so fein aus, daß sie auch hier ihre Stelle finden möge: „Obgleich selbst kein Gelehrter, so hatte er doch nichts weiter als den Bericht eines Gelehrten, sei er gut, sei er gleichgültig, nötig, um in die Schluchten des ursprünglichen Landes einzudringen. Die Wahrheit ist: er fühlte die griechische Mythologie nicht als eine Reihe von Schulbuben-Gemeinplätzen, die man sich aufzugeben scheut, sondern als etwas, zu dessen Verständnis man mehr als bloße Gelahrtheit braucht, als die Erhebung der äußeren Welt und der Menschheit zum höchsten Grade der Anmut und als die verkörperte Wesenheit aller großen und lieblichen Eigenschaften der menschlichen Natur.“ In diesem Geiste erfaßte auch Keats die Antike; der Spiegel aber, in dem er dieses Wunderland sah, war die elisabethanische Dichtung. Gerade die Züge, die man mit Recht als unantik in seinen Werken ahndet, das üppige Rankenwerk der Phantasie, das die plastischen Grundzüge des Kunstwerkes oft ganz überwuchert, der überreiche Bilderschmuck, der sich nie genug thun kann und das Wesentliche mit dem Unwesentlichen so leicht vermengt, weil alles so schön und anmutig sich kund giebt, dies alles finden wir bei seinen Vorbildern wieder, und noch einmal mag die Charakteristik eines Renaissancedichters, wie sie Warton in seiner Litteraturgeschichte giebt, uns als Bild unseres Dichters gelten: „Sein hauptsächlichster Fehler“, sagt Warton von Marlowe, „ist ein Schwelgen im blühenden Stile, eine Anhäufung von Anspielungen und Bildern, die jedoch aus einer warmen, glänzenden Phantasie entspringen“, und

wenn Jeffrey in seiner Kritik des Endymion¹⁾ als Gegensatz zur antiken Auffassung anführt, daß die Alten sich nur wenig mit der Schilderung des Gefühlslebens ihrer Götter beschäftigt haben, in das uns Keats so eingehend einführt, so brauchen wir auch hier nur auf die Vorbilder der Renaissance hinzuweisen. Das bedeutendste fand er in Shaksperes Venus und Adonis, das er gerade während der Abfassung des Endymion eifrig studierte; und Haywoods ganzer Cyklus „The Golden Age“, dieser dramatisierte Ovid, zeigt auch durchweg die Tendenz, die Götter mit modernem Gefühlsleben zu erfüllen und diesem modernen Ausdruck zu leihen.

Nicht gerade für den Endymion-Mythus selber fand Keats bei den Elisabethanern reiches Material. Wohl ist der Stoff einmal von Lyly als Komödie behandelt worden, und da Dilke sie in seine Sammlung aufgenommen hat, war sie Keats wohl zu Gesicht gekommen; doch zeigt dies Prosadrama, das, wenige tiefere Szenen ausgenommen, nur historischen Wert hat, nichts, was Keats hätte zum Fingerzeige dienen können. Etwas näher steht seiner Auffassung Draytons „The Man in the Moon“²⁾. Drayton hatte ursprünglich die Sage unter dem Titel Endymion behandelt, später nahm er das unveröffentlichte Bruchstück zum Teil wörtlich in sein Epos „The Man in the Moon“ auf, eine Verbindung beider Sagen, auf die auch schon Lyly mehrfach angespielt hatte. Das Gedicht beginnt allerdings auch mit einem Pansfeste. Einer der anwesenden Hirten erzählt das Schicksal von Diana und Endymion, wie die Göttin dem schlafenden Hirten auf dem Berge Latmos ihre Gunst zu-

1) Edinburgh Review, No. LXVII, August 1820.

2) Sidney Colvin will diesen Einfluss besonders betont sehen.

wandte, wie Endymion seine gewohnte Beschäftigung verließ, sich nach ihr sehnend, bis sie ihn erhörte und den Beglückten mit sich nahm, um bald auf hohem Berge, bald auf dem Meere ihn die Wunder der Welt schauen zu lassen. Diese Disposition des Stoffes zeigt in der That Züge, die eine Anlehnung nicht unwahrscheinlich machen; umsomehr rückt die Art der Behandlung Draytons und Keats' Verse auseinander. Wohl hat der Renaissancedichter in seinem Nymphidion ein Werk geschaffen, das an frischer Anmut und leichter Grazie den Vergleich mit dem Sommertraum aushält; hier aber verbergen sich die wenigen Schönheiten des Gedichtes unter einem Wust scholastischer Spitzfindigkeiten, die Drayton von den italienischen Humanisten entlehnt, die aber glücklicherweise Keats ganz fern liegen. Immerhin kann Keats das sehr seltene Werk gekannt haben, da es kurz vorher Chalmers in seine Sammlung aufgenommen hatte. Er war jedoch eifersüchtig darauf, daß er den Plan seiner Dichtung ganz aus sich gesponnen habe. „Es wird und soll“, schreibt er während der Arbeit an Bailey, „eine Probe meiner Fähigkeiten und meiner Einbildungskraft sein, vor allem aber meiner Erfindungsgabe, da ich, was in der That selten ist, vier tausend Zeilen aus einer nackten Thatsache machen und sie mit Poesie anfüllen muß.“¹⁾ Diese eine Thatsache ist der Besuch der Göttin bei dem schlafenden Hirten, das, was er der kleinen Fanny in seinem ersten Briefe aus Oxford von seiner Arbeit berichtet: „Vor Zeiten lebte ein

¹⁾ Dieser Ausspruch von Keats erinnert unwillkürlich an Carlyles Kritik von R. Brownings „The Ring and the Book“. „Was für ein wundervoller Kerl du bist, Browning“, schrieb er ihm, „du hast eine ganze Reihe von Büchern geschrieben über das, was eine Zeitungsnotiz fassen kann.“

junger schöner Hirt, der seine Herden an den Hängen eines Berges, Latmos genannt, hütete. Er war von gar nachdenklicher Art und lebte einsam unter Bäumen und Gefilden und dachte wenig daran, daß solch ein schönes Geschöpf wie die Mondgöttin in Liebe zu ihm verging. Und doch war es so, und wenn er im Grase schlief, pflegte sie vom Himmel herabzusteigen und ihn lange Zeit inbrünstig zu bewundern. Endlich aber konnte sie sich nicht enthalten und trug ihn in ihren Armen auf den Gipfel des hohen Berges Latmos, wo er im Traume lag.“ Solche kurze Behandlungen der Sage finden wir bei den Alten häufig, nichts aber, was einer eingehenden Behandlung ähnlich sähe¹⁾, da von Sapphos Gedicht kein Fragment erhalten geblieben ist. Ganz besonders dürftig ist auch, was Keats in seinem Lemprière und den andern ihm zugänglichen Kompilationen fand. Zu dem Gedanken aber, sein Gedicht mit einem Pansfeste zu beginnen, brauchte er nicht nur von Drayton angeregt zu sein. Es war dies ein häufig behandeltes Thema der elisabethanischen Hirtenpoesie. Pan ist der Gott der Hirten und in jener festesfrohen Zeit, in der die Masken, d. h. Festaufzüge, eine besondere Litteraturgattung bilden, begegnen wir diesem Hirtenbeschützer und seinen Trabanten, den Satyrn, gar häufig, wie zuletzt auch noch Goethe seinen Maskenzug im Faust in einem Pansfest gipfeln läßt. Die beiden Dichter, die zu Keats' Lieblingen gehörten, Ben Jonson und Fletcher, haben solche Pansfeste verwandt; Fletchers „Faithful Shepherdess“ spielt an einem Pansfeste, und dort finden wir auch eine kurze, aber sehr anmutige Erwähnung

¹⁾ Die Stellen nachgewiesen bei Roscher, Mytholog. Lexikon s. v. Endymion. Die historischen Wandlungen des Mythos bei Usener, Götternamen, Bonn 1896.

der Endymionsage. Ben Jonsons Maskenspiel „Pan's Anniversary“ enthält zudem einen Panshymnus, der so charakteristische Ähnlichkeiten mit dem gleichen Hymnus in Keats' Gedicht aufweist, daß hier eine Beeinflussung weit tieferer Art, als sie von Drayton ausgehen konnte, wohl zweifellos ist. Cowden Clarke erzählt uns, daß Chapmans Übersetzung des homerischen Panshymnus Keats zu einer Art Wettgesang mit dem griechischen Sänger angestachelt habe. Wie sehr diese antiken Dichtungen im Renaissancekleide unseren Dichter begeistert hatten, ist schon früher ausgeführt worden, und auch in späteren Werken ist ihre befruchtende Wirkung noch zu spüren. In diesem Hymnus aber ist die innere Verwandtschaft zu Ben Jonson doch weit größer als zu Chapman-Homer. Man vergleiche nur Keats¹⁾ mit dem zweiten Teil des Hymnus in Pan's Anniversary:

„Pan, unser All, in dem wir atmen, leben,
In dem wir sind, der unsre Lämmer weidet,
Die Herden segnet und der uns gegeben
Das schöne, warme Vliess, das uns bekleidet,
Der von uns Frost und Hitze hält,
Dass unsre Herden Krankheit nicht befällt,
Zum Wohnsitz uns bereitet Quellen,
Die Schafe nährt, dass ihre Euter schwellen.
— Doch zürnt er uns mit seinem Hass,
Welkt Hirt und Herde und das Gras —
O strebt, o strebt ihm zu gefallen und verehrt,
Was Rechtsens ihm gebührt und unser Recht vermehrt.“

Fand er hier für seinen Hymnus Vorbilder, die ihn zum Nachbilden anregten, so hat er uns für den eigentlichen Festzug und die Szenerie, die diesem ganzen Teile des Endymion zu Grunde liegt, auf eine andere Quelle

¹⁾ S. Übers. Endymion, Buch I, Z. 247—306.

selber hingewiesen. Er fleht im Beginne der Schilderung die Muse an, ihm beizustehen:

„Wenn ich es wage, stammelnd vorzudringen
Auf Pfaden, wo einst Chaucer pflegt zu singen.“

Wir wissen durch Cowden Clarke, daß damals seine Chaucer-Kenntnis noch nicht groß war, wahrscheinlich kannte er nur „The Flower and the Leaf“. Etwas später wurde er mit „Troilus and Criseyde“ vertraut. Die anmutigen Verse des ersten Gedichtes waren ihm sehr ans Herz gewachsen. Ein Citat aus der dritten Strophe¹⁾ setzte er als treffendes Motto vor sein „Schlaf und Dichtung“, auf ein leeres Blatt der Taschenausgabe Cowden Clarkes hatte er sein Sonett auf The Flower and the Leaf am 17. Februar 1817 geschrieben. Aber mehr noch als dies Sonett zeigt ein Vergleich der Frühlingslandschaft und des Festzuges in dem alten Gedicht und in Endymion, wie sehr es Keats die lieblichen Verse angethan hatten. Beide Gedichte beginnen mit der Schilderung der wunderbaren Lenzstimmung vor Sonnenaufgang, in beiden werden wir durch einen taufrischen Hain zu einer offenen Wiese geführt, die mit dichtem Rasenteppich überdeckt ist; in beiden kündigt ferne Musik den nahenden Festzug an, dem voran geschmückte Jungfrauen tanzen, die einen Wechselgesang anstimmen. Ihnen nach folgen die Jünglinge, bei Keats natürlich Hirten, während der alte Dichter Ritter brauchte, und hinter diesen folgt mit lautem Rufen und Geschrei der Troß, so viele, daß die Wiese davon über-

¹⁾ „As I lay in my bed slepe full unmete
Was unto me, but why that I ne might
Rest I ne wist, for there n'as erthly wight
As I suppose had more of hertis ese
Than I, for I n'ad sicknesse nor disese.“

deckt wird. Ja selbst einzelne Züge hat Keats übernommen, für beide Dichter hat der Duft der tauigen, wilden Rose eine so seelenbefreiende Wirkung, daß Keats damit die Betrachtung verbindet:

„Dass darinnen
Wohl ein Gemüt voll Schwermut mag gewinnen
Vergessenheit, bis sich in Wind und Luft
Sein Wesen löst.“

In dem alten Gedicht aber lesen wir:

„Es giebt kein Herz, von Trübsal so erfasst
Und von zuwiderer Gedanken Last
So überwältigt, das nicht Trost hier fühlte,
Wenn einmal süßter Duft es so umkühlte.“

Das waren allerdings gleiche Pfade, auf denen unser Dichter dem alten nachzudringen suchte; interessant ist es jedoch, daß, wie die neueste Forschung nachgewiesen hat, es nicht Chaucers Pfade waren, sondern daß das Gedicht viel später, nicht vor der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sein kann¹⁾, daß also das Werk, welches Keats' Augenmerk zuerst auf Chaucer richtete und ihn so besonders ergriff, in Sprache und Auffassung der Renaissance weit näher stand als Chaucers echte Gedichte. Keats hat wohl kaum Drydens Übertragung von „The Flower and the Leaf“ gesehen; denn sonst hätte die gezierte Sprache und die geschmacklose Steifheit, die eine traurige Versündigung an diesem frischen Liede ist, ihm als ein neuer Beweis der Verödung der englischen Dichtung im 17. Jahrhundert gelten müssen.

Shelley sagt in seiner Vorrede zum „Prometheus Unbound“: „Die Poesie ist eine nachahmende Kunst; sie

¹⁾ S. the Students Chaucer ed. W. Skeat, Oxford, Clarend. Pr. 1895, p. XVII.

schaft, aber sie schafft durch Kombination und Darstellung... Ein großer Dichter ist ein Meisterstück der Natur, das ein anderer nicht nur studieren sollte, sondern studieren muß. Er möchte mit gleicher Weisheit und ebenso leicht sich entschließen, daß sein Geist fortan nicht mehr der Spiegel alles Lieblichen in dieser sichtbaren Welt sein sollte, als das Schöne, das die Werke eines großen Dichters zeigen, von seiner Betrachtung auszuschließen.“ In diesem Sinne studierte Keats Shakspeare und die Elisabethaner, er erfüllte sich mit ihrem Geiste, verarbeitete ihre Schönheit in sich, bis sie zu seinem Eigentum wurde und er sie aus sich heraus neu wieder schaffen konnte. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Einfluß und Entlehnung. Wir können den ersten oft deutlich nachweisen, ohne von der zweiten eine Spur zu finden. Wir sehen, wie Shaksperes Venus und Adonis und seine Sonette in den leidenschaftlichen Liebesklagen voll naiver sinnlicher Glut auf Keats gewirkt haben, wie er an Ben Jonson, an Fletcher, an Brownes „Britannia's Pastorals“ seine Schilderung des Hirtenlebens und der idyllischen Landschaft geschult hat, und doch klingen kaum hier und dort unbedeutende Töne in seinen Werken gleich an. Es giebt aber auch eine Entlehnung des Stoffes und der Motive, die wieder mit einem Einfluß auf den Künstler in seinem innersten Empfinden gar nichts zu thun hat. Ein jeder Leser der Werke Keats' erstaunt über die ausgebreitete Kenntnis der griechischen Mythologie, die sich mit jugendlicher Vorliebe in möglichst entlegenen Anspielungen ergeht, und doch wissen wir, daß er sich diese Kenntnis in erster Linie aus Lemprière holte; aber nur Byrons Übelwollen konnte deshalb im Endymion einen „gereimten Lemprière“ sehen.

Eine eigentümliche Stellung nimmt Spences Polymetis

in seiner Dichtung ein. Was der Knabe schon aus diesem Buche in sich aufnahm, war nicht nur die Fülle des Stoffes, es waren vielmehr ästhetische Unterweisungen, die er hier empfang und die bald sein Schaffen bestimmten. Spences „Polymetis, ein Dialog über die Übereinstimmung der Werke der römischen Dichter mit den erhaltenen Werken der antiken Künstler“ ist ein Buch, das auch in Deutschland großes Interesse erregt hat. Allerdings ist dieses Interesse hauptsächlich ein negatives: man lehnt gemeinhin seine Tendenz ab, seitdem Lessing im Laokoon gegen Spence so siegreich, wie es scheint unwiderstehlich, zu Felde gezogen ist; und noch heute, meint Erich Schmidt, sei Spence beim weiteren Publikum nur zu sehr um seinen wissenschaftlichen Ruhm gekommen.¹⁾ Unter diesem Publikum kann der Biograph Lessings nur das deutsche verstehen; denn nach wie vor ist der Polymetis, wenigstens in der Schulbearbeitung von Tyndall, in den Händen der englischen Jugend. Eine etwas vertraute Kenntnis der englischen Dichtung aber zeigt uns, daß die „kanonische Wirksamkeit“ unseres Lessing sich auf England nicht erstreckt, und daß gar viele seiner Sätze im Laokoon, die unseren deutschen Geschmack gebildet haben, dem englischen immer fern geblieben sind. Leigh Hunt in seiner Schrift „Imagination and Fancy“ nennt es 1844 eine „Laune einiger modernen transcendentalen Kritiker, daß sie die alte Familienverwandtschaft zwischen Poesie und Malerei leugnen wollen.“ Er unternimmt es zu zeigen, daß Spencers ganze Dichtkunst das Gegenteil beweise, „Tausende von Bildern entstehen auf der Leinwand seiner Seiten, um dieser Behauptung zu spotten.“ Wohl giebt er zu, daß die Dichtkunst

¹⁾ Erich Schmidt, Lessing. Berlin 1892. Band II, p. 24.

„weder durch einen Prozeß gleich dem des Malers bewirkt, noch auf seine Gestaltungskraft beschränkt sei, aber zu sagen, daß der Dichter nicht den Maler in seinen mehr sichtbaren Schöpfungen einschließe, heißt ihn der Hälfte seiner Vorrechte, ja der Hälfte aller seiner Werke berauben.“ Das ist der Standpunkt, den genau hundert Jahre früher James Harris in seinem Dialog über Musik, Malerei und Dichtkunst vertrat. Damals begann die Frage über den Gegensatz und die wechselseitige Beeinflussung der Künste ein internationales Interesse zu erwecken. Harris' Dialog, der vielfach ins Deutsche und Französische übersetzt wurde, wirkt überall anregend, bis auf Diderot und Lessing; dem letzteren war es dann vorbehalten, mit unerbittlicher Klarheit und Strenge einer jeden der Künste ihr scharf abgegrenztes Herrschaftsgebiet zuzuweisen. Spences Polymetis (1747) schließt sich Harris an, doch liegt sein Hauptziel, wie der Nebentitel zeigt, etwas abseits der rein ästhetischen Frage. Er will die gegenseitige stoffliche Beeinflussung der beiden Künste nachweisen. Lessing lehnt diese zwar nicht ganz ab, möchte aber „auf einen Zufall“ beschränkt sehen, was bei Spence zum Vorsatz seines ganzen Werkes wird. Lessing war es natürlich ärgerlich, daß bei einem solchen Verfahren die reinlichen Grenzen, die er ziehen wollte, oft verwischt und übertreten wurden. Stehen aber auch nur wir in Deutschland in dieser Frage jetzt noch so unverbrüchlich auf dem Standpunkt Lessings? Hat sich nicht vielmehr namentlich unsere Archäologie wieder Sätzen angenähert, wie die, in denen Spence das Resultat seines Buches giebt: „Die Werke der alten Künstler und Poeten müssen naturgemäß die besten gegenseitigen Erklärer sein, weil beide dieselbe Art von Kenntnissen zur Bedingung haben,

meist in der gleichen Bahn des Denkens sich bewegen und oft auf ganz den gleichen Gegenstand angewandt werden.“

Denn heute sind unsere Forscher auf diesem Gebiete in ganz anderer Weise als zu Lessings Zeiten bemüht, die gleichen Wurzeln zu erkennen, aus denen der Doppelstamm der Künste emporgesproßt ist, und zu zeigen, wie sich immer wieder die Zweige dieser Stämme ineinander verflechten. Wohl verfällt Spence in den gewöhnlichen Fehler der Entdecker, indem er die Phantasie zu Hilfe nimmt, wo ihm die Wirklichkeit die Beispiele versagt; und mehr noch als in solchen gelegentlichen Übertreibungen seines Prinzips liegt der Hauptfehler in der Anlage des Buches, ein Fehler, den merkwürdigerweise Lessing gar nicht beachtet. Spence zieht in den Kreis seiner Betrachtungen nur die römischen Dichter und nennt dies selbst eine weise Beschränkung. Der große Irrtum aber liegt darin, daß er griechische Plastik und römische Dichtkunst einander wechselseitig bestimmen läßt. Gray, der bereits unter dem Einfluß griechischer Dichter erwachsen war, rügte diesen Irrtum Spences zuerst, und wenn jener seine Schrift „einen Anfang, einen ersten Streifzug in ein unentdecktes Land“ genannt hatte, so sieht er darin wohl einen Anfang, aber am falschen Ende.

Nach wie vor wendet die englische Dichtung in ihren Schilderungen das Prinzip Spences an, indem sie in ihnen mit der Wirkung der bildenden Künste zu wetteifern sucht. Ja, sie legt ihnen sogar oft Werke dieser Künste unmittelbar zu Grunde. Keats' *Endymion* liefert hierfür ein schlagendes Beispiel, für dessen Illustration eben Spences *Polymetis* dient. Im letzten Buche¹⁾ finden wir das Braut-

¹⁾ S. Übers. *Endymion*, Buch IV, Z. 563—611.

lied des Helden und der Göttin, in dem die Gäste zur Feier herbeigerufen werden. Ihre Aufzählung und ihre Schilderung ist höchst phantastisch und scheint auf den ersten Blick willkürlich. Unter Spences Kupfern findet sich nun eine Abbildung des farnesischen Globus, zu dem der elfte Dialog¹⁾ die Erklärung bringt. Diesen farnesischen Globus, nebst einigen anderen Reminiscenzen aus Spence, legt Keats seinem Hymnus durchweg zu Grunde, und die Übereinstimmung erhöht nur das Interesse. Gleich in der ersten Strophe werden Zephyrus und Flora vereint genannt und aufgefordert, ihre Körbe mit Frühlingsblumen zu füllen. So schildert sie auch Spences Text, wie sie vereint dem Frühlingszuge bei Lukrez voranschreiten und Körbe mit Blumen in den Händen tragen.²⁾ Mit der Erscheinung des Aquarius in der zweiten Strophe gelangen wir zu den Sternbildern des farnesischen Globus. Spence erklärt das Bild des Wassermanns im Tierkreis als Gany-med, den Schenken Jupiters, der seine Wasserströme über den Himmel ausgießt³⁾; bei unserem Dichter werden ihm „von Jupiter gesellt zwei lebendhelle Ströme statt der Schwingen“. Auch die Zwillinge, Kastor und Pollux, den Bären und den Löwen finden wir in dem Kupfer und dem Text Spences; nur bringt der Dichter sie in eine engere Beziehung zu einander, als der Globus sie zeigt. Den springenden Centaur aber, der die Wehr auf seinen Feind anlegt und ihm mit wildem Blicke auf lauert, erklärt Spence mit

¹⁾ Den Citaten ist die unverkürzte Ausgabe des Polymetis von 1755 zu Grunde gelegt. Es ist wohl möglich, dass Keats nur Tyndalls Bearbeitung gekannt hat; doch giebt deren Ausgabe von 1777 Kupfer und Erklärung vollständig.

²⁾ Polymetis pp. 104, 192, 202, 204.

³⁾ Polymetis p. 172.

den gleichen Ausdrücken¹⁾, wobei er wieder auf Manilius verweist. Andromeda und Perseus endlich erscheinen ebenfalls bei Spence in Bild und Text. Bei ihr, der Jungfrau, wird besonders hervorgehoben, daß ihr Antlitz Furcht und Bangen selbst im Sternbild noch ausdrückt, und ganz ebenso ruft ihr unser Dichter zu:²⁾

„Andromeda, was zögerst du, du süsse,
So schüchtern bei den Sternen.“

Keats' ganze Dichterbegabung drängte ihn zu solchem Wetteifer. Leigh Hunt nannte Spenser einen Dichter für die Maler, und mit gleichem Recht hätte er auf Keats anwenden können, was er von Spenser sagt: „Nie ist er freier von Überfluß, als wenn er ein Gemälde zeichnet; wenn er dagegen in eine moralische, intellektuelle oder mehr erzählende Bahn gerät, so möchten wir ihm gerne etwas von seinem Redefuß sparen.“ Wenn Keats auch nur selten ein wirklich geschautes Bild seinen Schilderungen zu Grunde legt, so schafft er sich doch um so öfter selber als geistiger Maler sein Modell, nach dem er arbeitet. Seine Phantasie hält ein komponiertes Bild fest, das er dichterisch gestaltet, und ein eigentümlicher Reiz seiner Poesie liegt darin, daß er den Leser fortwährend zum Nachschaffen zwingt und unsere eigene bildende Phantasie immer in Atem hält. Ein solch geschlossenes Bild gewährt der schlafende Adonis in der Rosenlaube mit den ihn umgaukelnden Amoretten, ein solches der greise Glaukus auf dem Meeresgrunde, die unterirdische Halle mit den toten Liebespaaren, Circe unter den verzauberten Tieren, um nur bei wenigen Beispielen aus dem Endymion zu bleiben.

¹⁾ Polymetis p. 171 f.

²⁾ Polymetis p. 168.

Ein wahres Musterstück dieser Art Komposition ist unter seinen späteren Werken das ganze Gedicht „St. Agnes' Abend“. Vor Lessings Richterstuhl würden nicht alle diese Schilderungen bestehen. Keats aber zeigt uns hier, daß den Künstler keine noch so einleuchtende Theorie beschränken kann, und der Genius immer von Fall zu Fall entscheiden wird. Ganz nach Lessingscher Theorie wendet Keats in Strophe XXV den „Homerschen Kunstgriff“ an und löst die Beschreibung in Handlung auf: Ein Mondstrahl, der durch ein buntes Glasfenster an der knienden Gestalt der Heldin niedergleitet, dient dem Dichter als Mittel, auf seinem Wege die holden Reize der Betenden zu malen. Die vorhergehende Strophe aber giebt uns die Beschreibung eben dieses Glasfensters nebeneinander ohne jenes Hilfsmittel. Und doch ist diese Schilderung bewundernswürdig und bietet in der reichen Kleinmalerei den Hintergrund, in dessen gotischer Beleuchtung die süße Liebenswürdigkeit der Betenden so fesselnd erscheint.

Allerdings legt Keats in fast allen seinen Werken einen solchen Nachdruck auf die poetischen Gemälde, giebt ihnen ein so selbständiges Leben und Interesse, daß die Haupthandlung meist darunter leidet, die oft nur dazu da zu sein scheint, die Einzelschilderungen aneinanderzureihen.

Am 22. November 1817 schrieb Keats an Bailey die bemerkenswerten Worte: „Was die Einbildungskraft als Schönheit erfaßt, muß Wahrheit sein, gleichviel ob es vorher existierte oder nicht. Von allen unseren Leidenschaften denke ich das gleiche wie von der Liebe: sind sie erhaben, so sind sie auch alle Schöpfungen der echten Schönheit. Mit einem Worte: Du kannst meine Liebblingsspekulation aus meinem ersten Buche erkennen.“ Das war wenige Tage, ehe er die letzten Worte des Endymion

schrieb, und kann als das Schlußresultat eines Werkes gelten, das mit den Worten beginnt:

„Wo Schönheit ist, ist Freude auch für immer.“

Ein Kultus der Schönheit erfüllt dieses ganze Werk, wie ihn in dieser ausschließlichen Hingebung bisher noch nie ein Dichter ausgesprochen hatte. Dies war das innige Band, das unsern Dichter so fest mit den Griechen verknüpfte und ihn zu einem der ihrigen machte, mochte er in seiner Darstellungsweise, in der Unruhe des suchenden und sich verzehrenden modernen Geistes sich auch noch so oft von ihrer geschlossenen heiteren Ruhe entfernen. Noch einmal faßte er die Worte des Briefes dichterisch zusammen am Schlusse seiner Ode auf die griechische Urne:

„Wahrheit ist schön und Schönheit wahr.“

Und fast zu gleicher Zeit klang von jenseits der Alpen das Schönheitsbekenntnis seines Dichtergenossen Shelley in der Ode an die geistige Schönheit herüber, gleich in der hingebenden Wärme und doch so verschieden im Wesen der Huldigung. Keats lebte ganz in der Welt der Sinne, die er mit seiner schönheitsdurstigen Seele umfaßte; ihm ist die Schönheit:

„— — — Der Mond, die Sterne,
Ein jeder Baum, der seinen Schatten gerne
Der stillen Herde leiht, die Anemonen
Und ihre grüne Welt, in der sie wohnen,
Der klare Bach, der Kühlung um sich taut
Zur heißen Sommerszeit, das Farrenkraut,
Um das die Rose sich zum Kranze flicht;
Sie ist uns das erhabene Weltgericht,
Das wir erdenken für die hehren Toten,
Und was von Büchern Köstliches geboten,
Der ewige, der unerschöpfte Bronnen,
Der auf uns niederrieselt Himmelswonnen.“

Hier wird ihm selbst die geistige Welt zu einer Realität, die gleichsam erfaßbare, sichtbare Schönheit ausströmt. Dem philosophischen Geiste Shelleys dagegen erschien die intellektuelle Schönheit als ein losgelöstes Fluidum, das sich niederläßt als Heil auf die erlösungsbedürftige Welt:

„O Geist der Schönheit, der du ringsumher,
Was du bescheinst, mit deinem Lichte weihst
Von Menschenformen bis zum Menscheng Geist;
Wo bist du hin, wie liesst' du öd und leer
Dies dunkle Thal, von Leid und Thränen schwer.“

Nichts anderes als diese Schönheit kann ihm die Zweifel und Rätsel des Zufalls lösen, denn nur:

„Dein Licht, wie Nebel über Berge schweifend,
Wie Töne, die der Nachtwind trägt,
Der an die stillen Saiten schlägt,
Wie Mondlicht auf dem Wellenschaum,
Macht hold und wahr des Lebens Fiebertraum.“

Und die Geister vergangener Stunden ruft der Dichter aus dem Grabe als Zeugen, daß

„Niemals Freude meine Brauen lichtet,
Bar von der Hoffnung, dass die Welt einst frei
Durch dich von ihrer dunkeln Sklaverei.“

Der junge Keats aber erfaßte die Welt und das Leben weit unmittelbarer, und selbst als dann später ein düsteres Schicksal auch vor seine Augen den Schleier des Welt-schmerzes gezogen hatte, waren seine dunkleren Phantasien kaum philosophische Spekulationen zu nennen. Er selbst bekennt oft, daß dies ein Mangel sei: „Ich wünsche“, schreibt er halb scherzend an Reynolds¹⁾, „ich hätte ein unschuldig bischen Metaphysik in meinem Kopf,“ und etwas früher an Bailey: „Ich muß dir ein für allemal sagen,

¹⁾ 14. März 1818.

ich habe keine Idee von der Wahrheit irgend einer meiner Spekulationen, ich werde niemals ein Vernünftler sein, weil ich mich nicht darum kümmere, Recht zu behalten“, und gerade in der Verbindung mit seiner Schönheitstheorie schreibt er demselben Freunde, dem er sich am liebsten in solchen Fragen mitteilt¹⁾: „Ich bin ganz unfähig, zu begreifen, wie etwas für Wahrheit erkannt werden kann durch folgerichtiges Denken, und doch muß es wohl so sein. Ist es möglich, daß selbst der größte Philosoph zu seinem Ziel gelangt ohne zahlreiche Hindernisse beiseite zu setzen? Indessen, es mag wohl so sein. O um ein Leben voll Empfindungen statt voll Gedanken! Nichts erregt mich über den Augenblick hinaus; der Sonnenuntergang bringt mich immer ins Gleichgewicht, und wenn ein Sperling vor mein Fenster kommt, nehme ich teil an seiner Existenz und picke mit ihm im Kies umher.“

Diese ganze Geistesrichtung unseres Dichters auf das sinnlich konkrete Schöne hätte sein Werk wohl vor einem Schicksal bewahren sollen, das deshalb nicht minder hart ist, weil es von Zeit zu Zeit gerade die größten Kunstwerke trifft: das Schicksal, allegorisch erklärt zu werden. Gewiß, Keats selber führt uns zu dem Gedanken, daß das Suchen und Erforschen der Schönheit sein vornehmster Zweck war; doch hierzu bedarf es keiner weiteren Erläuterung, wenn aber Mrs. Owen in ihrer sonst schätzenswerten Studie über Keats die handelnden Gestalten symbolisch erklären will, wenn sie Endymion zu der Phantasie macht, die nach der Schönheit, der Göttin Diana, sucht, wenn sie sogar so weit geht, in Endymions Schwester Päona „die physische oder zuerst entwickelte Seite der Menschennatur“ zu sehen,

¹⁾ 22. November 1817.

so verfällt sie damit in den Fehler aller solcher allegorischer Hirngespinnste: sie tötet die lebendige Dichterschöpfung mit dem schweren Geschütz ihrer eigenen Gedanken; eine Geschmacklosigkeit, von der es nur zu bedauern ist, daß ihr selbst Colvin in seiner sonst so fein abgewogenen Biographie von Keats beistimmt. Der echte Dichter schafft lebende Wesen und macht diese zum Gefäß seiner Gedanken und Empfindungen, nicht aber daß er den abstrakten Gedanken in die Welt setzt und diesen mit einer menschlichen oder göttlichen Gestalt nachträglich umkleidet.

Wohl liebt es Keats, seine Geschöpfe in eine Art von Traumleben hineinzustellen; er läßt Endymion

„— — — durch Regionen

Noch wandern, fern, wo keine Menschen wohnen;“

er läßt ihn Wunder schauen, die eben nur wahr sind, weil sie die Phantasie als wahr erfaßt; doch lag seiner Dichtung die Allegorie selbst als eine bloße Ausschmückung solcher phantastischen Schilderungen ziemlich fern, trotzdem er bei Spenser Anregung genug hierfür fand. „Eine Allegorie muß klar, einfach und verständlich sein“, hat er bei Spence gelernt, und vielleicht gerade deshalb sich fern gehalten von einem Gebiet, wo die moderne Kunst so selten Befriedigendes geschaffen hat. Die wenigen Male, wo er trotzdem sich ihrer nicht enthalten konnte; hat er unbeschadet der poetischen Schilderung doch gegen das Gebot der Verständlichkeit verstoßen. So ist es nicht leicht, sich aus der Höhle der Ruhe¹⁾ im vierten Gesang des Endymion ein klares Bild seines Gedankenganges zu machen, und die allegorische Vision, mit der er eine

¹⁾ S. Übers. Endymion B. IV. Z. 512—545.

spätere Umarbeitung des Hyperion einleitet, ist auch keine Verbesserung des Gedichtes.¹⁾

Endymion aber ist nichts als der wirkliche Schäferfürst, dessen Schicksal zu verkünden der Dichter nach seinem eigenen Worte „als Glück erfaßt“. Er selbst nimmt so innigen Anteil an dem Schicksal seines Helden, daß ihn sein ungewisses Los noch kurz vor seiner Erhebung selber rührt:

„Vor tausend Jahren hat dein Glück begonnen
Und doch hat mirs jetzt Thränen abgewonnen,
Als wärst du Jäger noch, um den ich klage,
Und ich vergass den Schluss der alten Sage.“

Keats scheint von Anfang an für die Ausdehnung seines Gedichtes einen festen Plan gehabt zu haben: viertausend Zeilen sollten es werden und diese in vier Gesänge eingeteilt werden. Er hatte eine ganz bewußte Hinneigung zu langen Gedichten, und verteidigt sie gegen Leigh Hunts Warnung: „Ich würde auf Hunts Frage: Warum nach einem langen Gedichte streben? antworten: Lieben die Verehrer der Dichtkunst nicht etwas breiteren Raum, um darin zu wandern, wo die Bilder so zahlreich sind, daß viele beim zweiten Lesen vergessen und neu gefunden werden, Nahrung genug für einen wöchentlichen Sommerausflug? Mögen sie das nicht lieber, als etwas, was sie durchlesen

¹⁾ Um seine Sünden auf diesem Gebiete gleich alle aufzuzählen, sei auch noch einer geschmacklosen Anspielung im Hyperion gedacht: er schildert Asia, die sich auf einen Elefanten lehnt, „wie sich die Hoffnung auf den Anker stützt“. Er hätte diese Stelle, die unzweifelhaft sogar doppelt unter die von Lessing mit Recht gerügte „unpoetische Allegorie“ fällt, wahrscheinlich nicht stehen lassen, wenn er das Fragment gründlich hätte revidieren können.

können, ehe Mrs. Soundso die Treppe herunterkommt, höchstens als Lektüre eines Morgens? Zudem ist ein langes Gedicht eine Probe der Erfindungskraft, die ich für den Polarstern der Dichtkunst halte, wie die Phantasie ihr Segel ist und die Einbildungskraft ihr Ruder.“

Es scheint, als wäre eine gewisse mathematische Regelmäßigkeit ihm ein Gegengewicht gewesen gegen den überphantastischen Flug der Erfindung, wie sie dies in gleichem Falle einst für Dante gewesen war. Regelmäßig war er auch in seiner Arbeitsweise. Wir hören von Bailey, daß er in Oxford sein Pensum täglich unfehlbar absolvierte, und auch das Zeitprogramm, das er sich im ersten Buche setzt, hat er nur wenig überschritten. Mit den „ersten frühen Knospen“ hatte er es begonnen, und daß sein Wunsch:

„— — — Der Herbst noch sollt
Mit seinem reinen und gedämpften Gold
Mich voll umgeben, wenn ich es beende“

sich nicht ganz erfüllt hat, da er das Werk erst Ende November zum Abschluß brachte, schob er selbst auf die ärgerlichen Geldangelegenheiten, die ihm zeitweise die Stimmung geraubt hatten.

Jedes der vier Bücher beginnt mit einer Einleitung, die, abseits von dem epischen Gang der Erzählung, eine Art Hymnus darstellt, mit der der Dichter sich und seine Hörer in die nötige Stimmung versetzen will. Die direkte Anregung zu diesen Einleitungen nahm er wohl aus Spencers *Fairy-Queen*, wo jedes Buch äußerlich abgegrenzt mit diesen persönlichen Auslassungen des Dichters beginnt. Den Ursprung dieser Dichtungsform aber müssen wir bei den antiken Rhapsoden suchen, die ihre Gesänge immer mit einem solchen Hymnus, einer Anrufung der Muse, einem Lobgesang auf einen der Götter begannen. Keats fand

gerade in seinem Chapman eine ganze Reihe solcher Einleitungsgedichte als selbständige Hymnen übersetzt.

Das erste Buch des Endymion beginnt mit einem Lobgesang auf die Schönheit, und die berühmten Eingangsverse haben sich wie ein Motto für das ganze Schaffen des Dichters dem Gedächtnis der Nachwelt eingeprägt. Das zweite Buch bringt in gleichem Geiste den Hymnus der Liebe:

„O Herrschermacht der Liebe, Trost und Pein.“

Hoch über allen Großthaten der Welt steht ihm das Lied der Liebe als das höchste Ziel des Dichters, dessen Bestreben es sein muß, „der Liebe Fahne auf des Sanges Zinne zu hissen“. Ganz überraschend in diesem Liede, der Schönheit und Liebe geweiht, ist der Eingang des dritten Buches. Es ist ein heftiger Ausfall gegen die Tyrannei der Machthaber. Woodhouse erzählt: Keats habe „sehr einfach“ gesagt: „Man wird sehr leicht aus dem Anfang des dritten Buches sehen, was ich von den gegenwärtigen Ministern denke.“ Möglich, daß er wirklich dabei das Ministerium Castlereagh im Auge gehabt hat; die Wendungen und Ausdrücke des Hasses und der Verachtung gehören ganz den Kreisen an, von denen er sich politisch bestimmen ließ. Das waren ähnliche Worte, wie sie Hunt im Examiner gebrauchte, und in ihnen atmet derselbe Geist wie in Shelleys *Revolt of Islam*. Keats stand sonst dem politischen Getriebe ganz fern, und Cowden Clarke hat ganz recht, wenn er meint: „Keats' politisches Credo hätte sich in dem Hauptgrundsatz: universelle Freiheit, strenge und gleiche Gerechtigkeit für alle, vom Fürsten bis zum Kärner zusammenfassen lassen“ — der naive Standpunkt politischer Kinder; und als Dilke sich seiner Ansicht nach zu sehr politischen Geschäften widmete,

schreibt er ganz aufgebracht: „Er denkt an nichts, als an politische Gerechtigkeit und seinen Jungen. Nun, die erste politische Pflicht, worauf ein Mann denken sollte, ist das Glück seiner Freunde.“¹⁾

Mit der Einleitung zum vierten Buche kehrte er zu seinen rein geistigen Idealen zurück. Der Lobgesang auf die Muse seiner Heimat gehört zu den schönsten Stellen des Endymion, es ist ein begeisterter Dank an seine elisabethanischen Dichter und klingt an den Lobgesang auf diese große Zeit in Schlaf und Dichtung an.

Die eigentliche Erzählung des Endymion beginnt mit dem Pansfeste, dessen Brennpunkt der Panshymnus ist, den der Priester inmitten der ehrfurchtsvoll schweigenden Menge spricht, und der schon von den Zeitgenossen einstimmig als das vollendetste Stück des Gedichtes gepriesen wurde. Das ganze Pansfest zeigt große Lebhaftigkeit in der Schilderung, die einzelnen Gruppen der Spielenden und Lauschenden wechseln anmutig ab; noch werden wir nicht durch die langen Reden mit ihrem gleichmäßig klagenden, sehnsuchtsvollen Inhalt ermüdet. Unter der letzten Gruppe der philosophierenden alten Hirten finden wir Endymion, auf den schon im Festzuge im Anfang unsere Blicke gelenkt wurden. Endymion ist am Ende seiner irdischen Laufbahn bereits angelangt; und wenn sein Schicksal bis zu seiner dauernden Erhebung uns auch noch lange in Anspruch nehmen soll, so ist dies nur eine Prüfungs- und Vorbereitungszeit, eine Art von Danteschem Purgatorium, durch das wir ihm folgen müssen. Die Welt ringsumher ist für ihn schon versunken, der einzige Mensch, der noch einige Macht über ihn besitzt,

¹⁾ An George Keats. Am 24. September 1819.

ist seine Schwester Päona. Sie führt ihn seitab von neugierigen und fragenden Blicken, und nachdem sein wirrer Geist durch Schlaf gestärkt ist, gesteht er ihr die Ursache aller dieser Verstörung und ihm sonst so fremden Schwäche. Aus Endymions Munde hören wir von der nächtlichen Erscheinung der himmlischen, schönen Unbekannten.¹⁾ Dreimal ist sie ihm erschienen, und wenn auch jetzt Päonas Nähe und ihr stärkendes Trostwort in ihm den Entschluß reifen läßt, diese Jagd nach einem Traumbild aufzugeben und das irdische Leben wieder zu umfassen, so klingt diese Resignation doch so unsicher und schmerzzerfüllt aus, daß wir es nur erwarten, wenn die Erzählung des zweiten Buches ihn wieder von der gleichen Schwermut befallen zeigt. Das erste Buch bildet eine Art Einleitung zu den Irrfahrten der Prüfungszeit des Helden, die nun beginnen: Durch die Reiche, „wo keine Menschen wohnen“, das unterirdische, das unterseeische und das der Luft muß er pilgern, und einem jeden ist streng abgegrenzt ein Buch gewidmet. Sein Schicksalsspruch wird ihm durch eine mitleidige Nymphe verkündet, die ihn als Schmetterling nach ihrer Quelle gelockt hat.²⁾ Der Zaudernde wird nochmals durch

¹⁾ Von modernen Werken scheint mir Keats von Landors Gebir den stärksten Einfluss erfahren zu haben. Dieser erschien 1798. Er ist allerdings ebenso knapp wie Keats' Gedicht ausführlich, doch zeigt er romantisch bilderreiche Phantasie in strengem, etwas monotonem Blankvers. Vgl. die Schilderung der Geliebten bei Endymion I, v. 601—630 mit Tamars Beschreibung der Nymphe I, 137—145.

²⁾ Bei der Schilderung, die die Nymphe von dem Reichtum ihrer Quelle giebt, haben unserem Dichter wohl Brownes „Britannias Pastorals“ vorgeschwebt, wo der Flussgott der geretteten Marina seine Schätze verspricht, Buch I, Gesang II; auch Landors Gebir zeigt eine ähnliche Stelle I, v. 159—168.

eine Stimme zur Tiefe herabgeschreckt, um seinen verhängten Weg anzutreten. Wie durch ein fortlaufendes Panorama wandert er durch die phantastischen Wunder des Erdenschoßes. Diese seltsamen Gesichte zu schildern, die nie geschauten und nie zu schauenden, von dem leuchtenden Zickzackweg des Metalls, auf dem Endymion hinabfährt bis zu den Wundertempeln und der demantnen Balustrade, von der er das Schauspiel der spielenden Brunnen und Quellen erblickt, das war ein Thema für die Phantasie unseres Dichters, die sich zwar nicht zu der schaurigen Größe der Danteschen Höllenszenerie erhebt, doch an das Bild erinnert, das Faust von dem Schauplatz der Walpurgisnacht entrollt. Unterbrochen wird die unterirdische Wanderung durch die heitere Episode des schlafenden Adonis, den Venus erweckt und mit sich führt. In Spensers Feenkönigin hatte Keats von den wunderbaren, ewig grünenden Frühlingsgärten des Adonis gelesen, wohin Venus ihr kleines Pflegekind Amoretta brachte. Wahrscheinlich kannte er auch Bions Totenklage um Adonis in einer Übersetzung, die in der Schilderung der Eröten, die Adonis umgeben und bedienen, eine charakteristische Ähnlichkeit mit Keats zeigt.¹⁾ Diese Schilderungen klangen ihm im Ohre, als er dies anmutige Bild ausführte, das in seinem festlichen Glanze ebenso den Mittelpunkt des zweiten Gesanges bildet, wie das Pansfest den des ersten. Endymion nimmt auch hier nur als Zuschauer Anteil. Er soll nur bestärkt werden in der Zuversicht, daß eine Gottheit an seinem Schicksal Anteil nimmt und ihn leitet. Zur Gewißheit wird ihm diese durch die erneute Traumerscheinung der Geliebten — eine Szene von packender, leidenschaft-

¹⁾ Vergl. Bion, Epitaphios Adonidos, v. 80—85.

licher Sinnlichkeit. Höchst charakteristisch für Keats ist hierbei sein Ringen mit der Sprache, die ihm nicht immer ausreichen will, der Phantasie den geeigneten Ausdruck zu verschaffen:

„— — — O der Zwang
Des Menschenwortes, Sprache, irdisch rauh!“

klagt hier die Göttin. Nach der aufregenden Leidenschaft klingt die Szene in ein Lied aus, womit der Dichter sich selbst und den Leser wie in einem Wiegensang beruhigen will:

„Es ist ein Lied aus fernen, fernen Tagen,
Zum alten Wald hat es der Wind getragen,
Der Wald hat es im Traum dem See vertraut,
Und in den feuchten kühlen Schimmer schaut
Ein Dichter, der vor Zeiten zum Altar
Des Phöbus wandert. Da er müde war,
Kühlt er die Glieder dort in langem Bade,
Und gleich darauf auf gottgeweihtem Pfade
Hat er in Luft hinaus das Lied gesungen.“ —

Das war der gleiche Gedanke, wie er ihn schon im ersten Entwurf des Endymion zum Ausdruck gebracht hatte.

Nicht lange mehr soll der Schoß der Erde den Wanderer umschließen. Noch Arethusas und Alpheus' Liebesklagen muß er lauschen; dann plötzlich:

„— — sah er der Erde Wunder sich entfliehen,
Zu Häupten sich des Meeres Wogen ziehen.“

Über die Wunder des Meeresgrundes geht der Dichter verhältnismäßig kurz fort; er hat sich in den unterirdischen erschöpft. Endymion ist müde, und die Strahlen des Mondes, die sich zu ihm bis in die Tiefe durch das Wasser gedrängt haben, begeistern ihn zu einem Hymnus auf Luna, seine Freundin von Jugend an. „Niemals“, sagt Colvin von Keats, „ist ein Dichter so mondsüchtig gewesen“, und

doch ist gerade die Mondschwärmerei den englischen Romantikern von Wordsworth bis Keats in einem Maße eigen, wie sonst nur noch Leopardi. Schon in Keats' erstem Bande finden wir in den kleineren Gedichten, vom ersten Endymion-Entwurf ganz abgesehen, wiederholt Cynthia und ihre Schönheit gepriesen. Endymion empfindet jedoch gerade in dieser aus tiefster Seele des Dichters strömenden Hingabe an das strahlende Gestirn in dieser Stunde zum ersten Male den seltsamen Seelenzwiespalt, der im weiteren Verlaufe des Gedichtes immer quälender wird. Einstweilen tritt aber das Schicksal des Helden ganz zurück vor der Episode des Meergottes Glaukus, dem eigentlichen Thema des dritten Buches.

Ein Philologe wie Spence hatte es bei dem Dichter der Feenkönigin getadelt, daß er zu frei mit der antiken Tradition umgesprungen sei, daß er z. B. Eros zum Bruder der Grazien oder Klio zur Gemahlin Apollos gemacht habe. Was würde er vollends zu dieser Umgestaltung der Glaukussage gesagt haben, wo von dem Berichte der alten Dichter, den Keats aus Ovid kannte, wenig mehr als die Namen des Liebespaares Glaukus und Scylla und das Eingreifen der Zauberin Circe übriggeblieben ist. Glaukus ist allerdings auch bei Keats ein Fischer, der erst im Laufe der Zeit zum Seegott wird. Die Begegnung mit Circe gestaltet sich schon sehr phantastisch; das weitere Schicksal aber, die Verwandlung des Glaukus zum Meergreis, Scyllas Tod, das tausendjährige Harren, die Erforschung des wunderbaren Buches¹⁾, der Zauberpalast, die wunderbare Erweckung der toten Liebespaare, das wird ganz zu einem Märchen aus Tausend und einer Nacht, mit allem geheimnisvollen orientali-

¹⁾ Ein solches auch bei Lyly, „Endymion“.

schen Zauber umkleidet. Auch dieser Gesang bringt wieder ein Fest und einen Hymnus, diesmal Neptun zu Ehren. Er ist zweifellos der dramatischste der vier Gesänge und für sich allein betrachtet die erste der Novellen in Versen, der sich nachher Isabella und Lamia anschließen.

Der Schlußgesang führt uns dann auf ein ganz neues Gebiet. Ein psychologisches Problem hat sich der Dichter hier gesetzt, das Problem vom geteilten Herzen, das voll Qualen die Geliebte in zwei verschiedenen Gestalten verehrt: Als indisches Mädchen hält sie seine Leidenschaft, die doch fortwährend schon Himmelswonnen kosten darf, auf der Erde fest. Unter beständigem Liebesklagen und Beteuerungen giebt Endymion doch widerstandslos den Versuchungen der „Schönheit mit den dunkeln Locken“ nach. Sie singt ihm ein Lied, einen Bacchantenhymnus, der mehr wie jeder der anderen Hymnen, von dem sonstigen Inhalt des Gedichtes unberührt, eine Schilderung antiker Lebensfreude und stürmischen, bacchantischen Taumels enthält. Zwei Flügelrosse tragen nun das Liebespaar zu Endymions dritter und letzter Reise durch die Luft empor, und immer erneut quält ihn die Zweiheit seiner Liebe. Das Problem wächst dabei dem Dichter selber etwas über den Kopf; es gelingt dem Leser nicht recht, alle diese Schmerzen ernst zu nehmen; man denkt unwillkürlich an ein Katz- und Mausspiel, und will Diana nicht recht geben, daß sie den Geliebten so unnötig peinigt. Denn wenn es eine Prüfung für Endymion sein soll, so besteht er sie eigentlich recht schlecht, da gleich der erste Ton und Blick des indischen Fremdlings ihn bezaubert. Für diese selbst aber, die liebessehnstichtige Bacchantin, will der Entschluß am Ende, sich der keuschen Schwesterschaft Dianas zu weihen, auch nicht recht passen. Der Schluß endlich, die Erhebung

Endymions vom Heimatboden, wohin er noch einmal zurückgekehrt war, um Päona zu begrüßen, hat keine zwingende Notwendigkeit, wenn nicht die, daß das Ende doch einmal kommen muß. Trotz aller dieser Mängel enthält dieser Gesang neben reicher Schilderung und neben der antiken Großartigkeit des Bacchushymnus auch feine psychologische Züge, wie z. B. in der Schilderung des Heimes, das Endymion sich für sich und seine indische Freundin ausdenkt, und die in ihrer etwas nervösen Übertreibung deutlich die Absicht verrät, den Seelenschmerz zu übertäuben.

Keats hat den Endymion immer als das Meisterstück betrachtet, mit dem er sich Einlaß auf dem Parnas erwarb. Das Gefühl der wachsenden Reife während der Arbeit selber erklärt auch die Eifersucht, mit der er sein Werk keinem Einfluß eines lebenden Dichters verdanken wollte. Daher seine Ablehnung der Einladung Shelleys nach Marlow, daher die merkliche innere Abkühlung gegen Hunt, der nicht aufhören mochte, ihn mit guten Ratschlägen zu leiten. „Ich will Wordsworth und Hunt ihr Verdienst nicht abstreiten“, schreibt er an Reynolds, „doch warum mit Größe und Verdienst überstürzt werden, wenn wir sie einfach und bescheiden haben können! Darum laßt uns uns an die alten Dichter halten Die modernen unterscheiden sich von den Elisabethanern darin: jeder der modernen regiert wie der Kurfürst von Hannover seinen Nippesstaat und weiß, wie viel Stroh täglich aus den Thorwegen in seinem ganzen Gebiet gefegt wird, sieht beständig darauf, daß alle Hausfrauen ihr Kupfer gut gescheuert haben; die alten aber waren Kaiser weitläufiger Provinzen; von den entferntesten hatten sie nur gehört und dachten nicht daran, sie zu besuchen. Ich muß ein Ende machen. Nichts mehr von Hunt oder

Wordsworth im besonderen! Warum sollen wir vom Stamm Manasse sein, wenn wir mit Esau wandern können? Warum sollen wir gegen den Stachel lücken, wenn wir auf Rosen gehen können, warum Eulen sein, wenn wir Adler sein können?“ „Und nach allem“, so klingt ein Stoßseufzer an Bailey, „werde ich doch den Ruf haben, Hunts Schüler zu sein!“

Es ist im Endymion nicht schwer zu erkennen, wie Keats sich im Laufe der Arbeit immer mehr von der absichtlichen und daher doch gekünstelten Freiheit der Form, der Theorie Hunts, emanzipierte. Die Revision des ersten Buches besonders, dessen erste Fassung uns erhalten ist, zeigt, mit welcher Sorgfalt er nun anfang, den Vers zu verbessern, triviale Ausdrücke auszumerzen, ja, wie er selbst die Schere fleißig gebrauchte und anmutige Schilderungen ausließ, wenn sie ihm zuviel erschienen. Nicht ebenso kritisch wie dem Einfluß Hunts stellte er sich dem der Elisabethaner gegenüber. Es mag hingehen, daß er sich mit einer Menge altertümlicher Worte aus dem Vocabularium von Chaucer, Spenser und Shakspeare beschwerte, die die Sprache doch nicht mehr gewillt war, aufzunehmen. Unangenehmer sind die unbetonten Endsilben, die er als Reime benützt, z. B. intoxication und one, oder die dreisilbige Aussprache des Wortes passion, eine Praxis, die selbst Hunt bei seiner Chaucermodernisierung als völlig unmöglich für das moderne Ohr erklärt.

Keats wurden die Monate von der Vollendung bis zur Veröffentlichung des Gedichtes zuletzt sehr lang. „Ich wünschte, alles wäre fertig, ich muß es vergessen, um etwas Neues machen zu können“, schrieb er im März ungeduldig an Reynolds. Nun der Endymion fertig vor ihm lag, erschien er ihm „mehr ein Versuch als etwas

Vollendetes; eine armselige Vorrede zu dem, was ich, wenn ich leben bleibe, bescheiden zu vollenden hoffe“.¹⁾ So schrieb er in der ersten Vorrede, die er Anfang April zur Begutachtung an Reynolds sandte. Die Freunde aber waren mit ihr ganz unzufrieden; sie war ihnen zu unterwürfig gegen das Publikum geschrieben, zu sehr in Hunt-scher Manier. Keats verteidigte sich etwas gekränkt: „Ich habe nie eine einzige Zeile Dichtung mit einem Gedanken an die Öffentlichkeit geschrieben.“ Er gab aber doch nach, und schon am nächsten Tage wurde an Reynolds die endgültige Vorrede abgeschickt mit der Bitte: „O laß sie durch; man sollte nicht zu schüchtern sein, Fehler zu begehen.“

Freunde und Kritiker wetteiferten, ihm diese zweite Vorrede zu loben. Doch scheint mir auch in ihr noch zu viel Entschuldigung vor dem Leser zu liegen. Es ist für diesen nicht angenehm und für das Werk nicht günstig, wenn er hört, daß der Verfasser selbst bedauert, es veröffentlicht zu haben; und es ist einer übelwollenden Kritik leicht gemacht, solche Sätze zu verspotten, wie: „Die zwei ersten Bücher und in der That auch die zwei letzten sind, so fühle ich deutlich, nicht von der Vollendung, um ihren Druck zu rechtfertigen“ — „Und da zwei und zwei vier macht und dies die ganze Zahl der Bücher ist, haben wir eine klare und, wie ich meine, gerechte Würdigung des ganzen Werkes“, schrieb Gifford in der Quaterly Review in einer Kritik, deren Perfidie Shelley in seinem Adonais unsterblich gemacht hat. Der Kritiker gesteht, nur das erste der vier Bücher gelesen zu haben, er läßt sich daher auch auf keine Würdigung des Stoffes ein, sondern sucht zu-

¹⁾ S. Keats' Werke I, p. 116.

sammenhangslos die vermeintlichen und einige wirkliche Fehler der Form heraus, um dadurch die gänzliche Bedeutungslosigkeit und Lächerlichkeit des Werkes zu beweisen. Diese Kritik erschien im September 1818 und ist ein so geringwertiges Machwerk, daß sie nur einer Verkettung der Umstände ihre traurige Berühmtheit verdankt. Schopenhauer sagt einmal: „Die Journalkritik hat nicht, wie sie wähnt, Macht über das Urteil, sondern nur über die Aufmerksamkeit des Publikums, daher ihr einziger Gewaltstreich im Schweigen besteht.“ Die englische Kritik jener Tage war aber trotzdem eine Macht, die für den Augenblick nicht zu unterschätzen war, und Reynolds hatte recht, wenn er in seinem Verteidigungsbriefe, der im Oktober in „The Alfred West-of-England Paper“ veröffentlicht wurde, sagte, daß es gewiß sei, daß hunderte von oberflächlichen fashionablen Lesern diesen Dichter hinfort als einen bemitleidenswerten und unsinnschreibenden Schriftsteller beiseite schieben würden.

Der Journalismus hatte in England im Anfang des Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung genommen. In den ersten zwei Jahrzehnten schossen neue Revuen wie die Pilze empor. 1802 wurde die Edinburgh Review gegründet, 1808 erschien die erste Nummer von Hunts Examiner, 1809 folgte die Quaterly Review, dann 1814 das Monthly Magazine und 1817 Blackwood's Magazine, um nur bei den bedeutendsten zu bleiben. Alle diese Journale waren sich weit mehr als die älteren englischen Zeitschriften der Aufgabe bewußt, als Geschmacksbildner ihres Publikums die Neuigkeiten des Tages zu besprechen. Alle hatten sie aber auch eine ausgesprochene politische Tendenz und machten nicht das geringste Hehl daraus, daß ihre litterarische Kritik diesem Banner zu

folgen habe. Rechnet man zu diesem politischen Gegensatz den nationalen der Engländer und Schotten hinzu, der gerade damals die Litteraten von London und Edinburgh in zwei feindliche Lager teilte, so findet man eine Erklärung für den feindseligen Haß, die unerbittliche Rücksichtslosigkeit und die gemeine persönliche Invektive, die sich in den ablehnenden Kritiken jener Tage meist gegen die Person des Autors richtete und eine ästhetische Würdigung seines Werkes gar nicht aufkommen ließ. Immerhin aber rühmen sich die anonymen Artikel von Blackwood's Magazine, die sich gegen die „Cockney-Schule“ richteten, selbst für jene Zeit etwas Außerordentliches in häßlicher Niedrigkeit geleistet zu haben. Der erste Artikel erschien im Oktober 1817 gegen Hunt als das Haupt der Cockney-Schule, die durch dieses Pamphlet ihre Taufe erhielt, der vierte und letzte hatte sich Keats zur Zielscheibe erlesen und war im August 1818 kurz vor der höhnnenden Kritik Giffords erschienen. Keats mußte gleich anfangs darauf gefaßt sein, daß man ihn nicht verschonen würde; denn ihn und Shelley betrachtete man in diesen Kreisen als die Hauptschüler Hunts. Von Leigh Hunt war Keats in die Öffentlichkeit eingeführt worden, er hatte günstig von ihm gesprochen, ihn seinen Freund genannt, ein Sonett auf seine Freilassung stand in der ersten Sammlung der Gedichte Keats' — alles Grund genug für das Toryblatt, ihm den Stempel eines Radikalen aufzudrücken und aus diesem Gesichtspunkte seine Gedichte zu beurteilen. Unter Hunts Schändlichkeiten hatte der Edinburgher Kritiker besonders hervorgehoben, daß er in seiner Widmung der *Story of Rimini* Lord Byron schlechtweg „my dear Byron“ anzureden gewagt habe: „ihn, einen der edelstgeborenen der englischen Patrizier und einen Genius von höchstem Range!“ Dement-

sprechend wird auch Keats seine niedrige Geburt, seine Erziehung zum „Apothekerlehrling“ u. dgl. vorgeworfen. Von einer Kritik der Gedichte ist kaum die Rede, doch damit auch die komische Seite nicht fehle, wird „der schwächlichen Phantasie von Keats' Endymion“ besonders „die höchst elegante und außerordentliche Bereicherung der antiken Sage“ — durch unsern Wieland entgegengestellt. Wieland würde sich vermutlich selber die Augen gerieben haben, wenn er seine amüsante und ausgelassene Parodie der Göttersage so bezeichnet gesehen hätte.

Von der Wirkung dieser Angriffe erfahren wir aus Keats' Briefen fast gar nichts, von seinen Freunden sehr wenig. Hunt selbst forderte im Examiner zweimal den Anonymus vergeblich auf, sich zu nennen. Noch bis heute weiß man den Verfasser nicht sicher; die Vermutungen sprechen vielleicht am stärksten für Lockhart, den Schwiegersohn Walter Scotts. Bailey hatte kurz vorher im Hause seines Schwiegervaters Lockhart getroffen, er wußte, daß dieser ein Hauptmitarbeiter des Blackwood Magazine war, und in der Hoffnung, den Freund vor ähnlichen Verunglimpfungen zu bewahren, wie Hunt sie erfahren hatte, erzählte er Lockhart einiges von Keats' Lebensumständen und seiner dichterischen Entwicklung. Lockhart versprach auf Baileys besondere Bitte, keinen Gebrauch hiervon zu machen, und wenige Wochen darauf erschien der Artikel. Wenn irgend etwas im stande ist, die Zerrüttung in den moralischen Begriffen der Litteratenkreise zu zeigen, so ist es dieser Vertrauensbruch und dies von einem Mann, der durch die ausgezeichnete pietätvolle Biographie, die er von W. Scott geschrieben hat, Anspruch auf den Dank der Nachwelt hat. Auf Giffords Angriff in der Quaterly Review waren gleich mehrere

Federn zur Abwehr bereit. Außer Reynolds oben erwähntem Sendschreiben, das ein Zeugnis ist für den Einfluß, den Keats damals auf den Freund ausübte, wurden noch zwei andere veröffentlicht und von Leigh Hunt im Examiner abgedruckt, unter denen besonders John Scotts warme und einsichtige Verteidigung sympathisch berührt.

Umsonst aber suchen wir in den Briefen von Keats selber aus jenen Tagen eine Spur von der großen niederschlagenden Wirkung, die diese Kritiken auf ihn geübt haben sollen, und die durch Byron und Shelley zur litterarischen Berühmtheit gelangt ist. Keats erwähnt wohl die Angriffe auf Hunt und Hazlitt, verliert aber kein Wort über sich, und als ihm später Hessey, der Geschäftstheilhaber Taylors, die Verteidigungsbriefe zuschickte, antwortete er ihm in einer Weise, die wahrhaftig nicht von Kleinmut und Niedergeschlagenheit zeugte: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir die Briefe zuzusenden und sehr schlecht von mir, daß ich Ihre Freundlichkeit nicht eher anerkannt habe . . . Ich kann nicht umhin, den Herren, die meine Partei genommen, mich verpflichtet zu fühlen; im übrigen aber beginne ich selber etwas mir meiner eigenen Schwäche und meiner Stärke bewußt zu werden. Lob oder Tadel hat nur eine momentane Wirkung auf einen Menschen, dessen Liebe zur Schönheit ihn zu einem strengen Richter über seine eigenen Werke macht. Meine eigene Kritik hat mir Schmerzen bereitet, die in keinem Verhältnis stehen zu dem, was Quaterly und Blackwood mir auferlegen könnten; und andererseits, wo ich mich im Rechte fühle, könnte mir kein von außen kommendes Lob so glühende Freude bereiten, als meine eigene, einsame Rückempfindung und Bestätigung dessen, was schön ist. Ich will unabhängig schreiben, und habe ich un-

abhängig ohne Urteil geschrieben, so kann ich jetzt vielleicht unabhängig mit Urteil schreiben. Der Genius der Dichtung muß dem Menschen seine eigene Erlösung bringen.“ Ganz aus derselben Gesinnung schreibt er an George: „Ich weiß nicht, wer die Briefe im Chronicle geschrieben hat. Es ist nur eine Angelegenheit des Augenblicks. Ich hoffe, nach meinem Tode unter Englands Dichter gerechnet zu werden; und selbst als ein Gegenstand von gegenwärtigem Interesse hat der Versuch in der Quaterly, mich zu vernichten, mich nur mehr in Beachtung gebracht. Es macht mir nicht das geringste aus, in Gesellschaft klein oder lächerlich zu erscheinen. Ich weiß, wenn mir jemand überlegen ist und gebe ihm die schuldige Achtung, er wird der letzte sein, über mich zu lachen.“ Sein Geist war damals ganz von neuen Aufgaben erfüllt, und Endymion lag schon weit hinter ihm.

Ein unbekannter Bewunderer schickte ihm ein Huldigungssonett und in dem Briefe eine Note von 25 £. Keats' Gefühle waren geteilt, wie es wohl immer gegenüber solchen etwas taktlosen Huldigungen bei feinfühligem Menschen der Fall sein wird: „Hätte ich es zurückgewiesen, so würde ich mich sehr querköpfig und prahlerisch benommen haben, und doch das Geschenk ärgert mich“, und selbst einer jungen Dame gegenüber, die ihm ihr Entzücken über Endymion aussprechen ließ, und ihn ermahnte, sich die abscheuliche Kritik nicht zu Herzen zu nehmen, zeigte er sich mehr höflich als geschmeichelt.

Man hat Leigh Hunt öfters den Vorwurf gemacht, daß er sich damals nicht öffentlich mehr für den Freund bemüht habe. Mir scheint, sehr mit Unrecht. Leigh Hunt konnte in diesem Falle nichts Taktvolleres und Wirksameres thun als die Urteile anderer in seinem Blatte ab-

zudrucken. Er hätte ja in diesem Augenblicke, wo man ihn so zwangsweise mit dem Freunde verband, zu sehr pro domo gesprochen und diesem nur geschadet. Zudem war er nicht zu sehr vom Endymion begeistert. Wir wissen, daß er schon das Thema für die erste größere Arbeit von Keats anders gewünscht hätte, und noch während der Entstehung hatte er die Länge gerügt. Jetzt fand er wie Shelley in dem Werke jugendliche Verstöße, über die sie den Autor schon hinausgewachsen glaubten. — Er war der erste, der mit Freuden bei der Veröffentlichung des nächsten Bandes den großen Fortschritt und die erstaunliche Reife des Genius bei seinem Freunde anerkannte.



Kapitel VI.

Die schottische Reise und Fanny Brawne.

Als George Keats Teignmouth bei Johns Ankunft verließ, um in London seine eigenen Angelegenheiten zu fördern, hatte er augenscheinlich den letzten Versuch gemacht, sich in dem Geschäftsleben der Heimat wieder einen Platz zu sichern; es muß dies vergebens gewesen sein, denn im Mai, nachdem John und Tom nach London zurückgekehrt waren, hören wir zum ersten Male von dem Plan Georges, nach Amerika auszuwandern, um sich dort eine eigene Existenz zu gründen. John billigte den Plan des Bruders vollständig. „George ist zu unabhängig“, schreibt er an Bailey, „um als Kaufmann in diesem Lande fortzukommen, wo ein großdenkender Mensch mit kargen Mitteln ruiniert werden muß. Ich würde ihn lieber den Boden pflügen sehen, als sich vor einem Kunden beugen.“

George wurde in seinem schnellen Entschluß noch durch den Wunsch bestärkt, seine Braut Georgiana Wylie so bald wie möglich heimzuführen. Seine Heirat wurde für Mitte Juni festgesetzt und gleich darauf wollte er von Liverpool absegeln. John entschloß sich, ihn bis dorthin zu begleiten, um dann mit Brown zusammen eine viermonatliche Wanderung in den Norden, hauptsächlich nach Schottland, anzutreten.

Keats hatte mit den eigenen Plänen für diesen Sommer geschwankt. Schon im April war die Reise nach Schottland in Erwägung gezogen, damals aber war der Durst nach Kenntnissen so groß, daß er zögerte. „Es ist nur etwas, was mich daran hindern könnte: ich weiß nichts — ich habe nichts gelesen — und ich gedenke Salomos Rat zu folgen: Suche zu lernen, suche zu verstehen.“¹⁾ Den Ausschlag gab nach seiner Rückkehr Browns Zuspruch und vor allem die Erwägung, daß gerade eine Reise seine körperlichen und geistigen Kräfte stärken und er dadurch seinem Lebensziele noch schneller näher kommen könnte als durch einsames Studium. „Ich würde mir diese vier Monate Wanderung nicht gestattet haben“, schreibt er am 18. Juli 1818 an Bailey, „hätte ich nicht geglaubt, daß es mir mehr Erfahrung geben und mehr Vorurteile ausrotten würde . . . kurz, mich in dem Streben und meiner Kunst mehr bestärken dürfte, als dies ein Daheimbleiben unter meinen Büchern hätte bewirken können, selbst wenn mir dadurch Homer zugänglich geworden wäre.“

Leicht wurde John der Abschied von George nicht, gerade die gemeinsame Sorge um Tom und ihr letztes Zusammenleben hatte die Brüder mit einem Bande umschlungen, „das enger festhielt, als Frauenliebe“. „Mein Bruder George war mir immer mehr als ein Bruder, er ist mein bester Freund gewesen“, schreibt er an die Schwiegermutter seines Bruders. Und in gleichen Ausdrücken der Liebe und Zuneigung spricht er auch von seiner Schwägerin, „dem anmutigsten, selbstlosesten Geschöpf, ich hätte es nicht für möglich gehalten, in so kurzer Zeit so große Zuneigung zu fassen“,²⁾ heißt es wenige Wochen nach der

¹⁾ An Taylor. 24. April 1818.

²⁾ An Hamilton Reynolds, 13. Juli 1818.

Heirat. Und sehr stolz ist er auf dem Wege nach Liverpool, sie seinem alten Studienkameraden Stephens als neue Schwester vorstellen zu können, dem er auch zugleich die große Neuigkeit mitzuteilen hatte, daß er das medizinische Gewerbe ganz an den Nagel gehängt habe und ein Dichter geworden sei. Auch von Tom hatte er sich nicht ohne Sorge getrennt, denn obgleich dieser sich viel besser und kräftiger fühlte als in Devonshire, wußte er doch, daß der Invalide sich „sehr einsam“ fühlen würde, wenn auch die Hampsteader Freunde ihn mit Büchern versorgten und nach ihm zu sehen versprochen.

Keats selbst hatte von Lektüre nur die drei kleinen Bände von Carys Danteübersetzung eingesteckt, da er diesen Dichter damals mit Milton zusammen eifrig studierte.

Mit leichtem Gepäck machten sich die Freunde von Lancashire, nachdem sie sich in Liverpool von dem jungen Paare verabschiedet hatten, zu Fuß nach den Seen auf. Zum ersten Male sah Keats eine großartige Berglandschaft. Wie ein Zauber umfing es die Wanderer, als sich ihnen bei einer Wendung des Weges zum ersten Male der Anblick des Sees von Windermere darbot. Wordsworths Grasmere-ethal entzückte Keats besonders, er schreibt erfreut an Tom, daß er gleich die Alte auf Helm Crag erkannt habe.¹⁾ Leider traf er weder den Dichter noch jemand aus seiner Familie zu Hause, und besonders ärgerte ihn bei diesem Verfehlen, daß der Philosoph der Berge sich gerade auf einer Wahlcampagne befand. So sehr er jedoch auf dieser Reise die Schönheit der Landschaft bewunderte und von Skiddaws Gipfel die reine Frische und den weiten Blick genoß, so fühlte er sich doch nach seinem

¹⁾ Wordsworth, Gedicht to Joanna.

eigenen Ausspruch noch glücklicher, wenn er einen Einblick in das Volksleben erhielt. Zu einer Schilderung eines schottischen Tanzes bemerkt er: „Der Gedanke befriedigt mich außerordentlich, daß ebenso, wie ich Freuden habe, von denen sie nichts wissen, sie auch manche besitzen, zu denen ich keinen Zutritt habe . . . Das ist es, was ich mehr liebe als Naturschauspiele.“¹⁾ Es war dies keine neu erwachte Empfindung, denn schon einige Monate früher hatte er aus Teignmouth an Bailey geschrieben: „Naturschauspiele sind schön, aber menschliche Natur ist schöner. Der Rasen wird reicher, wenn ein echter englischer Fuß darauf tritt, und des Adlers Horst ist schöner, wenn des Bergbewohners Auge hinauf blickt.“ Und hier im Beginn der schottischen Reise klagt er: „Ich fürchte, unser beständiges Wandern von Ort zu Ort wird uns verhindern, die Angelegenheiten des Landvolkes wirklich zu verstehen. Wir sind ja nichts als Geschöpfe für Flüsse, Seen und Berge.“²⁾ Solche Aussprüche befremden in dem Munde des Dichters, in dessen Werken weder vor noch nach dieser Reise die geringste Spur einer Volksschilderung oder auch nur einer Hineigung zum Volkstümlichen begegnet. Jedoch er beobachtete das Volk mit Liebe und scharfem Auge. Er fühlt, daß es das Ziel alles Patriotismus ist, das Volk um jeden Preis glücklich zu machen, wenn er dem Frohsinn der Landleute zuschaut; und von Irland, wo ihn auf einer kurzen Wanderung das Elend überall anstarrt, schreibt er ebenso niedergedrückt: „Welch eine furchtbare Schwierigkeit birgt die Verbesserung eines solchen Volkes in sich; ich kann nicht begreifen, wie ein Gemüt, das sich mit

¹⁾ An Thomas Keats, 1. Juli 1818.

²⁾ Ebendas.

Menschenliebe trägt, sie erfassen kann; für mich ist es absolute Verzweiflung.“

Andererseits begrüßt er hier bei seinem ersten Eintritt die Freiheit von der starren Orthodoxie des schottischen Nachbarlandes. Von dem irischen Zimmermädchen schreibt er: „Sie ist lustig, freundlich und bereit zu lachen, weil sie außerhalb der schrecklichen Knechtschaft der schottischen Kirche steht. Ein schottisches Mädchen lebt in entsetzlicher Furcht vor ihren Ältesten. Arme, kleine Susannas! Sie werden kaum lachen. Ja, ihre Kirche ist verdammenswert. ? Diese Kirchenmänner haben Schottland gut gethan. Sie haben Männer und Frauen, Alt und Jung, Knaben und Mädchen sorgsam gemacht, so daß sie sie in regelmäßige Kolonnen von Sparern und Gewinnern formiert haben. Solch eine wirtschaftliche Armee mußte ihr Land bereichern und ihm einen größeren Anstrich von Wohlstand geben, als ihn die armen, unbesonnenen Nachbarn haben. Diese Kirchenmänner haben Schottland Schaden gebracht. Sie haben Scherz, Lachen und Küssen verbannt . . . Ich wollte lieber ein scheues Wild sein, als ein Mädchen unter der Herrschaft der schottischen Kirche, und ich möchte lieber ein wildes Schwein sein, als die Ursache für die Strafe eines armen Geschöpfes durch seine abscheulichen Ältesten.“¹⁾ Solche Äußerungen, deren sich viele in seinen Briefen finden, zeigen nicht nur den guten Beobachter, sie zeigen auch sein innerstes Wesen ergriffen und von Sympathien erfüllt, wie sie Volksdichtern gleich Wordsworth und Crabbe Ehre gemacht hätten. Ob eine spätere Periode seines Schaffens auch diese Richtung seines Geistes dichterisch zum Ausdruck

¹⁾ An Thomas Keats, 3. Juli 1818.

gebracht haben würde, das gehört zu den Fragen, die man wohl an ein so früh abgebrochenes Leben wie das unseres Dichters stellen kann, die aber dieses nie beantworten wird. Wir mögen uns an den Ausspruch des amerikanischen Dichters Lowell halten, daß Keats zu jung war, als daß wir von seinem Charakter sprechen könnten, daß wir nur sein Temperament sehen können und die Art, wie er es allmählich seiner Kunst immer mehr unterordnete.

Beim Eintritt in Schottland fühlte sich Keats anfangs durch die Landschaft befremdet: „Ich weiß nicht, wie es zugeht, die Wolken, der Himmel, die Häuser, alles erscheint mir so antigrisch.“¹⁾ Eine wirklich südliche Landschaft hatte er ja nie gesehen, doch hatte die Gegend von Wight und Devonshire seine Phantasie leicht hinübergeführt in die warmen Gefilde, in denen er sich seine Hirten und Hirtengötter dachte. Seine Behandlung der Landschaft war, so sehr er sich auch aus seiner englischen Umgebung die einzelnen Bilder aussuchen mußte, doch der antiken nicht fern: auf der Wiese im schattigen Haine beim Pansfeste, an der Quelle, aus der die Nymphe Endymion Belehrung spendet, und in den grünen Schluchten, die sich auf das sonnenbestrahlte Meer öffnen, konnten sich auch griechische Jünglinge im Spiel ergehen oder als Hirten und Jäger einsam schweifen. Was uns aber an seltsamen, bizarren Schilderungen, z. B. in der unterirdischen Wanderung Endymions, begegnet, entfernt sich gleich ganz von der Wirklichkeit und findet nur in Miltons und Spensers Phantasien ein Vorbild. Hier beim Eintritt in Schottland aber traf sein Auge zum ersten Male eine nordische Landschaft mit ihren charakteristischen

¹⁾ An Thomas Keats, 2. Juli 1818.

Formen und Farben, und alles erschien ihm, wenn auch schön, doch kalt und seltsam. So sehr beherrschte ihn dies Befremden, daß es das einzige Gefühl war, dem er Ausdruck gab, als er in Dumfries an Burns' Grabe stand. Wie beschämt schließt er das Sonett, das er dort dichtete:

„Verbirg dein Angesicht, erhabener Schatten,
Ich sündige gegen deinen Heimathimmel.“

Hier glaubte er auch das tragische Verhängnis in Burns' Leben zu erkennen: „Wir sehen es erschreckend klar, als wären wir Gottes Spione“, schreibt er an Reynolds (13. Juli 1818); und aus Dumfries selbst: „Armer unglücklicher Bursche! Seine Neigungen waren südlich. Wie traurig ist es, wenn eine reiche Einbildungskraft aus Selbstverteidigung ihre Zartheit nur in vulgären und erreichbaren Dingen ertönen muß, wenn sie nicht die Muße hat, sich an Dingen, die nicht existieren, zu berauschen.“¹⁾ Das war der Dichter der Schönheit, in der allein die Phantasie die Wahrheit begreift, der so sprach.

Diese erste Enttäuschung aber überwand er, als er an der Südküste weiter wanderte; und als ihm Brown die Sage von Meg Merrilies erzählte, die in Scotts Marmion eine Rolle spielt, fühlte er sich von der nordischen Romantik schon so angezogen, daß er seine kleine Ballade dieses Namens schrieb, die zu dem wenigen gehört, was diese Reise ihm an guten Dichtungsfrüchten eingetragen hat. Ihre täglichen großen Wandermärsche ermüdeten den Ungewohnten anfangs so stark, daß er Schwester Fanny²⁾ scherzend schreibt: „Ich taumle in mein Bett so müde, daß

¹⁾ An Tom Keats, 3. Juli 1818.

²⁾ 2. Juli 1818.

man mir, wenn ich eingeschlafen bin, meine große Zehe an die Nase heften und mich um und um drehen könnte, ohne mich zu erwecken.“ Fremde oder gar Touristen wurden damals an der Südküste von Schottland noch kaum gesehen, und es machte den Wanderern viel Vergnügen, wenn man den Zweck ihrer Reise erraten wollte und sie für Goldschmiede, Scherenschleifer oder gar für Brillenhändler hielt, weil man vermutete, daß Brown die seine als Reklame trüge.

Nun ging es nach dem irischen Abstecher in schnellen Tagemärschen der Geburtsgegend von Burns zu. Ein jeder Tag brachte sie zu neuen Schönheiten: auf der einen Seite das Meer und von drüben die seltsam geformten Zacken der Hebriden, von der andern Seite das reiche angebaute Hügelland, das gerade um seiner Fruchtbarkeit willen Keats überraschte; und dies alles erhöht durch die Erinnerungen an Burns, die ihnen auf Schritt und Tritt begegneten: The Bonny Doon, dieser lieblichste der Flüsse mit Tam o' Shanters Brücke und dann Ayr mit Burns' Geburtshütte. Doch auch hier wollte es ihm nicht recht gelingen, etwas Burns Würdiges zu schreiben, deshalb vernichtete er den Anfang wieder. Über Glasgow durch das Land von Scotts Lady of the Lake um Loch Fyne herum kamen sie nach Inverary; dort sah Keats eine Aufführung von Kotzebues damals sehr beliebtem Stück „Der Fremde“, die zu seiner Belustigung mit einem Dudelsack begleitet wurde. Hier zeigen sich in seinen Briefen zum ersten Male Spuren von Ermüdung, gerade als er glaubte, sich an die großen Tagesmärsche gewöhnt zu haben. Trotzdem sie jetzt auf dem eigentlichen Touristenwege waren, was den unausbleiblichen Ärger über das fashionable Publikum mit sich brachte, war die Nahrung doch für Keats

ganz unzutraglich. „Wir haben den Anblick des weißen Brotes ganz verloren“, schreibt er, und das Hafermehlbrot bekam ihm auf die Dauer nicht. Zudem muteten sie sich Anstrengungen zu, die wohl der unverwüsthche Brown, nicht aber sein zarterer Freund aushalten konnte. Um die Kosten der leichten, aber teureren Tour nach Staffa und der Fingalshöhle zu sparen, durchquerten sie zu Fuß die Insel Mull, wo ihnen nicht die geringste Bequemlichkeit geboten wurde; Staffas wunderbar phantastische Höhle war natürlich reiche Belohnung der Mühe; sie hat ihm später bei seiner Titanenszenerie des Hyperion vorgeschwebt; jetzt dichtete er hier einige Zeilen in flüssigen, vierfüßigen Jamben, die besonders interessant sind als Zeugnis, wie sehr ihn damals Miltons Verse und Gestalten begleiteten. Er knüpft an eine Stelle im Lycidas an:

„Wo immer dein Gebein auch treiben mag,
Ob ferne zu den stürmischen Hebriden“,

und sieht den von Milton Betrauten hier schlafen. Er erweckt ihn und erfährt von ihm die Geheimnisse des Ortes, die Lycidas als Priester zu verwalten hat. Seit sie aber von profanen, sterblichen Augen entweiht wurden, sei für ihn seines Bleibens nicht länger. Mit diesen Worten taucht er in die Flut. Die Verse brechen plötzlich ab, vielleicht absichtlich. Er selbst bezeichnet sie als eine Reimerei, die nur durch die Abspannung zu entschuldigen sei.

Leider zeigte sich nun auch neben der Müdigkeit zum ersten Male die bedrohliche Heiserkeit, die sich von jetzt an als ein beständiges „memento mori“ in kürzeren oder längeren Pausen immer wieder einstellte. Seine Schilderung zeigt trotzdem den fröhlich knabenhaften Übermut, dem wir öfter in diesen Reisebriefen begegnen, so gleich

anfangs, als er an Schwester Fanny die Knittelverse über sich selbst schrieb:

„Er war ein böser Bub, ein böser Bub war er,
Er blieb nicht gern zu Haus, Stillsitzen war zu schwer.“

Vom Ben Nevis durchquerten sie das Land nach Inverneß, hier aber nahm die Heiserkeit einen so bedenklichen Charakter an, daß er sich doch entschloß, einen Arzt zu fragen, der ihm denn auch sofort befahl, die Weiterreise aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Er trennte sich hier also von Brown, der auf seiner weiteren Wanderung seinen Reisegefährten schmerzlich entbehrte; ihm selbst wurde der Verzicht auch schon aus dem Grunde nicht schwer, weil die Briefe, die er in Inverneß fand, keine gute Nachricht von Tom brachten. Am 8. August schiffte er sich im Hafen von Cromarty ein und langte nach neuntägiger Fahrt bei den Freunden in Hampstead an, „so braun und schäbig, wie man sich nur vorstellen kann“, schreibt Mrs. Dilke, „kaum etwas von Schuhen an den Füßen, sein Jacket auf dem Rücken ganz zerrissen, mit einer Pelzkappe, einem großen Plaid und seinem Rucksack. Ich kann gar nicht sagen, wie er aussah.“

So angestrengt von der Reise, mit einer Heiserkeit, die auch die Seeluft nicht gebessert hatte, mußte er nun sofort in die Krankenstube zu dem armen Bruder, dessen Zustand er nur zu bald selbst als das letzte Stadium der Schwindsucht erkennen mußte. „Gott erhalte uns alle wohl“, war sein letzter Abschiedsgruß vor der Reise gewesen — sein Wunsch hatte sich nicht erfüllt; das Gespenst der Krankheit, das immer seine Tage verdorben hatte, wartete seiner. „Ich wünschte, ich könnte sagen, Tom wäre besser“, schreibt er bald nach seiner Rückkehr in einem merkwürdigen Briefe an Dilke (21. September

1818), „sein ganzes Wesen bedrückt mich den Tag über so, daß ich ausgehen muß — und obgleich es meine Absicht war, einige Zeit dem Studium allein zu widmen, muß ich schreiben und mich in abstrakte Bilder versenken, um mich von seinem Antlitz, seiner Stimme, seiner Schwäche zu befreien, so daß ich jetzt in einem beständigen Fieber lebe. Es muß dem Leben verderblich sein, obgleich ich mich wohl fühle. Erwinnere dich ‚des verhaßten Ansturmes der Widersprüche‘¹⁾ — ich denke an Ruhm und Dichtkunst, es scheint mir Verbrechen zu sein, und doch muß ich es thun oder ich leide.“

Dies war die Seelenstimmung, die das Entstehen seines Hyperion sah, den er schon vor der schottischen Reise mit sich herumgetragen hatte und dessen gigantische Gestalten ihn auf der Wanderung in der phantastischen Szenerie der nordischen Hebriden begleitet hatten. In diesen selben Wochen, wo er eine so „fieberhafte Erleichterung“ in der Dichtkunst fand, mußte er auch die bösen Angriffe der Presse über sich ergehen lassen, und in dieser Aufregung, die ihn hin und her trieb, von der tiefsten Niedergeschlagenheit, in die ihn der langsame Tod des armen geliebten Bruders versenkte, zu der Titanenstimmung und dem Aufruhr seiner Dichtung, finden wir auch die Erklärung dafür, daß er selbst wie von einem höheren Standpunkt aus einer anderen Welt, die ihn kaum

¹⁾ Paradise Lost, Book IX, lines 118—122:

„Je mehr der Freuden
Ich um mich sehe, um so mehr nur fühl ich
Die Qual in mir von dem verhassten Sturm
Der Widersprüche; und zu Gift wird mir
Ein jedes Gut, und auch im Himmel wäre
Mein Zustand schlimmer nur.“

etwas anging, auf das Gezänk blickte; und etwas von dem Trotze seiner Helden spricht aus den Worten der Verachtung solcher Kritiken: „Was schöpferisch ist, muß sich selbst erschaffen. Im ‚Endymion‘ stürzte ich mich kopf- über in die See und bin dabei besser mit den Untiefen, dem Flugsand und den Felsen bekannt geworden, als wenn ich an der grünen Küste geblieben, auf einer albernem Flöte gespielt hätte und Thee und behaglichen Rat angenommen hätte. Ich habe mich nie vor einem Mißerfolg gefürchtet, denn lieber würde ich einen Fehlgriff thun, als mich nicht zu den Größten erheben zu dürfen.“¹⁾

Es war ein Glück für ihn, daß dies aufreibende Leben nicht zu lange dauerte, schon am 1. Dezember wurde der arme Kranke erlöst, und so war binnen weniger Monate das Band, das die Brüder bisher so innig vereinigte, durch die Auswanderung des einen und den Tod des anderen zerrissen. John that wenigstens alles, um eine geistige Brücke zu dem einzigen in der Ferne lebenden Bruder herzustellen, seine eingehende, tagebuchartige Korrespondenz, die er mit dem jungen Paare führte, giebt uns für diese und die nächste Zeit ein unvergleichliches Bild seines Lebens. Diese Briefe sind wahrlich ein klarer Seelenspiegel; ein Wunsch nur beseelte ihn: die fernen Geliebten zu sich hinüber zu ziehen, sie in seinem Bannkreis festzuhalten, sie sich so nahe zu fühlen, wie „zwei Blinde in einem Zimmer“, darum schickt er ihnen alle seine Verse, wie sie frisch aus der Feder gekommen sind, darum läßt er sie allen seinen hohen Dichterphantasien und Spekulationen folgen, läßt sie teilnehmen an kleinen Tagesfreuden und Versammlungen, bittet sie, zu gleicher Stunde an be-

¹⁾ An Hessey, 9. Oktober 1818.

stimmten Tagen ein Stück Shakspeare zu lesen, um ihre Seelen und die seine nahe zu verbinden und sucht in anmutig schelmischer Plauderei von der zärtlich geliebten Schwägerin allerlei intime häusliche Vorgänge zu erfahren. Ihm fehlen ja nur solch kleine äußere Daten; dann fühlt er sich den Fernen ganz nah: „Ich kenne ja eure Art, zu denken und zu fühlen, ich weiß, welch eine Form eure Freude und eure Sorge annehmen würde, ich kenne eure Art zu gehen, zu stehen, zu springen und jede eurer Handlungen so genau, daß ihr mir ganz nahe scheint.“

Freundeshilfe aber sorgte auch in der Heimat, daß die Lücke, die Toms Tod riß, sich leichter füllte und die Einsamkeit ihn nicht bedrückte. Charles Armitage Brown erzählt in seiner schlichten Art: „An einem frühen Morgen wurde ich durch einen Druck meiner Hand erweckt. Es war Keats, der mir sagen kam, daß sein Bruder nicht mehr sei. Ich sagte nichts, und wir blieben eine Zeitlang schweigend, meine Hand von der seinen fest umschlossen. Endlich kehrten meine Gedanken von dem Toten zu dem Lebenden, ich sagte: ‚Du solltest nun nichts mehr zu thun haben mit deiner Wohnung, und noch dazu allein! Thätest du nicht besser daran, mit mir zu leben?‘ Er schwieg, drückte meine Hand warm und sagte dann: ‚Ich denke, es wird besser so sein.‘ Von dem Augenblicke war er mein Hausgenosse.“¹⁾

Brown bewohnte damals in Hampstead in einem Doppelhause, „Wentworth Place“ genannt, den östlichen Flügel, der aus vier Zimmern bestand, in die die Freunde sich so teilten, daß Keats die vorderen stillen und Brown die hinteren bewohnte; zu dem gemeinsamen Haushalt

¹⁾ Colvin, Keats, p. 128 aus den Houghton MSS.

steuerte Keats sein Teil bei, wahrscheinlich bis auf die letzte Zeit, wo die Krankheit ihm doppelte pekuniäre Schwierigkeiten brachte.

Den anderen Flügel bewohnte einstweilen noch Dilke, der damals schon ein „Hauptfreund“ von Keats war. Browns liebenswürdiger Humor und eine gewisse weibliche Sorgfalt, mit der er den Freund, in dem er immer ein ihm anvertrautes Kleinod sah, verwöhnte, war gerade das, was Keats damals brauchte, um ihm seinen alten Frohmut wiederzugeben. Noch vor Weihnachten hatte er sich in dem neuen Heim eingerichtet, sein altes Shakspeareporträt aus Carisbrooke bekam wie immer den Ehrenplatz über den Büchern, bald fand er auch die Ruhe zu litterarischen Arbeiten wieder. Am Hyperion schrieb er fleißig weiter, zu gleicher Zeit aber beschäftigte ihn ein recht entgegengesetztes Werk, das kleine romantische Idyll „The Eve of St. Agnes“. Dieses wie das kurze Fragment „The Eve of St. Mark“ sind zum Teil in Chichester und Bedhampton geschrieben, wohin er im Januar 1819 einen kurzen Ausflug zu Verwandten von Dilke und Brown machte.

Für unseren Dichter aber hatte das Schicksal jetzt nur noch eine kurze Zeit der gleichmäßigen Ruhe und des Seelenfriedens übrig gelassen. In demselben Briefe, der nach Amerika von diesen Arbeiten berichtet, tritt uns zum ersten Male das Bild der Frau entgegen, die ein grausames Verhängnis ihm so kurz vor der Pforte des Todes zuführte, so daß seine Seele, von übermächtiger Leidenschaft für sie erfüllt, sich in sich selbst verzehren mußte. Wahrscheinlich kurz vor Toms Tode hat er zum ersten Male Fanny Brawne, die damals gerade achtzehnjährige Tochter einer wohlhabenden Witwe, Mrs. Brawne, im Dilkeschen Hause getroffen: Mrs. Brawne hatte im

Sommer während der Abwesenheit von Brown in Schottland dessen Zimmer gemietet, und wohnte dort mit Fanny und ihren beiden jüngeren Geschwistern, Samuel und Margaret, damals noch Schulkindern. Die Mutter, eine feine und liebenswürdige Frau, hatte sich mit den Dilkes sehr befreundet und nach Browns Rückkehr eine Wohnung ganz in ihrer Nähe genommen, um häufig mit ihnen zusammen zu sein. Ahnte Keats die Fesseln, die seiner warteten, und die seinen freien, ins Grenzenlose strebenden Geist trotz allen Kampfes bald in eine Bahn zwingen sollten? Seltsam berührt es uns, wenn er noch am 29. Oktober, dem Vorabend dieser ersten Begegnung, an die Geschwister schreibt: „Trotz eures Glückes und eurer Empfehlung hoffe ich, ich werde nie heiraten; würde auch das schönste Geschöpf am Ende einer Reise und eines Spazierganges auf mich warten, wäre auch der Teppich von Seide und die Vorhänge von Morgenwolken, die Stühle und Sophas mit Schwanendaunen gefüllt, meine Nahrung Manna und der Wein besser als Claret, und schauten die Fenster auf Winander Mere, so empfände ich nicht mehr, oder besser, so würde mein Glück nicht schöner sein, als die Erhabenheit meiner Einsamkeit. Statt alles dessen, was ich geschildert, empfängt mich meine Einsamkeit daheim. Das Rauschen des Windes ist mein Weib und die Sterne, die durch die Fensterscheiben blicken, meine Kinder. Die mächtige, abstrakte Idee, die ich von der Schönheit in allem habe, erstickt die mehr geteilten und einzelnen häuslichen Freuden — ein liebenswürdiges Weib und süße Kinder betrachte ich wohl als einen Teil jener Schönheit, doch ich muß tausend jener schönen Teile haben, um mein Herz zu erfüllen. Ich fühle jeden Tag mehr und mehr, daß meine Einbildungskraft sich festigt, daß ich nicht in

tausend Welten lebe. Kaum bin ich allein, so umgeben mich die Schatten epischer Größen und dienen meinem Geiste wie dem König seine Leibgarde — da erscheint die Tragödie ‚mit Zepter und schleppendem Gewande‘¹⁾, und je nach meinem Gemütszustande jauchze ich mit Achill in den Schranken oder mit Theocrit in Siziliens Thälern, oder ich versenke mich ganz in Troilus, und, indem ich die Zeilen wiederhole: ‚Ich wandere gleich einer verlorenen Seele, die an den stygischen Ufern der Überfahrt wartet‘²⁾, schmilzt mein Wesen in Luft mit so zarter Wollust, daß ich zufrieden bin, allein zu sein. Dieses, in Verbindung mit der Meinung, die ich im allgemeinen von Frauen habe, die mir wie Kinder erscheinen, denen ich lieber eine Zuckerpflaume, als meine Zeit geben würde, bildet mir eine Schranke gegen die Ehe, an der ich mich freue.“

Trotz dieser Ansicht von den Frauen, die naturgemäße Reaktion gegen die übertriebene Vorstellung seiner Knabenjahre, gesteht er doch in demselben Briefe, daß ihn das Bild einer Frau tagelang beschäftigt und verfolgt habe, wenn er sich auch ausdrücklich davor verwahrt, daß er sich in sie verliebt habe. Es war dies eine ostindische Cousine von Reynolds, Miss Jane Cox, eine reiche Erbin. Keats fühlte sich angezogen von der „leopardenhaften Schönheit“, dem südlichen Typus der fremdartigen Erscheinung. Ihr ganzes Wesen, ihre bewußte Koketterie, die doch aus Gewohnheit ihr so natürlich und anmutig stand, machte es ihm in ihrer Gesellschaft leichter, sich freimütiger zu bewegen, als er das sonst, wie er selbst gestand, in Gegenwart von Frauen konnte: „Ich bin zu

¹⁾ Milton, Penseros, v. 97 f. „Sometime let gorgeous tragedy in scepter'd pall come sweeping by.“

²⁾ Shakspeare, Troilus and Cressida, Akt III, Szene 2, 7—10.

beschäftigt mit Bewunderung, um unbeholfen oder aufgeregt zu sein.“ Doch war ihm dies vorübergehende Bild wirklich nichts mehr als eine Zerstreuung, etwas, was ihn abzog von dem quälenden Bilde des sterbenden Bruders, zu Zeiten, wo nicht die „fieberhafte Erleichterung der Poesie“ ihm diesen Dienst that.

Höchst verschieden ist das Bild der jungen, echt englischen Erscheinung, die ihm bald darauf in Fanny Brawne entgegentrat. Der erste Eindruck, den sie auf ihn machte, war durchaus nicht der ungeteilter Bewunderung. „Sie ist schön, elegant, graziös, kindisch, fashionabel und sonderbar“, schreibt er nach Amerika (Dez. 1818), „ich necke mich hin und wieder mit ihr —, nun beträgt sie sich etwas besser, sonst hätte ich mich auch aus dem Staube machen müssen.“ Und einige Tage später folgt eine genaue Schilderung, die noch mehr die Stimmung des kritischen Beobachters als die ideale Verklärung des Liebenden zeigt: „Soll ich dir ein Bild von Miss Brawne geben? Sie ist ungefähr so groß wie ich — mit einem schöngeformten, länglichen Typus des Gesichtes — es fehlt ihren Zügen noch an tieferer Empfindung — sie weiß ihr Haar sehr gut zu tragen — ihre Nasenflügel sind zart, wenn auch etwas nervös — ihr Mund ist gut und schlecht — ihr Profil ist besser wie ihr volles Antlitz, das jedoch nicht voll, sondern schmal und blaß ist, ohne Knochen zu zeigen. Ihre Gestalt ist sehr graziös, wie alle ihre Bewegungen — ihre Arme sind gut, die Hände weniger — die Füße erträglich — sie ist noch nicht siebzehn¹⁾ — aber sie ist unwissend — in ihrem Betragen oft ungeheuerlich, flatterhaft nach allen Richtungen, sie nennt die Leute mit Namen, daß ich neulich

¹⁾ Sie war damals schon 18 Jahre.

Gebrauch von dem Ausdruck ‚Grasaffe‘ machen mußte; doch kommt dies nicht von einem innewohnenden Fehler, sondern von einer Neigung, sich ‚schneidig‘ zu betragen.“ Wenig mehr ist es, was wir überhaupt von Fanny Brawnes äußerer Erscheinung wissen, wir müssen die Behauptung Severns dazu halten, der in ihr eine frappante Ähnlichkeit mit der bekleideten Gestalt in Tizians „Himmlischer und irdischer Liebe“ fand, die ihm so stark erschien, daß er in Rom für den Freund eine Kopie des Bildes machen wollte.

Diese erste Erwähnung der Geliebten in den Briefen an die Geschwister blieb auch fast die letzte. So ausführlich und unverhüllt er auch sonst jede Regung und Stimmung seines Gemütslebens in den amerikanischen Briefen schildert, dies eine Heiligtum seiner keimenden und wachsenden Liebe verhüllte er vor jedem Auge. Ja, selbst die mit ihm lebenden Freunde konnten nur langsam ahnen, mit welcher Gewalt diese Leidenschaft seine Seele erfüllte. Wir erfahren daher auch nicht, wann zuerst eine Aussprache oder ein Verlöbniß stattgefunden hat, nur der Geliebten selber schreibt er später: „In der allerersten Woche, als ich dich kennen lernte, schrieb ich mich als deinen Vasall; doch ich verbrannte den Brief, da es mir gerade das nächste Mal, als ich dich sah, erschien, als zeigtest du etwas wie Abneigung gegen mich. Solltest du jemals für einen Mann beim ersten Anblicke das fühlen, was ich für dich empfand, so bin ich verloren.“ Noch im Winter aber muß er einen Anspruch auf den Alleinbesitz ihrer Gegenliebe empfangen haben, denn im Februar wahrscheinlich ist die „Ode an Fanny“ entstanden, ein Gedicht, das die eben erworbene Geliebte voll Eifersucht „in des Tanzes gefährlichem Reigen“ schweben sieht und sie anfleht, den Anderen wie ein Apriltag lächelnd und heiter „kalt zu

sein“. Schon damals in diesen ersten Tagen ist sie ihm

„die Stätte aller meiner Furcht,

Der Freude, Hoffnung, sehnsuchtsvoller Liebe,“

und er kann sie nicht ferne wissen, ohne daß eine quälende Eifersucht ihn überkommt. Es ist schwer, über Fanny Brawne ein Urtheil abzugeben, es ist hart, sie hart zu beurteilen. Wohl, wir suchen nach jedem kleinen Zuge außerhalb der Briefe, der uns ihr Bild näher führen soll, und aus jeder Äußerung der Freunde sehen wir nur, daß sie mit Sorge und Kopfschütteln auf diese Verbindung sahen. Dilke schreibt: „Es ist nun eine abgemachte Sache zwischen Keats und Miss Brawne — Gott helfe ihnen, es ist schlimm für sie. Die Mutter sagt, sie könne es nicht hindern und ihre einzige Hoffnung sei, daß nichts daraus würde. Er leidet es nicht, daß jemand sie ansieht, oder mit ihr spricht.“ Und Miss Reynolds schreibt an Miss Dilke, als sie von Keats' italienischer Reise hört: „Ich hoffe sicher, daß seine Gesundheit sich bessern wird — armer Bursche! Geist und Gemüt muß er sich erfrischen, und die Abwesenheit wird hoffentlich die Verbindung, die so unglücklich für ihn ist, abschwächen, wenn nicht abbrechen.“

Wir sehen und lesen aus seinen Briefen, wie die verzehrende Flamme allmählich die Widerstandskraft seiner energischen, hochstrebenden Seele vernichtete, wie ein kurzes Jahr hinreichte, um durch die Qual der unerfüllten Sehnsucht die Schwingen seines Geistes zu lähmen. — Und doch, welche waren Fanny Brawnes Fehler? Sie war jung, gesund, lebenslustig und vergnügungsfroh. Wohl, sie verstand den Dichter nicht, aber sie war achtzehn Jahre und gab sich redliche Mühe und liebte ihn redlich auf ihre Weise. Kein Wunder, daß ihr oft bange wurde in der

heißen Luft dieser Leidenschaft, daß sie sich ihr erschreckt zu entziehen suchte, und dann in Leichtsinn und Übermut vergaß, daß einer indes mit allen Sinnen und Gedanken ihr folgte, dessen ganzes Wesen sie „aufgesogen“ hatte, der, wie er ihr schon im Anfang schreibt, zwei Kostbarkeiten hatte, über denen er beständig auf seinen Spaziergängen brütete: „Deine Lieblichkeit und die Stunde meines Todes, o, daß ich sie beide in derselben Minute besitzen könnte.“ Darum eben können wir nicht anders, als mit leisem Groll auf ihr Bild blicken, denn sie lebt für uns ja nur in und durch die Liebe des Dichters. Und ihr Verhängnis war, daß sie nicht vermochte, seinen Genius neu zu begeistern; weit davon entfernt, ihm Laura oder Beatrice sein zu können, hat sie durch ihr Dasein am meisten dazu beigetragen, seine Kraft vor der Zeit zu brechen.

Ein selten psychologisch interessantes, tragisches Schauspiel ist diese Leidenschaft. Um sie ganz zu verstehen, müssen wir rückwärts in die Entwicklung unseres Dichters schauen. Von Anfang seiner Dichterlaufbahn hatten von Zeit zu Zeit die Bilder seiner Einbildungskraft sein wirkliches Leben so ganz absorbiert, daß er wie träumend mit anscheinend gleichgültigen Augen in die Welt hineinsah; er klagt sich dann seinen Freunden gegenüber an; so schreibt er schon im November 1812 an Bailey: „Ich bitte dich, wenn du hiernach irgendwie Kälte an mir bemerken solltest, rechne es mir nicht als Herzlosigkeit, sondern als Abstraktion an.“ Es war auch keine Dichterphrase bei ihm oder eine nur vorübergehende Empfindung, sondern der Ausdruck seines tiefsten Wesens, wenn er fühlte, daß er in tausend Welten lebte und daß sein Idol der Schönheit in tausend verschiedenen Zügen sich offenbarte. Es war

daher ein gefährlicher Schritt von ihm, als er nun diesen vielgestaltigen Reichtum in einem wirklichen Wesen verkörpert sehen wollte. Er hatte sich wohl früher gerühmt, ganz in einer anderen Wesenheit aufzugehen, seine Identität in den großen „epischen Schatten“ zu verlieren. Alle diese Schönheitsäußerungen aber waren doch seinem Machtgebot gefolgt, er hatte sie gerufen und sie blieben ihm treu.

Nun trat er mit der gleichen Forderung an die Geliebte heran; er war bereit, ihr alles zu geben: „Ich war einst erstaunt, wie Menschen als Märtyrer für ihre Religion sterben könnten — ich habe davor geschaudert. Ich schaudere nicht mehr — ich könnte für meine Religion das Martyrium erleiden — Liebe ist meine Religion — ich könnte dafür sterben. Ich könnte für dich sterben. Mein Glaube ist Liebe und du bist mein einziges Dogma. Du hast mich durch eine Macht hingerissen, der ich nicht widerstehen kann.“ Aber er fordert dafür auch alles von ihr, seine Liebe war keine, die alles trägt und alles duldet. „Ich sterbe, hältst du ein Atom zurück“, heißt es in einem Sonett an die Geliebte. „Selbst meine Eifersucht ist immer Seelenangst der Liebe gewesen; in dem heißesten Anfall hätte ich für dich sterben mögen.“ Seine Liebe war durchaus sinnlich in ästhetischer Veredelung, wie auch in seinen Gedichten sein Schönheitskultus eine höchste Sinnlichkeit war. „Warum soll ich nicht von deiner Schönheit sprechen“, schreibt er gleich in einem der ersten Briefe an die Braut, „da ich ohne diese dich nie geliebt haben könnte? — Ich kann keinen anderen Anfang einer solchen Liebe, wie ich sie für dich fühle, denken, als Schönheit. Es mag eine Art von Liebe geben, für die ich ohne den geringsten Spott die höchste Achtung habe und an anderen bewundern kann. Doch hat sie nicht den

Reichtum, die Blüte, die volle Gestalt, den Zauber einer Liebe nach meinem Herzen.“

Mit aller dieser Sehnsucht nach dem Besitze der Geliebten konnte er doch eine fast bange Abneigung vor dem Gedanken der „Ansässigkeit“ nicht überwinden: „Ich zittere vor häuslichen Sorgen“, schreibt er ihr, „und doch um deinetwillen würde ich sie auf mich nehmen“, und an anderer Stelle heißt es darauf bezüglich: „Besser unkluge Wandelsterne als kluge Fixsterne!“

Wenn ihn nun auch von Anfang an innere und äußere Widersprüche quälten und die Unruhe ihn hin und her trieb — sagt er doch von sich selbst: „Mein Geist ist der unbefriedigteste und unruhigste, der je in einen für ihn zu kleinen Körper gesetzt wurde“ — so entfaltete er doch in den ersten Monaten seiner Liebesleidenschaft noch die höchste Kraft seines dichterischen Könnens. Bald nach St. Agnes' Abend schrieb er seine Meisteroden und „La Belle Dame sans Mercy“ und arbeitete fleißig am *Hyperion* weiter.

Er lebte jetzt sehr einsam, fast nur im Verkehr mit seinen Hampsteader Freunden; zur Stadt zu gehen, vermied er so viel wie möglich, da Menschen und Dinge ihn dort ermüdeten. Doch erzählt Severn, daß er gerade in diesem Frühjahr seine Gesellschaft häufig auf Spaziergängen genossen habe, wie ihn dann das Rauschen der Bäume und das Wogen des Getreides entzückt und gebannt habe wie ein Gruß des fernen Meeres. Am liebsten und unentbehrlichsten aber war ihm der Freundschaftsverkehr mit Brown; soviel wie möglich hatte dieser die Stelle von George eingenommen, der bis dahin immer, wie Keats sich ausdrückt, zwischen ihm und den weltlichen Angelegenheiten gestanden hatte. Brown war es auch, der eifersüchtig über seinen geistigen Produkten wachte und sich die Erlaubnis

ausbat, das, was der Dichter achtlos beiseite warf, wenn es geschrieben war, abzuschreiben und aufzubewahren. Mit solch äußerer Sorglosigkeit für seine geistigen Kinder ging bei unserem Dichter ein brennendes Verlangen, etwas Großes zu leisten, Hand in Hand. „Ich bin ehrgeizig, der Welt etwas Gutes zu leisten“, schreibt er an Woodhouse¹⁾, „schon die schwache Ahnung, die ich von künftigen Gedichten habe, treibt mir das Blut in die Stirne. Ich hoffe nur eins, daß ich nicht alles Interesse an menschlichen Angelegenheiten verlieren möchte — daß meine einsiedlerische Gleichgültigkeit gegen Beifall selbst der feinsten Geister meine Phantasien nicht abschwächen möchte. Doch hoffe ich, daß dies nicht der Fall sein wird. Ich fühle sicher, ich würde schreiben, aus reiner Sehnsucht und Liebe zum Schönen, selbst wenn die Arbeit meiner Nächte jeden Morgen verbrannt werden sollte.“

Je weiter das Jahr jedoch vorrückte, je mehr sah er ein, daß er schon um des Besitzes der Geliebten willen irgend einen festen Standpunkt im Leben erringen müsse, daß es nicht weiter gehe, daß er, wie bisher, der Welt gegenüber „fast so sorglos wie ein Schmetterling“ sein könnte. Die abenteuerlichsten Pläne fanden sich ein. Es scheint, daß nun doch die Bosheiten der Reviewers so weit bei ihm wirkten, daß er mit einer gewissen Bitterkeit an die Öffentlichkeit dachte und nicht mehr hoffte, durch seine Dichterwerke sich sein Brot zu verdienen. „Die Revuen werden mächtiger und mächtiger“, schreibt er, „besonders die Quaterly — sie sind wie ein Aberglauben, der, je mehr er die Menge knechtet und je länger er dauert, um so mächtiger gerade im Verhältnis zu seiner wachsenden

¹⁾ 27. Oktober 1818.

Schwäche wird. Ich hoffte, wenn die Leute alle die Gaunerei und Bosheit sähen — und sie mußten sie sehen — daß sie ihrer spotten würden; aber nein, sie sind wie die Zuschauer beim Westminster Hahnenkampf, sie lieben den Kampf und kümmern sich nicht, wer gewinnt oder verliert.“

So wandte er seinen Blick halb im Trotz wieder zurück zu den verlorenen medizinischen Studien und er dachte daran, eine Stellung als Schiffsarzt auf einem indischen Schiffe anzunehmen, ja, sich nach einer Apothekerstellung umzusehen. Hier aber that Brown energischen Einspruch, es konnte ja auch bei Keats nicht mehr als ein Entschluß halber Verzweiflung sein, so ließ er sich denn von Brown leicht überzeugen, es noch einmal mit litterarischer Arbeit zu versuchen. Eines aber stand ihm fest: fort von Hampstead aus der Nähe der Geliebten mußte er. Er fühlte immer mehr, daß in ihrer aufregenden Nähe seine Energie gelähmt wurde, sie nahm zu sehr all sein Denken gefangen, er wollte doch einmal einen Versuch machen, ob er noch die Fähigkeit zur Freiheit in sich habe. Nach einigem Schwanken — von Devonshire, an das er zuerst dachte, hielt ihn die schmerzliche Erinnerung an Tom zurück — wurde Shanklin auf der Insel Wight als Aufenthalt gewählt. Den Ausschlag gab Rice, der sich an der See von einer bedenklichen Krankheit erholen sollte, beide Freunde hofften auf diese Weise durch einen gemeinsamen Haushalt zu sparen.

In diese Zeit der Reisevorbereitung fällt auch das Zerwürfnis mit Haydon. Keats, um sich von Browns unermüdlicher Großmut unabhängig zu machen, hatte sich an Haydon gewandt mit der Bitte, ihm das Geld, das er ihm geliehen, zurückzuzahlen, Haydon aber benahm sich dabei mit nachlässiger Nonchalance und spielte noch den Pikierten, was Keats natürlich verletzen mußte.

Shanklin übte nur in den ersten Tagen auch auf unseren Dichter den ganzen Zauber seiner Schönheit aus, und Keats berichtet darüber in einem seiner liebenswürdigsten Briefe an die Schwester, deren Wohl und Wehe er auch über seiner Leidenschaft nie vergaß. Die einfache, schlichte Freundlichkeit und brüderliche Fürsorge, mit der er an sie schreibt, sticht seltsam ab gegen den leidenschaftlichen Ton der Briefe an seine Braut nach der ersten Trennung. Er glaubte ihr entflohen zu sein und doch fühlte er sie beständig um sich. Keats war damals auch körperlich weit davon entfernt, sich wohl zu fühlen, es war daher keine ganz glückliche Wahl, daß gerade der kränkliche Rice sein Begleiter sein mußte. Beide versuchten voreinander etwas forciert wohler und heiterer zu scheinen, als sie sich fühlten. Doch ließ sich Keats nicht täuschen, die kaum überwundene Erinnerung an Toms Leidensgestalt wurde bei ihm wieder lebendig. „Ich gestehe, ich kann einen Kranken im Hause nicht ertragen“, klagt er Dilke, „es liegt Tag und Nacht auf mir.“ So war es für beide trotz ihrer Freundschaft eine Erlösung, als Brown mit seiner unverwüstlichen Frische und Gesundheit sich zu ihnen fand, und Rice bald darauf fortging.

In der Gesellschaft Browns lebte Keats wieder auf und fand sogar, wie es scheint, eine kurze letzte Zeit verhältnismäßiger innerer Ruhe und Heiterkeit wieder. Schon in Hampstead hatten die Freunde den Plan gefaßt, gemeinsam eine Tragödie zu schreiben. Brown, der sich auf seine Kenntnis der Bühnentechnik etwas einbildete, übernahm es, den Plan jeder Szene zu entwerfen, und Keats sollte ihr dann das dichterische Gewand leihen. Keats war aus verschiedenen Gründen mit größtem Eifer

bei der Sache, einmal wollte er dem Zweifel der Freunde zum Trotz beweisen, daß er auch etwas Dramatisches schreiben könne, dann aber war gerade ein Bühnenstück, wenn es angenommen wurde und Erfolg hatte, am leichtesten geeignet, auch pekuniäre Vorteile zu bringen. An einem Tische, einander gegenüber, saßen die beiden Freunde eifrig an der Arbeit; in der freien Zeit widmete sich Brown der Malerei und steckte auch damit seinen Genossen an, so daß Keats scherzend an Dilke schreibt: „Die Dichtkunst allein ist nicht genügend für uns, und wenn wir im Malen so weiter fortfahren wie bisher, so werden wir im nächsten Winter die Presse und die Royal Academy ‚erdrücken‘.“ Auch an Fanny Brawne findet er doch schon die Worte: „Danke Gott, daß ich so fleißig bin! Wenn das nicht wäre, würde ich mich sehr elend fühlen.“

Merkwürdigerweise wollte nur die landschaftliche Schönheit der Insel, gerade wie das erste Mal, als er vor drei Jahren dort Muße zur Arbeit suchte, ihm nicht lange genügen. Die Hauptsache war wohl, daß ihn die See ermüdete und nervös machte. So vertauschte er denn Anfang August ohne Bedauern Shanklin mit Winchester, wo ihm das kleine, grüne Städtchen mit der schönen alten Kathedrale, das große Zimmer, in dem er nach Gefallen spazieren gehen konnte, trotzdem es auf eine Hausmauer blickte, weit besser behagte. Die Hoffnung, daß er dort eine Bibliothek finden würde, zeigte sich allerdings als Täuschung; doch hatte er auch mit dem fünften Akt seiner Tragödie, den er jetzt ganz ohne Browns Zuthat schrieb, so voll auf Beschäftigung, daß er wieder einmal sich ganz in sich zurückzog und selbst Sehnsucht und Leidenschaft ihn nicht mehr zu quälen schienen. Mitte August schrieb er an

Fanny Brawne den merkwürdigsten Brief dieser ganzen Sammlung in einer Stimmung, wie sie uns seinen Freunden gegenüber früher häufig begegnet ist: — er sieht die Welt, selbst die Geliebte durch einen Schleier, er ist in der fieberhaften Stimmung, wo die imaginären Interessen ihn von allem losgelöst haben. „Glaube an meine ersten Briefe, die ich schrieb . . . Es wäre umsonst, dich zu täuschen; du würdest mich durchschauen. Es ist hart, hart, hart, ich weiß es. Mein Herz ist wie von Eisen gemacht, ich könnte keine geeignete Antwort, selbst auf eine Einladung nach Idalia, finden. Du bist mein Richter, meine Stirne ist auf dem Boden —“. Nur zum Schluß fühlt er fast erschreckt, wie die alte Macht wieder wächst: „O Geliebte, deine Lippen werden wieder süß vor meiner Phantasie — ich muß sie vergessen.“ Diese Stimmung hält bei ihm vor, auch noch als Brown ihn verlassen hatte, um seine Verwandten in Bedhampton zu besuchen; und den Freunden gegenüber äußert er sich noch ungezwungener darüber als an Fanny Brawne: „Alle meine Gedanken und Gefühle“, schreibt er an Reynolds (25. August 1819), „sind selbstsüchtiger Natur, sind innere Spekulationen, jeden Tag mache ich mich eiserner. — Ich bin mehr und mehr überzeugt, schön zu schreiben ist nächst schön zu handeln das Höchste in der Welt Die Seele ist eine Welt für sich und hat genug mit sich zu thun.“ Neben der Tragödie beschäftigte ihn damals noch das Studium Miltons und sein Hyperion, außerdem aber Lamia, deren erster Teil schon in Shanklin geschrieben war, und an deren künstlerischer Ausführung er mit besonderer Sorgfalt arbeitete.

Aus dieser angestrengten Thätigkeit und diesem Leben in einer abstrakten Ideenwelt wurde er durch einen Brief

seines Bruders George aufgeschreckt, der ihm von Verlust, Geldnot und Sorgen jenseits des Meeres berichtete und ihn zwang, sofort nach London zu gehen, um mit Abbey Rücksprache zu nehmen. Drei Tage weilte er in der Stadt — und fand den Muth nicht, nach Hampstead herauszugehen; er wußte wohl, daß sein mit soviel Mühe aufgebauter Gleichmut beim ersten Wiedersehen zusammenstürzen würde. „Ich fühle, es heißt nicht, einen Besuch machen, sondern sich in das Feuer wagen Ich bin ein Feigling, ich kann die Pein nicht ertragen, glücklich zu sein.“ Er kehrte nach Winchester zurück, aber die Ruhe war fort. Für Georges Wohl fühlte er eine Art von Verantwortung, aufs neue drängte ihn die Notwendigkeit, einen Lebensplan zu fassen, der sein Schifflein endlich in ein sicheres Fahrwasser bringen sollte. An George schrieb er ziemlich hoffnungsvoll, doch mit der deutlichen Absicht, diesem das Herz nicht schwerer zu machen, wenn er es noch mit den eigenen Sorgen belastete; aber doch flogen seine Gedanken rückwärts. Wenig mehr als ein Jahr war vergangen, seit sie sich so hoffnungsfroh beide in Liverpool getrennt hatten; was alles lag nun zwischen ihnen. „Meine Freunde sagen“, schrieb er, „ich wäre seit der Zeit, da du mich verlassen hast, vollständig verändert — ich bin nicht mehr dieselbe Person. Einige glauben, ich hätte die poetische Glut und das Feuer, das sie mir früher zuschrieben, verloren. — Vielleicht ist das richtig, statt dessen aber werde ich hoffentlich eine gedankenvollere und ruhigere Fähigkeit erworben haben.“

Brown war nicht da, um ihm mit Rat und That zur Seite zu stehen; sich nochmals nach einem anderen Berufe umzusehen als dem der Litteratur, hatte er jetzt ganz aufgegeben. „Ich passe zu nichts anderem“, sieht

er selbst ein. So wandte er sich denn an Dilke, der nach London-Westminster gezogen war, um dort die Erziehung seines Sohnes selbst zu überwachen. Ihm und Brown zugleich legte er den Plan vor, Journalist zu werden, er bat Dilke, ihm in Westminster in der Nähe seines Hauses eine billige Wohnung zu mieten, dort wollte er dann in liberale Zeitungen schreiben und sich zuerst wieder auf dem Gebiete der Theaterkritik, das ihm ja nicht ganz fremd war, versuchen. „Du mußt absolut mit mir übereinstimmen, denn sonst, bei den zarten Zehennägeln der Jungfrau, will ich deinen Brief gar nicht öffnen“, versuchte er zu scherzen. Er fürchtete natürlich, daß die Freunde in ihrer Großmut ihn wieder von diesem Entschlusse abhalten würden. „Ich kenne niemand“, schreibt er an George, „dem sich so viel Börsen öffnen würden wie mir, wenn ich sie benutzen wollte, was ich aber nicht thun kann, da kein Eigentümer dieser Börsen reich ist.“ Und an Brown schreibt er über dessen Freundschaft zu ihm: „Ich habe von Natur eine Zaghaftheit in solchen Dingen; ich nehme lieber Gefühle zwischen uns für selbstverständlich, als daß ich darüber spreche. . . . Du hast mehr für andere gelebt, als irgend jemand, den ich kenne. Das ärgert mich, denn es hat dir gerade in der Jugend Freuden geraubt, die du dir durchaus hättest verschaffen müssen Ich denke häufig darüber nach und glaube nur: das Ende meines Nachdenkens ist immer eine Sorge für dein Glück. Diese Sorge ist nicht eine der geringsten Anregungen zu meinem Plan. Ich habe mich daran gewöhnt, in allen Schwierigkeiten auf dich als meine Hilfe zu sehen. Und gerade solche Gewohnheit ist die Erzeugerin von Müßiggang und Schwierigkeiten.“ Brown sah aber zu sehr das Vernünftige dieses Entschlusses ein,

als daß er den Freund nicht darin bestärkt hätte. Die Aussicht, durch die Tragödie etwas Geld zu verdienen, war sehr erschwert, da Kean, den sie beide in der Hauptrolle gerne gesehen hätten, nach Amerika gegangen war. Dringende Dichterarbeiten beschäftigten Keats im Augenblicke auch nicht, da er gerade in dieser Zeit Hyperion endgültig beiseite geschoben hatte; so schien dieser Westminsterplan das beste, was er irgend thun konnte.

Brown kam selbst nach Winchester, um mit dem Freunde die Einzelheiten zu besprechen, Dilke mietete die gewünschte Wohnung in seiner Nähe, 23 College Street, und am 8. Oktober siedelte Keats dorthin über. Hatte er auch jetzt noch gehofft, sich von der Geliebten fern zu halten, so hatte er seine Kraft überschätzt, er war dem Magneten dort zu nahe und konnte ihm nicht widerstehen. Mrs. Brawne hatte seit Dilkes Wegzug dessen Wohnung in Wentworth Place gemietet und wohnte seit einigen Monaten mit Brown Thür an Thür. Keats ging nach zwei Tagen zum Besuch nach Hampstead, und vor dem Anblick der Geliebten, die ihn gütig und freundlich empfing, waren alle nüchternen Erwägungen und Nützlichkeitspläne verflogen. Er kehrte nach College Street zurück, aber nur, um einen kurzen, heftigen Kampf zu kämpfen: „Meine Liebe hat mich selbstsüchtig gemacht“, schreibt er gleich darauf, „ich kann nicht ohne sie existieren. Ich vergesse alles, außer daß ich dich wiedersehen will —, mein Leben scheint hier zu stocken — ich sehe nicht weiter Ich muß mir Ketten auferlegen. Ich möchte zwischen Liebe und Tod würfeln. Ich habe keine Geduld mit etwas anderem.“

Wenige Tage danach kehrte er nach Hampstead in die alten Verhältnisse zurück. Krankhafte Überreizung

spricht aus dem Tone halber Verzweiflung in diesem Briefe, doch er kannte sich und seinen Zustand; er brauchte Loslösung von der Welt und Freiheit von jeder geistigen Fessel, wenn er schaffen sollte. Die kurze dunkle Zeit, die ihm noch bevorstand, ist nur ein trauriges Schauspiel, wie Leidenschaft und Krankheit über seinen Genius immer mehr den Sieg davon trugen.



Kapitel VII.

Keats' Meisterwerke.

Als Keats im Herbst 1819 Winchester verließ, hatte er alle seine Werke vollendet, die er in seinem dritten Bande veröffentlichte und auf denen heute sein Nachruhm und sein Anspruch beruht, in der ersten Reihe der Dichter des 19. Jahrhunderts zu stehen. Nur eines davon, „Isabella; or, The Pot of Basil“¹⁾, war vor der schottischen Reise entstanden, alle übrigen hatte das kurze Jahr vom Herbst 1818 bis 1819 gezeitigt. Den größten Teil von Isabella aber schrieb er in Teignmouth, während noch die Korrekturbogen des Endymion nicht alle abgeliefert waren. Es war die Zeit, in der er sehnlich wünschte, Endymion ganz beiseite legen zu können, um seinen Geist „für etwas Neues frei zu bekommen“.

Etwas Neues war die Aufgabe in der That, die unser Dichter in diesem Werke zu lösen hatte. Isabella steht an der Spitze der zweiten, der romantischen Gruppe von Keats' Werken. Die Pfade Spensers hatte er endgültig verlassen, und trotz des Versprechens in seinem Sonett an ihn hatte er den Gedanken ganz aufgegeben, je wieder an den Stoff eines Ritterepos heranzugehen. Er wählte

¹⁾ S. Übers. No. III.

sich lieber das zweite Lieblingsgebiet der Romantik und schildert uns die Schicksale eines Liebespaares in der eigentümlichen Beleuchtung, die eine fernabliegende Wirklichkeit in der Berührung mit dem Übernatürlichen hervorbringt. Der Sprung scheint groß, der uns aus dem Sagenkreise der antiken Mythologie in dies mystische Gebiet des Geisterverkehrs und Totenkults hinüberführt; doch wirkt er weit weniger schroff, wenn wir das starke romantische Element in Betracht ziehen, das auch im Endymion vorherrscht und unantik, wie es an sich ist, mit vielem andern doch aus der Renaissance-Anschauung der Antike Keats vermittelt ist. Die sehnsuchtsvollen Liebesklagen und die Mondscheinschwärmerei des Helden, der geheimnisvolle Märchenzauber der Glaukos-Episode, die starke Betonung der stimmungsvollen Landschaft, ja die Sentimentalität, die selbst Diana in ihre Liebe hineinträgt, das alles sind Züge, die wir bei den Elisabethanern in ihren Darstellungen der Antike mit gleicher Liebe verwertet finden wie in der Romantik des 19. Jahrhunderts. Sie bilden bei Keats auch die Brücke, die von Endymion nach Isabella hinüberführt. Doch hat unser Dichter gerade in die Schilderung der Liebesszenen der Isabella mit feinem Verständnis für seinen Stoff einen neuen Zug, den des ritterlichen Minnedienstes, der Keuschheit und Treue bis über den Tod gebracht, eine Stimmung, die mit Recht in der klassischen Nacktheit der Götterliebe bei Endymion fehlt.

Den Stoff nahm Keats von einer bekannten Novelle des Decamerone, wozu er durch Reynolds angeregt wurde. Es war die Absicht der beiden Freunde, eine ganze Reihe von Boccaccios Novellen in Reimen wiederzugeben und sie gemeinsam zu veröffentlichen, um, wie Keats schreibt, „in den Schatten der Geister ebenso verbunden zu sein

wie in den Dingen des menschlichen Lebens“. Reynolds hat später, kurz nach Keats' Tode, zwei dieser Boccaccio-Gedichte (*The Garden of Florence* und *The Ladye of Provence*) veröffentlicht, in der Vorrede spricht er von diesem Plane der gemeinsamen Arbeit und giebt zugleich der Trauer um den Verlorenen Ausdruck: „Sein reicher Geist und sein machtvolles Gefühl würden, wie ich wahrlich glaube, der Welt einen Dienst geleistet haben, wäre sein Leben bewahrt worden; doch er war von allzu sensibler Natur — das zerstörte ihn! Eine Geschichte hat er vollendet, und das ist für mich nun das ergreifendste Gedicht, das existiert.“

Keats kannte damals die italienischen Dichter nur aus Übersetzungen; doch hatte er zu lange mit Leigh Hunt gelebt, der ein vorzüglicher Kenner und großer Bewunderer der italienischen Poesie war, um sich nicht unter seinem Einfluß mit den besten Sachen vertraut zu machen. Später, als er Ariost und Dante eifrig studierte, lernte er die fremde Sprache mit großer Leichtigkeit; aber schon im Herbst 1816 empfiehlt er der Schwester in dem ersten Briefe von Oxford aus, Italienisch zu lernen, da ihr dadurch ein weit größeres Feld des Genusses eröffnet werde als durch das Französische, dem er keinen anderen Vorteil als den der leichten Umgangssprache zubilligen will.

Die Erzählung in *Isabella* lehnt sich eng an Boccaccios Novelle an, die einzige Änderung ist die Verlegung des Schauplatzes von Messina nach Florenz. Keats' Gedicht zerfällt in zwei Teile; der erste schildert die heiße Liebe Lorenzos und Isabellas und das Glück der Vereinigung, um im Gegensatz dazu ihr Schicksal nach der Ermordung Lorenzos durch Isabellas Brüder in um so dunkleren Farben zu malen: die Vereinsamung der armen Braut, die spuk-

hafte Erscheinung des toten Geliebten im Traume, die Szene am Grabe, die schauerliche Ausgrabung der Leiche und die Lostrennung des Hauptes, die Thränen, mit denen sie ihr Basilikum benetzt, unter dem sie die teure Reliquie bestattet hat, und die verzehrende Sehnsucht, nachdem die Brüder ihr auch dies letzte geraubt haben.

Fast gleichzeitig mit Keats behandelte ein anderer Dichter, Procter (Barry Cornwall), die gleiche Novelle Boccaccios in englischen Versen. Er ist im Gegensatz zu Keats ziemlich frei mit seinem Stoffe umgesprungen, vor allem aber wagte er nicht, den krassen Zug aus Boccaccio, daß Isabella Lorenzos Haupt abschneidet und mit sich fortträgt, in sein Gedicht hinüber zu nehmen; er läßt sie nur das Herz des Geliebten unter dem Basilikumstock bestatten, ein Zug, der der Poesie seit den Troubadours geläufig geworden ist und daher alles Grausen verloren hat. Keats aber weilt mit eingehender Ausführlichkeit gerade bei diesem schauerlichen Geschäft Isabellas, er erspart dem Leser kein Grauen der Totengräberarbeit, keinen Ekel der Verwesung; alles dies Entsetzliche aber läßt er von einem zarten Weibe thun, für das die Schrecknisse des Ortes und ihres Beginnens kaum zu existieren scheinen, so sehr beherrscht sie eine visionäre Empfindung, ein Gedanke: die Wahrheit ihres Traumes, in dem der Geist Lorenzos ihr den Mord und die Stätte seines Grabes enthüllt hat, zu ergründen und auch dem Toten noch ihre Treue zu beweisen.

„Denn Liebe war's, wohl tot, doch nicht entthront.“

Und als ihr grausiges Geschäft vollendet und aus dem Totenkopf die duftenden Blumen sprießen, da kommt Stille und Ruhe über sie —. Selbst Keats hat kaum wieder ein so rührendes Bild gezeichnet wie in der Strophe:

„Und sie vergass die Sterne, Mond und Sonnen,
Und sie vergass den blauen Himmel droben,
Und sie vergass das Thal, die Wasserbronnen,
Und sie vergass des kalten Herbstwinds Toben,
Sie wusste nicht mehr, wann der Tag verronnen,
Sah nicht den Morgen —, ganz sich selbst enthoben
Hing sie an ihrem Blumenstock und sann
Und feuchtet ihn mit ihren Thränen an.“

Danach wissen wir, daß sie hinwelken und sterben muß, als man ihr dies letzte raubt; meisterhaft wie ein sehn-suchtsvoller Harfenton klingt der Schluß aus und knüpft harmonisch an das Ritornell an, das die Mädchen in Florenz noch lange sangen zum Gedächtnis dieser treuen Liebe.

Die vorletzte Strophe, wo alles geistige Leben der armen Beraubten sich nur noch in eine Frage zusammen drängt, die sie selbst an unbelebte Dinge und an den fremden Pilgrim richtet, erinnert in ihrer rührenden Einfachheit an Wordsworths „Tale of Margaret“ im ersten Buche des Ausfluges, wo die junge Frau in rastlos verzehrender Hoffnung an jeden vorübergehenden Wanderer die gleiche traurige Frage nach dem verlorenen Gatten richtet und taub und blind für alles sonst hinschmachtet.

Gewiß hat Keats in seiner Isabella den ersten Schritt zu der Meisterschaft, die ihm zu erreichen vergönnt war, gethan; unübertrefflich einfach und melodisch fließen die letzten zehn Stanzas hin; was dem Gedichte mangelt, ist die gleichmäßige Durcharbeitung. Der erste Teil der Schilderung von Isabellas und Lorenzos schüchtern und doch so heißer Liebe zeigt ihn ganz in seinem Elemente. Der radikale Haß gegen den Egoismus des Reichthums, dessen Quelle aus seinem Umgang mit Leigh Hunt und Shelley leicht herzuleiten ist, läßt ihn manchmal über sein Ziel hinausschießen, und solche Stanzas, wie

die achtzehnte, werden in dem übermäßigen Wunsche, den gierigen Geiz der Brüder möglichst anschaulich zu malen, fast unverständlich. Auch seine „Würmerphantasien“ am Grabe, wie er sie selbst nennt, streifen nahe an die Grenze des dichterisch Erlaubten. Die Szene aber in Strophe 50, wo Isabella das Haupt von Lorenzos Leiche schneidet, wirkt in ihren gesuchten, spitzfindigen Vergleichen nur frostig, was uns den grausigen Vorgang nicht erleichtert.

Keats nannte sein Gedicht selbst „Ein Kompliment an Boccaccio“, und mit persönlichen Anreden, mit Huldigungen an den italienischen Dichter unterbricht er wiederholt den Gang der Erzählung. Wir haben diese Praxis schon im Endymion in allen Formen, als Anreden an die Muse, wie als Einflechtung persönlicher Empfindungen angetroffen; auch hier fand er das Vorbild bei den Elisabethanern, die dies Kunstmittel sehr gerne anwandten. Für die Isabella aber gab ihm die direkte Anregung wohl Chaucers Troilus und Criseyde, ein Gedicht, das damals gerade zu seinen Lieblingsstudien gehörte. Ebenso wie Keats sich nur als den Interpreten von Boccaccio bekennt, er nennt sein eigenes Lied:

„Ein Echo, dir vom Nordwind zugesungen“,
betont auch Chaucer zu wiederholten Malen, daß sein Gedicht nur eine Nachbildung des Lateinischen sei:

„That of no sentement I this endyte
But out of Latin in my tonge it wryte.“¹⁾

Keats wählte für diese Novelle in Versen die italienische Stanze, die sich auch um seine Art der Erzählung,

¹⁾ Troilus and Criseyde, B. II, l. 13—14; vergl. auch B. I, l. 393—395.

die gerne bei einzelnen Bildern weilt und jedes für sich ausgestaltet und abrundet, am flüssigsten goß.

Für sein zweites romantisches Epos „The Eve of St. Agnes“ („St. Agnes' Abend“)¹⁾, das fast ein Jahr später entstand, griff er dann zu dem noch reicheren Versmaß der Spenserstanze, die in ihrer prächtigen Geschlossenheit den Farbenreichtum dieses Gedichtes noch besonders erhöht. Keats hatte, wie fast alle Romantiker, ein inniges Verständnis für die Poesie des Volksaberglaubens. Ein reiches Material fand er dafür in Brands „Popular Antiquities“, 1813 erschienen, die ihm wahrscheinlich die Quelle für seine zahlreichen Anspielungen in seinen Gedichten wie in seinen Briefen²⁾ waren. In St. Agnes gründet sich das ganze Gedicht auf den Volksbrauch, daß ein Mädchen, das am Vorabend dieses Heiligenfestes, am 20. Januar, bestimmte Bräuche erfüllt, im Traume das Bild ihres zukünftigen Gatten erschaut.³⁾ Was sonst an eigentlicher Handlung dem Gedichte zu Grunde liegt, ist so gering wie möglich: Magdalene, die Heldin, hofft mit Hilfe der heiligen Agnes

¹⁾ S. Übers. No. IV.

²⁾ In einem Briefe an Fanny Brawne erwähnt er eine dieser volkstümlichen Zauberbräuche, wonach eine in Wachs nachgebildete menschliche Figur langsam am Kaminfeuer geschmolzen den Tod des Dargestellten zur Folge hat. Der gleiche Glaube hat später Rossetti zu seiner meisterhaften Ballade „Sister Helen“ angeregt.

³⁾ In Chambers' „Book of Days“ finden wir noch einige über Brand hinausgehende Angaben über den Volksglauben am St. Agnes' Abend: „Das Mädchen, das ihren zukünftigen Gatten zu sehen wünscht, mag einen Brief Stecknadeln nehmen, eine nach der anderen herausziehen und sie in ihren Ärmel stecken, indem sie dabei ein Paternoster singt und dann erwarten, dass im Traume ihr die betreffende Person erscheine. Oder sie kann an einen anderen Ort, als den, wo sie gewöhnlich wohnt, gehen und,

wenigstens im Traume den Geliebten zu sehen, der durch die Feindschaft der beiden Häuser ihr fern gehalten wird. Sie ist ahnungslos, daß dieser, vom Zufall an diesem Abend hergeführt, mit Hilfe der alten Amme Angela in ihrem Zimmer versteckt ist, um ihren Traum zur Wahrheit zu machen. Porphyro überredet sie, die günstige Gelegenheit, während Herr und Wächter des Hauses den Festrausch des Abends ausschlafen, wahrzunehmen und mit ihm zu entfliehen.

Keats selbst sah diesen Mangel der unbedeutenden Handlung ein, wenn es ein Mangel ist, was den eigentümlichen Reiz dieses Gedichtes ausmacht; nach seiner Rückkehr aus Winchester schrieb er an Taylor: „Ich wünsche, die Farben von St. Agnes' Abend über ein Gedicht auszugießen, in dem Charakter und Gefühl den Körper für eine solche Hülle bilden sollten.“

Die gewisse Unbefriedigung mit dem Geschaffenen, die aus diesen Worten spricht, erklärt sich aus der Ungeduld des Fortschritts in dieser Zeit: mit jedem neuen Werke wollte er auch ein neues Gebiet erobern. St. Agnes'

indem sie um den Strumpf des rechten Beines ihr linkes Strumpfband knüpft, singen:

„Ich knüpf den Knoten, knüpf das Band,
Zu wissen, was mir unbekannt,
Dass mir erschein
Der Mann, der mir soll Gatte sein,
Im besten nicht noch schlechtesten Kleid,
Nein, was er immer trägt und heut,
Dass morgen ich erkennen kann
Von allen diesen einen Mann.“

Indem sie sich dann rücklings auf ihr Bett legt, die Arme unter dem Kopf, erwartet das angstvolle Mädchen, dass ihr Zukünftiger ihr im Traume erscheinen und sie mit einem Kuss begrüßen soll.“

Abend aber ist in seiner Art die abgerundetste aller seiner Schöpfungen. Das Manuskript, auf dem er in Chichester den ersten Entwurf niederschrieb, zeigt auch wie kein anderes die eifrige, künstlerische Arbeit, die er darauf verwendete. Gerade darin ist der Schritt von Isabella zu diesem Gedichte ein sehr bedeutender. Trotz des Reichtums von Farben und Bildern herrscht in allen eine weise Harmonie. Keines tritt aus dem Rahmen heraus, selbst wenn es uns für die Handlung überflüssig erscheint; es ist schwer zu verstehen, warum Porphyro in nächtlicher Stille das leckere Mahl¹⁾ an Magdalenes Lager herrichtet, doch erhöht auch dies die Feierlichkeit des Festes und ist nur ein Schmuck mehr in der reichen Umgebung. Auf diesem Hintergrunde sehen wir nun nur drei Gestalten: das Liebespaar und die alte Amme Angela, die letztere gleicht in ihrer geschäftigen Geschwätzigkeit einem guten Hausgeist, den sich Porphyro für seinen Zweck eingefangen hat, und der ihm dienlich ist, wo alles sonst sich ihm feindlich zeigt. Sie kann auch gar nichts weiter thun, als zum Schluß, nachdem sie mit tausend Ängsten ihre Mission erfüllt hat, zu sterben. Porphyro aber ist der echte romantische Liebhaber, trotzig kühn allen äußeren Gefahren, allen Feinden gegenüber

„und wären wilder sie als Wölfe und als Bären“,
hinschmelzend, weich bis zur Schwäche vor der Geliebten.

Und so ist auch Magdalenes holde Gestalt ein echtes Kind der Romantik des 19. Jahrhunderts; ein Strahl der Verklärung fällt von ihrer Heiligen auf sie hernieder:

„Porphyro scheint, dass sie ein Engel ist,
Dem nur die Schwinge fehlt.“

¹⁾ Vielleicht in Anlehnung an einen mittelalterlichen Hochzeitsbrauch.

Sie braucht kaum zu sprechen, nur zu beten und zu träumen, um uns für ihr Schicksal bangen und hoffen zu lassen.

Der ganze Zauber dieses Gedichtes liegt in der Schilderung der Situationen. In fast allen Keatsschen Gedichten spielt der Traum eine große Rolle —: Endymion genießt seine Göttin bis zuletzt nur im Traume, ein Traum enthüllt Isabella Lorenzos Schicksal, im Traume sieht der Ritter in „La Belle Dame sans Mercy“ die schrecklichen Gesichte, und als Vision erschien das Schicksal der Titanen im zweiten Entwurf des Hyperion vor dem träumenden Dichter. In St. Agnes' Abend aber wird der Leser selbst mit in diese traumhafte Stimmung hineingezogen, die Gestalten ziehen mit der eigentümlichen visionären Klarheit eines Traumes an uns vorüber, so nahe und lebensvoll und doch so unfasßbar. Um diesen Eindruck zu erhöhen, scheint selbst die tote Umgebung mitteilzunehmen an ihren Empfindungen. Bis zur Sinnestäuschung steigert sich die Schilderung der eisigen Kälte des Januarabends im Beginn; wie sollen lebende Geschöpfe sie ertragen, wenn

„die Steingebilde selbst zur Seite schien
Zu frieren“;

und die Erwartung des rauschenden Festzuges wird aufs äußerste erhöht, wenn sogar die geschnitzten Engel des Gesimses „verwundert bang“ auf die Vorbereitungen schauen. St. Agnes' heller Mond, der durch das gemalte Fenster auf Magdalenens liebliche, betende Gestalt fällt, der Wintersturm, der darauf durch sein Getöse die Flucht des Liebespaares begünstigt, der Bluthund, der schweigend die Herrin erkennt, alles fügt sich wie mit Notwendigkeit zusammen zu einem Bilde von gefahrumringter Liebe und Keuschheit, der höhere Mächte schützend und leitend zur Seite stehen.

Um dieses Bild hat der Dichter selbst einen lebendigen Rahmen geschaffen mit der Gestalt des Laienbruders, der in den ersten Stanzen durch Gebet und Buße die Stimmung eines mittelalterlichen Heiligenfestes schafft, und der in der letzten Stanze durch seinen Tod gleichsam den Vorhang fester schließt, sonst aber mit den handelnden Personen in gar keiner Beziehung steht.

Eng an St. Agnes' Abend schließt sich ein kurzes Fragment „The Eve of St. Mark“ („St. Markusabend“) an¹⁾, das zu gleicher Zeit und aus dem gleichen Geiste entstand. Das Gedicht gründet sich oder sollte sich gründen auf einen Aberglauben, der sich an den Vorabend dieses Heiligenfestes, am 24. April, knüpft. Aus dem Bruchstück von wenig mehr als hundert Zeilen, das uns vorliegt, erfahren wir nur, daß die Stadt sich zu einem Feste schmückt, und daß am Fenster eines Hauses auf dem Münsterplatze ein Mägdlein eifrig in das Studium alter Legenden vertieft ist; es vergißt alles andere darüber und sucht den letzten Strahl der Dämmerung aufzufangen, um dabei die Legende des heiligen Markus zu entziffern, dessen Fest morgen gefeiert werden soll. — Der Volksglaube war: wer sich im Zwielicht an dem heiligen Abend des Festes an die Kirchenthür stellt, der sieht alle Personen hineintreten, die in diesem Jahre von einer schweren Krankheit befallen werden; je nach der Zeit, die sie in der Kirche weilen, dauert ihre Krankheit, kommen sie gar nicht wieder, so sterben sie.²⁾ Dante Gabriel Rossetti machte zuerst auf eine Stelle eines Briefes an Fanny aufmerksam, wo Keats der Geliebten schreibt: „Wenn meine Gesundheit es ertrüge,

¹⁾ S. Übers. No. V.

²⁾ S. Brand, Popular Antiquities I, p. 166—167, London 1813.

könnte ich ein Gedicht schreiben, wie ich es im Sinne habe, das ein Trost für Leute in meiner Lage wäre. Ich würde jemand wie mich voll Liebe zu einem Weibe, das in solcher Freiheit lebt wie du, zeigen.“ War es des Dichters Absicht, sein Gedicht auf den oben skizzierten Volksglauben aufzubauen, so ist es nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er bei der Briefstelle St. Markusabend im Sinne gehabt hat, er wollte vielleicht, wie Rossetti meint, die Heldin Bertha am Münsterthor das traurige Schicksal ihres Geliebten erfahren lassen, an den sie nur wenig und leichtherzig gedacht hat. — Jedenfalls kann die persönliche Anspielung sich ihm erst nachträglich aufgedrängt haben, denn während der Abfassung des Fragmentes hatte er Fanny eben erst kennen gelernt, er selbst war gesund und lebte seine beste Zeit nach der schottischen Reise voll Schaffenskraft und in der behaglichen Häuslichkeit, die Browns Freundschaft ihm bereitet hatte.

Was das Bruchstück trotz seiner Kürze nicht nur für den Litterarhistoriker, sondern auch für den Leser so wertvoll macht, ist die außerordentliche Feinheit, mit der hier das Milieu gestaltet ist, um einen modernen Kunstausdruck zu gebrauchen. Die eigentümliche gesunde Frische nach einem Aprilregentage mit seiner Verheißung des kommenden Frühlings, die feierliche, behagliche Festabendstimmung und in Berthas Zimmer die mittelalterliche Umgebung, vor dem glimmenden Kamin das zarte Mädchen in schwarzem Kleid mit gefältelter Halskrause, das blonde Köpfchen mit glühenden Wangen und festgebannten Augen auf den alten Bildercodex geneigt, das ist alles so zart und stimmungsvoll hingezeichnet, daß es den Malerpoeten in seiner vollen Meisterschaft zeigt. Dieser Eindruck der miniaturartigen Feinheit und Heimlichkeit wird

noch erhöht durch die zierliche Form des vierfüßigen, paarweise gereimten Jambus, dessen Regelmäßigkeit nur von Zeit zu Zeit durch das Fehlen des Auftaktes unterbrochen wird.

Gerade mit den Romantikern war der vierfüßige Jambus in der englischen Dichtung wieder in Aufnahme gekommen; auch er war dabei dem Streben nach möglichster Freiheit anheimgefallen und wurde mit Vorliebe für abenteuerliche Phantasiestücke gewählt. Coleridge befolgte dann das Prinzip der mittelalterlichen Metrik, nur noch die Hebungen zu zählen, wodurch er ihn beliebig erweitern und verkürzen konnte, so daß er unter seiner Meisterhand zu dem phantastischen Versmaß wurde, in dem Christable geschrieben ist. Wie ein äußerstes Gegenstück dazu wirkt hier die absichtlich beschränkte und strenge Regelmäßigkeit in Keats' St. Markusabend.

Während diese rein romantischen Gedichte seinen Geist ganz in Anspruch zu nehmen schienen, lagen in seinem Pulte schon die ersten fertigen Stücke seines klassischen, dem antiken Geiste nächsten Werkes, des *Hyperion*¹⁾, an dem er zwischendurch immer weiter arbeitete. Schon während er im vorigen Frühjahr mit Boccaccio wetteiferte, kehrten seine Gedanken häufig zu der alten griechischen Götterwelt zurück. Das Thema des *Hyperion* ist langsam in ihm gereift. Die Vorrede des *Endymion* schließt mit dem ausdrücklichen Versprechen, noch ein Gedicht aus der griechischen Sagenwelt zu schreiben: „Ich hoffe, nicht zu spät habe ich die schöne Mythologie der Alten behandelt und habe ihren Glanz nicht verdunkelt: denn noch einmal, ehe ich ihr Lebewohl sage, möchte ich mich in ihr versuchen.“ Und in dem Werke selbst finden

¹⁾ S. Übers. No. VI.

sich einige Anspielungen, die beweisen, daß der Titanensturz seine Phantasie schon damals beschäftigte.

Eine so charakteristische Stelle wie das Erscheinen des Okeanos im dritten Buche:

„Okeanos, der Alte naht mit Würde,
Wirft einen letzten Blick auf seine Hürde,
Eh er sich birgt, in seiner stillen Zelle
Ewig zu denken“,

zeigt, daß ihm schon der Charakter des entthronten Seegottes, wie er ihn im Hyperion durchgeführt hat, als des sinnenden Weisen unter der Schar der Titanen deutlich vor Augen stand. Im Winter 1818—1819 schreibt er dann an seine Geschwister: „Ich dachte, ihr wüßtet, ehe ihr England verließ, daß mein nächstes Thema der Fall des Hyperion sein würde“, was darauf hindeutet, daß er mit Freunden schon im Frühling 1818 darüber gesprochen hat. Jedenfalls ist Hyperion das Werk, zu dem er sich am längsten und eingehendsten vorbereitet hat; als er es bald nach der Rückkehr aus Schottland an Toms Krankbett begann, wurde er dazu nur durch den Wunsch gedrängt, sich, nach seinen eigenen Worten, „von des Bruders Antlitz, seiner Stimme, seiner Schwäche in abstrakten Bildern zu erleichtern“, während er doch mit dem Wunsch und Vorsatz heimgekommen war, sich noch eine Zeitlang ganz dem Studium zu widmen.

Es ist ein eigentümliches Schicksal, daß gerade dieses Werk ein Fragment bleiben mußte; und doch liegt wiederum die Erklärung hierfür in der Art der Vorbereitung: zum ersten Male arbeitete unser Dichter bewußt nach einem Vorbilde: Milton. Sein Genius rang mit einer fremden Größe, die sich ihm übermächtig aufdrängte, und er selbst fühlte, daß er in Bahnen gedrängt wurde, die nicht ganz

seine eigenen waren. So stark war diese Empfindung in ihm, daß er selbst ungerecht gegen sich wurde und nicht sehen wollte, daß er gerade in diesem Kampfe seine Kraft bewiesen und sein Bestes geleistet hatte in einem Fragment, von dem Leigh Hunt mit Recht sagen konnte: „Ein Fragment — aber ein gigantisches, wie eine Ruine in einer Wüste.“ Keats kannte Milton natürlich längst, er war einer von den großen Toten, denen er huldigte und die er bewunderte. Doch erst im Frühjahr 1818 war die Zeit gekommen, wo ihm das ehrfürchtige, aber mehr befremdete Staunen, das die einsame, strenge Pracht des Miltonschen Weltbildes in ihm bisher erregt hatte, zu hingebender Bewunderung wurde. In der Epistel an Cowden Clarke waren ihm vertrauter als „Miltons Sturm noch Miltons Lieblichkeiten“, und noch im Januar 1818 bekannte er in den Versen auf eine Locke von Miltons Haar, daß es ein wahnwitziges Beginnen sei, an des Meisters „heiligem und edlem Schrein ein Opfer von Vers und Melodie niederzulegen“, doch schwor er damals, wenn alles kindische Wesen von seinem Reim entschwunden und er in Leidenschaft ergraut sein werde, einen Hymnus von ihm und seinem Werk und seinem Leben zu geben. Er sollte den Schwur in anderer Weise halten, als er damals gemeint, doch sich und Milton zu größerer Ehre. Es war ganz natürlich, daß sich sein Augenmerk, als sich Hyperion in ihm gestaltete, auf das Schauspiel des christlichen Titanenkampfes richtete, wie es sich in Miltons Verlorenem Paradies abspielte, und schon am 27. April 1818 schreibt er an Rice: „Ich sehne mich, mich an Homer zu erlaben, wie ich mich an Shakspeare erlabt und neulich auch an Milton.“ Seine Briefe dieser Zeit geben das beste Zeugnis, wie sehr er es gethan, Shakspeare muß

jetzt mit Milton teilen; Comus, Lycidas und das Verlorene Paradies werden studiert, das letztere aber wird ihm je länger je mehr zu einem Wunder. Es existiert ein Exemplar des Miltonschen Gedichtes, in dem Keats alle seine Lieblingsstellen unterstrichen und die meisten davon mit Randglossen versehen hat, welche zeigen, wie sehr er jetzt zum Verständnis des großen Dichters durchgedrungen ist.

„Eine Größe“, schreibt er gleich im Beginn der Glossen¹⁾, „besitzt das Verlorene Paradies mehr als jedes andere Gedicht: die Großartigkeit des Kontrastes, der aber wieder gemildert wird, so daß er bis zu einem gewissen Grade nicht grotesk wirkt. Der Himmel bewegt sich durchaus wie Musik, die Hölle aber ist auch mit Engeln bevölkert; auch sie bewegt sich gleich Musik, nicht kreischend und hart, sondern wie eine großartige Baßbegleitung des Himmels.“ So faßte er als Künstler das große Werk auf. Diese Noten müssen unmittelbar nach der schottischen Reise geschrieben sein. Denn von Inverary aus schreibt er an Bailey: „Wenn ich dich sehe, will ich als Erstes die Stelle bei Milton über Ceres und Proserpina lesen.“ Auf diesen Brief und auf Bailey bezieht sich eine der Noten: „Einer meiner Freunde meint, dies Buch (IV) habe den schönsten Eingang von allen. Der Zeitpunkt ist gewaltig kritisch²⁾ — das Wachs ist geschmolzen, das Siegel soll gebraucht werden — und Milton bricht in die Worte aus: ‚O jene Warnungsstimme‘ etc. Auch hier wieder eine Gelegenheit zur Großartigkeit in der Zartheit — und die Gelegenheit wird nicht verloren. Nichts kann höher sein, nichts delphischer:

¹⁾ Keats' Werke III, p. 19—20.

²⁾ Es ist der Augenblick, wo Satan sich auf der neu geschaffenen Erde eingeschlichen hat und die Gelegenheit zur Verführung der Menschen erspäht.

„Nicht jenes schöne Feld von Enna,
Da wo Proserpina die Blumen bricht,
Und selbst als schönste von dem düstern Dis
Gebrochen ward —, was Ceres all die Schmerzen
Gekostet, sie in weiter Welt zu suchen.“¹⁾

In den gleichen Tagen, wo diese Noten entstanden, im Herbst 1818, schrieb Keats auch die erste grandiose Szene seines Hyperion, die das Bild des gestürzten Titanenkönigs Saturn und seiner Trösterin und Führerin Thea, der Gemahlin des Hyperion, malt. Das war ein Meisterpinsel, den er hier ansetzte; alles „kindische Wesen“ war von diesen Versen abgefallen, und wahrhaft bewundernswürdig ist das schattendüstere Thal mit seinem unbeweglichen atemlosen Schweigen als Hintergrund, mit der Gestalt des schlafenden, von Kampf, Sturz und vergeblichem Forschen ermüdeten Herrschers der alten Welt. Alles ordnet sich in dies großartige Naturbild ein; denn die Götter dieser Erstlingswelt sind durchaus Naturgewalten, und ihre Sprache „so unaussprechlich für Menschenwort“ ist nur mit Naturlauten wiederzugeben. Auch Theas Kommen und ihre Worte sind nur ein Windstoß, der die Eichen durchsaust, dann versinkt alles wieder in das frühere ehrfurchtheischende Schweigen, und die beiden Götter liegen unbeweglich:

„Naturgebilden gleich in Höhlendomen.“

Seine Gedanken waren bei diesem Bilde zurückgekehrt zu dem phantastischen Wunderbau der Fingalshöhle, bei deren Anblick ihm damals sogleich die Szenerie des Titanenkampfes vor die Seele getreten war. „Denke dir“, schreibt er von Staffa an Tom, „die Giganten, die sich gegen Jupiter empörten, hätten eine Anzahl schwarzer Säulen ergriffen

¹⁾ Milton, Paradise Lost, Book IV, l. 268—272.

und sie wie ein Bündel Streichhölzer zusammengebunden — und hätten dann mit ungeheuren Äxten eine Höhle in den Körper dieser Säulen gemacht — so ist die Fingalshöhle, nur daß die See das Werk gemacht hat.“

Und wie unsere Worte zu nichtig sind, so ist auch unser Zeitmaß zu klein, um das Götterleben zu messen, viermal wechselt der Mond, ehe der Bann des Schlafes, der auf Saturn liegt, bricht und der Erwachte eine Antwort auf Theas Frage findet. Vier solcher einzelner Bilder sind in dem nur allzu kurzen Fragment ausgeführt. Sie verteilen sich auf zweiundeinhalb Bücher, und für jedes ist mit gleicher Meisterschaft die Umgebung gefunden, die es hebt und trägt und schon durch ihre Stimmung im voraus die Absicht des Dichters ankündet. Das zweite Bild zeigt uns Hyperion, noch als Herrscher in seinem strahlenden Sonnenpalast; mit Titanenwillen sucht er den Schreckensanzeichen des nahenden Unterganges zu trotzen; umsonst, auch sein übermächtiger Geist beginnt die unentrinnbare Gewalt des Schicksals zu spüren. Auf Cölus', seines Vaters, Rat geht er hinab zu dem dunklen Reich, jenem „Nest voll Weh“, wo die gestürzten Titanen ihre Qualen bergen. Das ganze zweite Buch führt uns in dies Pandämonium der Titanen. Dort harren sie, ein jeder sein Weh neidisch dem Nachbar verbergend, auf Saturn. Da führt die ausgesandte Botin Thea den Ersehten herbei und der entthronte König ruft die Seinen zum Rate auf. Wunderbar ist nun wiederum das Redewogen der Götter mit dem Rauschen und Anwachsen der Meereswellen und ihrem allmählichen Verhalten verglichen, bald murmelnd eintönig wie Okeanos, bald lieblich flüsternd wie Clymene, bald zornig tosend wie Enceladus, bis plötzlich grell wie ein Blitzstrahl das Erscheinen des Sonnengottes die Stätte der Finsternis be-

leuchtet und die düstern Schrecknisse des Ortes enthüllt. Er macht dem Streit ein Ende, doch sein Licht stärkt auch die Hoffnung der Besiegten, nur das Antlitz der Göttermutter

„zeigt nicht Freude, wenn auch alle
Mit voller Kehle nun ‚Saturnus‘ riefen.“

Mit dieser gespannten Erwartung vor dem Beschluß der That muß der Leser Abschied nehmen von der Rotte der Gestürzten; noch eine kurze Szene im dritten Buche eröffnet den Blick in das Reich des wachsenden Sieges. Auf Delos erwächst der Knabe, der auch den letzten der Titanen aus seinem Herrschersitz verdrängen soll. Dem „Vater aller Lieder“ gilt dieser Sang. Schon einmal hatte unser Dichter mit ungeübten knabenhaften Versen seine Huldigung Apollo gebracht in dem Hymnus und der Ode auf Apollo, die zu seinen ersten Versuchen gehörten. Jetzt stand ihm die Fülle der Melodien zu Gebote, doch seine Muse rührt fast zu fromm „Delphis Harfe“, zu süß erklingen die „dorischen Flötentöne“ in diesem Kampfliede; wohl ein Gott der Lieder wird aus diesem schönen, thränen- und sehnsuchtsvollen Knaben erwachsen; doch wo der Sieger über die Titanenbrut? Das Gedicht bricht in der Mitte der Schilderung ab. Mnemosynes Erscheinen hat die Götterknospe zur Blüte entfaltet, und in seliger Qual sehen wir den werdenden, seiner selbst bewußten Gott.

Betrachten wir den Hyperion mit dem Geiste seines Verfassers, der den Plan des vollendeten Gedichtes schaute, so ist alles, was er uns gab, nur Einleitung und Vorbereitung; nur wenig Andeutungen sind vorhanden, die auf die Entwicklung schließen lassen. Daß der Sturz der Titanenwelt und der Triumph der neuen Götter den Ausgang bilden sollten, liegt in der antiken Tradition, aus der er

die äußeren Daten in seinem Lemprière fand, wozu auch Ovid und Virgil ihm Material geliefert hatten; daß dieser Kampf auch für die Sieger ein schwerer und hartnäckiger werden sollte, sagt uns der Dichter selbst bei der Schilderung des Enceladus, der auch jetzt noch vom Sturz niedergestreckt in hellem Zorne plant:

„Wie Berge er im zweiten Kriege schleudre,
Der bald entfacht die neuen Götter zwänge,
In Tier und Vogelleiber sich zu bergen.“

Die innere Rechtfertigung aber für den Rebellensieg, die Notwendigkeit des Schicksals, scheint der Dichter in der Rede des Okeanos enthüllen zu wollen, der den Brüdern die bittere Wahrheit voraussagt, daß sie unterliegen müssen, daß das neue Geschlecht über sie herrschen müsse:

„Nach diesem Recht der ewigen Gesetze,
Dass höchste Schönheit höchste Macht gebührt.“

Das ist aufs neue eine Huldigung, seiner alten Schönheitsgöttin dargebracht; aber sie ist nicht mehr wie in den Eingangsworten des Endymion „ewige Freude“, die alles durchdringt und sich in allem offenbart: siegreich mit dem Zepter der Macht thront sie jetzt und verlangt tyrannisch bedingungslose Unterwerfung.

Der größte Teil des Gedichtes ist sicher schon im ersten Frühjahr 1819 fertig gewesen. Woodhouse behauptet sogar, am 25. April schon das ganze Fragment in Händen gehabt zu haben. Zweifellos aber hat Keats in Winchester im August und September noch daran gearbeitet, und erst jetzt wollte ihm das, was er geschaffen, weniger und weniger genügen, er begann das fertige Bruchstück mit dem Verlorenen Paradies zu vergleichen; sein eignes Werk kam ihm nicht mehr als eigenstes Geistesprodukt vor, es war ihm „zu miltonisch“ geworden,

- und er wollte nur etwas schaffen, was ihm selbst ganz gehörte, wie er es Severn gegenüber aussprach, der ihm bei einem Besuch in Winchester durch den Vergleich mit Milton hatte ein Kompliment machen wollen. Keats suchte nach der Ursache dieser Unbefriedigung, er begann sein Vorbild kritischer zu betrachten und fand plötzlich, daß Miltons Sprache zu wenig englisch sei, daß sie zu sehr von griechischen und lateinischen Bildungen sich habe beeinflussen lassen, und daß er sich selbst zu abhängig in diese Bahn begeben habe. Ende September war diese Empfindung so stark geworden, daß er beschloß, das Fragment ganz beiseite zu legen, um sich anderen Empfindungen hinzugeben. „Es sind zuviel Miltonsche Inversionen darin“, schreibt er an Reynolds — „Miltonsche Verse können nur in kunstvollem oder besser in eines Künstlers Geist geschrieben werden Das Englische sollte aufrecht erhalten werden. Es wäre interessant für dich, einige Zeilen aus dem Hyperion herauszusuchen und ein + zu jeder falschen Schönheit, die aus Kunst entsprang, zu setzen, und ein || neben jede wahre Stimme des Gefühls. Meiner Seele, es war Dichtereingebung — Ich kann die Unterscheidung nicht machen. Bald hier, bald dort ist ein
- Miltonscher Anklang — aber ich kann es nicht genau unterscheiden.“ In derselben Stimmung schreibt er gleichzeitig an George: „Das Verlorene Paradies, so schön es an sich ist, ist ein Verderb unserer Sprache Erst kürzlich war ich auf der Hut gegen Milton. Leben für ihn ist für mich Tod.“

Das war gewiß in einer Stimmung des Rückzuges geschrieben, die ihn nicht mehr ganz gerecht urteilen ließ. Doch zeigt ein genaueres Studium des Hyperion in der That eine Fülle von Eigentümlichkeiten in Form und

Satzbildung, die von Milton entlehnt sind. In keinem seiner anderen Werke finden wir so zahlreiche lateinische Wörter und Wendungen, die alle auf miltonischen Ursprung zurückzuführen sind.¹⁾ Man vergleiche nur das andere kleine Fragment „The Eve of St. Mark“, das zu gleicher Zeit entstand, als er am Hyperion arbeitete, und doch von diesen Einflüssen ganz frei geblieben ist.

Keats selbst stellte Miltons Sprache der Chattertons gegenüber, der ihm das reinste Englisch zu schreiben schien. Wir wissen, wie früh Keats sich mit Chatterton beschäftigt hatte, wie er ihn mit der Widmung des Endymion ehrte: „den englischsten aller Dichter seit Shakspeare“ nannte er ihn. Heute ist es sehr leicht, mit einem Lächeln auf solche Überschätzung, die Keats mit seinen Zeitgenossen teilte, herabzusehen. Wir wissen, daß dies „echtste Englisch“ eine von Chatterton aus Dictionären, ja oft nach eigenen Bildungen zusammengesetzte Sprache war, die nie existiert hat. Nun aber in der neuen Ausgabe die Verkleidung der fremdartigen Orthographie gefallen ist, sehen wir, wie instinktiv der seltsame Bristoler Knabe seine Sprache reingehalten hatte von allen Gallicismen und Latinismen, und wenn auch gerade das falsche altertümliche Gewand Keats in erster Linie anlockte und seiner eigenen Neigung entgegenkam, so hatte er nicht ganz unrecht, wenn er Chattertons Sprache als das reinste Englisch pries.

Es war aber nicht die Sprache allein, die im Hyperion einen miltonischen Charakter trug, auch der Inhalt zeigt mancherlei Reminiscenzen und Anlehnungen an das Verlorene Paradies. Niemand wird bestreiten, daß das

¹⁾ Vergl. hierüber die kleine Ausgabe „Keats' Hyperion“, Book I, edited with Notes by W. T. Arnold, M.A., Oxford, Clarendon Press 1892.

zweite Buch des Hyperion: der Kriegsrat der gefallenen Titanen, dem zweiten Buche des Verlorenen Paradieses, in dem die gefallenen Engel das Für und Wider eines erneuten Kriegszuges gegen den Herrscher des Himmels bereden, nachgebildet ist. Das geht bis in einzelne Züge: wenn Milton seinen Satan dreimal zum Reden ansetzen läßt und er überwältigt von dem Anblick der gefallenen Scharen

„trotz Spott

In Thränen ausbricht, wie nur Engel weinen“,

so zeigt Keats' Gedicht eine ähnliche Stelle, als Saturn „dem trauervollen Hause naht, wo andere an derselben Wunde leiden“, und bei dem Anblick all des Leidens ihm die Kräfte schwinden: „er wäre zu den andern hingesunken, wenn nicht Enceladus' Blick ihn aufrecht erhalten hätte“. Außer solch einzelnen Anlehnungen hat Keats auch ein künstlerisches Prinzip von Milton auf das stärkste im Hyperion benutzt: das Prinzip des Kontrastes, das er in seinen Glossen zum Verlorenen Paradies so sehr bewunderte.

Ihm wie Milton kam hierbei der Umstand entgegen, daß in beiden Gedichten zwei Welten sich feindlich gegenüberstehen, die sich bekämpfen müssen wie das werdende Licht die weichende Finsternis. Es lag daher schon in der Natur seines Stoffes, daß nach der düsteren Höhle des Leidens und der Verzweiflung die Muse sich zum Reiche der Schönheit und der Lieder aufschwingen mußte, so daß ihm die Szene auf Delos ein Gegenstück zu Miltons Paradieses-Schilderung wurde. Doch außer diesem großen Wurfe des Stoffes führte er die Kontraste bis in die einzelnen Schilderungen und Bilder durch: Der junge Gott Apollo wandert am frühen Morgen durch seine Heimatinsel und

„Maiglöckchen wuchsen um den zarten Fuss,
Schon schwieg die Nachtigall, nur wenige Sterne

Sahn zögernd noch vom Himmel, und die Amsel
Begann den Morgensang. Die ganze Insel
Wies kein Versteck und keine Höhle auf,
Wo man der Wogen Murmeln nicht gehört,
Wenn auch nur leis in grüner Einsamkeit.“

Dieser Schilderung gegenüber steht das düstere Schattenthal, in dem Saturn seine erste Ruhe nach dem Kampfe gefunden hat:

„Still wie das Schweigen um sein ödes Lager,
Wald, nichts als Wald umschattete sein Haupt
Gleich Wolkentürmen. Nichts bewegt die Luft,
Nicht so viel Leben, als am Sommertag
Den leichten Samen von dem Grashalm streift,
Das welke Blatt blieb liegen, wo es fiel.“

Dort ist alles Leben, Tönen und Blühen, hier felsenstarre tote Ruhe, und doch schwebt um beide der Hauch götterwürdiger Einsamkeit.

Wenn Milton seine Hölle schildert:

„Kein Licht und doch fast sichtbar Dunkel dient
Nur ihres Leidens Anblick aufzudecken“,

so läßt Keats seine Titanen liegen:

„In einer Höhle war's, wohin kein Licht
Beleidigend auf ihre Thränen fiel“;

und doppelt wirksam erscheint darauf die grandiose Schilderung des plötzlichen Erscheinens des Sonnengottes Hyperion bei den Besiegten, des Lichtes in der Finsternis:

„So harreten sie in blassem Silberschweigen,
Bis plötzlich jetzt ein Strahl, gleich wie der Morgen,
Der Schluchten aller dunkelste durchdrang,
Die düstern Orte der Vergessenheit. —
Ein jeder Abgrund, jede alte Spalte
Und jede Höhe, jede dumpfe Tiefe,
Ob schweigend, ob umtost von lauten Strömen,
Und all der Katarakte ewige Fluten,

Und all die wilden Bäche nah und fern,
Ehdem erfüllt von ungeheuren Schatten,
Sahn nun das Licht — und machten's fürchterlich.
Das war Hyperion —. Auf granitnen Fels
Setzt' er den lichten Fuss, hielt an und schaut'
Das Elend, das sein Licht da aufgedeckt
Zum hassenswerten Anblick seiner selbst.“

Gerade aber diese Beispiele zeigen, mit welchem Geiste und welcher Originalität der moderne Dichter hier dem alten nachschuf; denn auch Milton hat nichts in seinem Gedichte, was man den angeführten Naturschilderungen gleichstellen könnte, wenn auch sein im lebenslänglichen Ringen mit Unbill aller Art gestählter Geist besser geeignet war, der Hölle Wutgeheul zu schildern, als der des Jünglings, der nur den Kampf mit den Schatten der eigenen Brust kannte. Wohl möglich, daß bei Keats, als er das Gedicht endgültig beiseite schob, unbewußt das Gefühl mitwirkte, daß er den Schlachtenszenen, die nun kommen mußten, noch nicht gewachsen war; denn alles, was uns das Fragment jetzt bietet, ist nur ein Intermezzo zwischen den beiden Kriegen.

Trotz dieser unbestreitbaren Anlehnung des Keats'schen Gedichtes an Milton weist es doch einen Vorteil auf, der dem Dichter gestattet, über sein Vorbild hinauszugreifen und sich freier von Schranken und Hemmnissen zu bewegen: In der Erfassung des Altertums stand ihm kein finsterner puritanischer Geist im Wege, der ihn in Joniens Göttern gefallene Engel hätte sehen lassen; frei und bedingungslos konnte er sich in den Gefilden der seligen Götter ergehen, oder mit den Titanen trauern. Das gab dem ungelehrten jungen Dichter, der nur als Schauer und nie als Wissender die Welt des Griechentums betrat, ein Übergewicht über den tief eingeweihten

und doch befangenen alten Sänger. Keats sog auch aus dem Verlorenen Paradies den Geist des Altertums, der darin wehte, aber er löste ihn für sich von der Schale des Christentums los.

Miltons Satan erzwingt sich Sympathie und Bewunderung, wie sie jede Kraft und jede stolze Macht, auch die des Bösen, heischt, aber Milton hatte nicht nur den titanischen Höllenfürsten zu schildern, sondern die christliche Vorstellung drückte diesen auch herab zu dem listigen Verführer, und der Satan, der die ganze Nacht im Schlangenneiße harrt, um den günstigen Moment abzapfen, ein irdisches, argloses Weib zu überlisten, hat alle seine Größe eingebüßt und ist zu einem Spukphantom geworden. Keats' Titanen sind auch mit einem Fluch beladen, aber es ist der Fluch des Schicksals, und ihnen bleibt Größe, ja selbst Unüberwindlichkeit auch als Besiegten, ob sie in ihrem Trotz der Fesseln spotten wie Enceladus, oder ob sie wie Okeanos den „Gipfel der Hoheit“ in der Erkenntnis sehen:

„die nackte Wahrheit tragen
Und ihr ins Antlitz gross und ruhig schau.“

Dieser antike Geist, der durch Hyperion wehte, war es auch, der Shelley so begeistert von diesem Fragment sprechen ließ. Er hatte damals gerade seinen „Prometheus Unbound“ beendet, und seine Vorrede zeigt, daß er seinen gefesselten Titanen in bewußten Gegensatz zu Miltons Satan gestellt hatte; auch er fühlte die unpoetische Dissonanz in Satans Charakter; voll Staunen sah er nun, wie der Dichter des Endymion, der ihn so wenig befriedigt hatte, weil das unantike romantische Element ihm darin mißfiel, hier die ganze Größe des antiken Geistes erfaßte. Und sein Staunen wuchs, da er ja wußte, daß Keats nicht wie ihm selbst

die echten Vorbilder der griechischen Tragödie zugänglich waren; damals stieg in seiner selbstlosen Seele der Wunsch auf: „ich möchte ihn Griechisch lehren, wenn ich auch weiß, daß ich mir damit den gefährlichsten Nebenbuhler erziehe.“¹⁾

Zugleich mit der letzten Arbeit am Hyperion in Winchester hatte Keats auch die letzte Hand an Lamia²⁾ gelegt, das Werk, das ihn augenscheinlich selbst am meisten befriedigte: „Ich habe große Hoffnung auf Erfolg, denn ich mache von meinem Urteil bedächtiger Gebrauch, als ich es bisher gethan habe“, schreibt er während der Arbeit, und von dem fertigen Gedichte berichtet er nach Amerika: „Ich bin gewiß, daß die Art von Fener darin ist, das die Leute auf irgend eine Weise festhält — sei es, daß es ihnen angenehme oder unangenehme Empfindungen erweckt.“

Lamia nimmt eine Art Mittelstellung zwischen den klassischen und romantischen Gedichten von Keats ein. Nicht nur der Schauplatz ist griechisch, auch der Stoff ist einer ursprünglich griechischen Quelle entlehnt. Doch gehört dieser ganze Sagenkreis der spukhaften Verwandlungen und Erscheinungen von Geisterwesen, die entweder in Liebesglut für Sterbliche entflammt sind oder ihnen unter gleißender Gestalt Schaden zu bringen suchen, immer aber als dem Menschen feindliche Dämonen sich enthüllen, schon einer späten Zeit des Altertums an. Denn früher waren es Götter, die zu den Menschen von Liebe erfüllt niederstiegen, und, mochten sie Glück oder Unglück ihnen bringen, diese doch dadurch selbst zu Heroen oder Göttern machten. Dichterisch verwertet hat auch diese späte Zeit des Altertums die Dämonensagen nicht mehr, das überließ sie dem

¹⁾ An Mrs. Hunt, 11. Nov. 1820.

²⁾ S: Übers. No. II.

Mittelalter, das sie aber auch in erster Linie zu moralisch ästhetischen Abschreckungszwecken benutzte. Erst die Renaissance sah den Reiz des geheimnisvoll Phantastischen solcher bestrickenden Zauberkünste und bemächtigte sich mit Vorliebe dieser Stoffe. Spensers Archimago und Duessa-Fides, die der armen Una soviel Schaden und Kummer zufügen, und ihre nahen Verwandten, die Hexe Maudlin und Dounce, ihre Tochter, die in Ben Jonsons „Sad Shepherd“ das Glück von Robin Hood und Marion zu zerstören drohen, sind nur einige aus einer großen Gruppe. Sie haben dann wieder als Vorbilder¹⁾ für die Romantik des 19. Jahrhunderts gedient, der es recht eigentlich vorbehalten war, diesen ganzen Sagenkreis von den nordischen Elfen und Nixen, den Gespenstern und Totenbrauterscheinungen bis zu den blutsaugenden Vampyrn und Lamien in immer wiederholten reichen Variationen auszugestalten.

Keats hat als Schlußnote zu seiner Lamia seine Quelle abgedruckt. Burtons „Anatomy of Melancholy“ erzählt in genauem Anschluß an Philostratus' Leben des Apollonius von „einem Menippus Lycius, einem jungen Manne von 25 Jahren, der auf seinem Wege zwischen Cenchreä und Korinth solch ein Phantom in der Gestalt eines schönen Edelfräuleins traf, die ihn bei der Hand nahm und in ihr Haus in der Vorstadt von Korinth führte und ihm sagte, daß sie eine Phönicierin von Geburt sei und daß, wenn er bei ihr bleiben wollte, er sie singen und spielen hören und solchen Wein trinken sollte, wie ihn nie jemand zuvor trank, und daß niemand ihn belästigen sollte; doch wollte sie, die Schöne und Liebliche, mit ihm

¹⁾ Über den Einfluss Spensers auf Coleridge s. Brandl, Coleridge, Berlin 1886, p. 223.

leben und sterben; und sie war schön und lieblich anzuschauen. Der junge Mann, ein Philosoph, sonst nüchtern und scharf und fähig, seine Leidenschaften zu zügeln, nur die dieser Liebe nicht, blieb eine Weile zu seiner großen Befriedigung bei ihr und heiratete sie zuletzt. Zu seiner Hochzeit kam unter anderen Gästen Apollonius; dieser fand nach einer wahrscheinlichen Konjektur, daß sie eine Schlange, eine Lamia, sei, und daß all ihr Gerät, gleich Tantalus' Gold, das Homer beschreibt, nichts wirkliches, sondern eine bloße Illusion sei. Als sie sich entdeckt sah, weinte sie und bat Apollonius, still zu sein; doch ließ er sich nicht bewegen, worauf sie, Geräte und Haus und alles, was darin war, im Augenblick verschwand. Viele Tausende sahen dies geschehen, denn es war inmitten Griechenlands.“

Aus dieser unerschöpflichen Schatzkammer anekdotenhafter und legendarischer Überlieferung dieses alten „Kämpen gegen melancholische Vorstellungen“, wie Leigh Hunt Burton nennt, nahm Keats die Anekdote, die er in Lamia verarbeitete; und interessant ist es zu verfolgen, wie er jeden, auch den anscheinend kleinsten Zug benutzt und aufgenommen hat, um dann dieses nackte Gerippe mit seinen Formen von Schönheit und Phantasie zu umkleiden. Vor die erste Begegnung von Lamia und Lycius, dem er wohl um des Wohlklangs willen den Herkunftstitel zum Eigennamen umstempelte, stellt unser Dichter außerdem das Schlangenleben Lamias und ihre Verwandlung durch Hermes, dem sie dafür zur Entdeckung einer geliebten Nymphe behilflich ist.

Keats stand der deutschen Litteratur ganz fern, kein direktes Anzeichen läßt darauf schließen, daß er, auch nur in Übersetzungen, eines von den Werken unserer großen Dichter gekannt hat. Sicher blieb ihm daher unbekannt,

daß Goethe zwei Jahrzehnte früher in seiner größten Ballade, der „Braut von Korinth“, ein seiner *Lamia* verwandtes Gedicht geschaffen hatte. Schon ein äußeres Band verbindet die beiden Werke: auch Goethe ist höchstwahrscheinlich durch das Abenteuer des jungen Menippus zum mindesten dazu bewogen worden, seine Handlung nach Korinth zu verlegen, auch ihm war die Quelle wohl aus einer Nacherzählung in einem neueren Buche, dem peruanischen Robinson, zugänglich geworden.¹⁾

In der Behandlungsweise des ähnlichen Stoffes aber gehen der deutsche und der britische Dichter weit auseinander. Ein unzweifelhaftes und unerreichtes Übergewicht hat Goethes Ballade durch den großartigen Hintergrund, den ihr das gewaltige Ringen der alten und der neuen Weltanschauung verleiht, und der in der *Lamia* ganz fehlt oder höchstens als eine phantastische halbe Spielerei in den Eingangsstrophen als Gegensatz der antiken und romantischen Fabelwelt angedeutet ist. Die ganze Tragödie der Braut von Korinth spielt sich aber in einer schauer-vollen Nacht ab. Alles ist anfangs nur angedeutet und so unbestimmt wie möglich gehalten; erst nach geraumer Zeit äußerster Spannung wird unsere Ahnung von dem schreckens-vollen Wesen des nächtlichen Besuches zur grauenvollen Gewißheit. In dieser Art der Behandlung tritt die Goethesche Ballade in weit nähere Verwandtschaft zu Coleridges *Christable*, wo mit allen Mitteln der Sprache und Tonmalerei, ja des Metrums, die Wirkung der Schilderung der schaurigen Umgebung erhöht wird, und wo die fragmentarische Gestalt unsere Phantasie aufs äußerste spannt, indem sie sie vor ein ungelöstes Rätsel stellt. Alles dies

¹⁾ Vergl. Goethe-Jahrbuch IX, 229 ff.: Erich Schmidt, Quellen Goethescher Balladen.

läßt Keats in Lamia ganz beiseite. Am hellerlichten Tage vollzieht sich die Verwandlung von Lamia aus einer Schlange zu einem Weibe, und unter den Augen von ganz Korinth tritt die Katastrophe zum Schluß ein. Mit einer eingehenden Genauigkeit, die sonst gar nicht in Keats' Art lag, sind die Ortsbestimmungen lokalisiert. In einem Hain an Kretas Küste hört Hermes, der dort auf einem Liebesabenteuer sich befindet, die Klagen der Schlange und befreit sie aus diesem Gefängnis. Die erste Begegnung von Lamia und Lycius auf dem Wege von Cenchreä nach Korinth wird genau bestimmt: am Fuße der wilden Hügel,

„Wo laut Peräas Bäche niederhasten,
Bei jenem Riff, das seinen öden Nacken
Südwestlich mit den neblig wilden Zacken
Bis nach Cleone streckt.“

Dann schreiten wir durch die Straßen von Korinth, durch das Feierabendgedränge der Bürger bis zu einer wohl bekannten Gasse, wo die Zufluchtsstätte des Liebespaares erreicht wird. Lamia selbst aber, wenn wir sie auch in ihrer Schlangengestalt erblicken, nimmt uns alles gespenstische Bangen durch ihr Wort an Hermes:

„Ich war ein Weib, o gieb wie einst mir wieder
Die liebliche Gestalt, die holden Glieder.“

Und sie selbst ist aufs äußerste bemüht, auch Lycius alles Grauen vor dem Übernatürlichen zu nehmen, „da sie als Weib sich log“. Dieser letzte Zug war Keats aus Chapmans Homerhymnen geläufig. Mit unübertrefflicher Anmut hatte der alte Elisabethaner dort in dem Hymnus an Aphrodite wohl die früheste Schilderung eines göttlichen Besuches bei einem Sterblichen nachgebildet, und Keats hatte sicher im Gedächtnis, wie auch Aphrodite Anchises gegenüber aus dem gleichen Grunde wie Lamia ihre Gött-

lichkeit leugnet und gefissentlich ihre irdische Herkunft betont. Keats hat in seinem Gedichte absichtlich alle spukhafte Tendenz des Stoffes gemildert und ins rein Phantastische umgewandelt. Die meisterhafte Schilderung des Schlangenleibes und seine proteische Verwandlung, so glänzend und farbenreich seine Phantasie sich auch dabei entfaltet, ist ganz im Geiste Ovidischer Metamorphosen gehalten. So wunderbar der Palastbau mit den stummen Persern als Wächtern ist, er umschließt doch als Geheimnis ein rein menschliches Liebesglück.¹⁾ Auch die Spannung des Gedichtes liegt nicht so sehr in dem geheimen Grauen von einer schrecklichen Enthüllung, sondern weit mehr in dem dramatischen Aufbau des Gedichtes, den Keats namentlich im zweiten Teil bis ins kleinste berechnend durchgeführt hat. Außerordentlich fein und geschickt ist z. B. die Wirkung des Wortes Schlange, das wie ein Gedankenblitz von der Schilderung des Dichters in Lamias Seele übergeht und dort den Umschwung zur Nachgiebigkeit gegen Lycius' Wunsch herbeiführt. In die atemraubende Spannung des Schlusses aber mischt sich weit mehr Mitleid mit Lamia, der ihr kurzes, rein menschliches Glück durch den kalten, durchdringenden Blick des Philosophen so grausam zerstört wird, als das Bangen vor der schaurigen Erkenntnis von dem eigentlichen Wesen der Braut. Selbst Lycius kann unsere Teilnahme nicht in gleichem Maße erwecken, da er sich sein Schicksal ja selbst heraufbeschwor, als er „sein Geheimnis sinnlos jedem Blicke preisgab“.

¹⁾ Die Wunderklänge, die zu der Errichtung der orientalischen Gartenarchitektur der Hochzeitshalle helfen, sind wohl nicht unbeeinflusst von der Schilderung der Erbauung des Miltonschen Pandämoniums.

Merkwürdigerweise hat schon Leigh Hunt in seiner Kritik von Lamia dem Dichter einen Vorwurf aus der Parteinahme gegen die nüchterne poesiefeindliche Arbeit der Philosophie machen wollen, einen Vorwurf, den man bis in die neueste Zeit in England immer wiederholt. Man braucht aber doch darin noch keine Auflehnung gegen modernen Geistesfortschritt zu sehen, wenn der Dichter von seinem Urrecht Gebrauch macht, seiner Sehnsucht nach einer gestalten- und sagenfrohen Vorwelt gegenüber der nüchternen hellen Gegenwart, Ausdruck zu leihen. Aus einer geistesverwandten Liebe zu der Beseelung der Natur in der antiken Fabelwelt entsprangen Schiller seine pathetischen Klagen um die Götter Griechenlands¹⁾, und uns klingen Keats' Verse wie ein Echo dazu:

„Muss jeder Reiz nicht enden,
Rührt dran Philosophie mit kalten Händen?
Einst stand am Himmel hoch der Regenbogen,
Nun kennen wir dies Webstück, Katalogen
Fiel er anheim mit ganz gemeinen Dingen,
Philosophie stutzt selbst der Engel Schwingen,
Mysterien rechnet sie in Regeln aus,
Macht geisterleer die Luft, der Gnomen Haus,
Zerstört jeden Reiz, bis ihr gelingt,
Dass Lamia zu leeren Schatten sinkt.“

Bei der Anspielung auf den Regenbogen erinnerte er sich wohl des Gespräches, das er einst in Haydons Haus mit Freunden geführt hatte, wo er in halb komischer Entzündung zugleich mit Lamb über Newton den Stab gebrochen hatte.

¹⁾ Unter Englands Dichtern hat allerdings auch Elisabeth Barrett Browning in ihrem langen Gedicht „The Dead Pan“ diese Klagen unseres deutschen Dichters als falsch zurückgewiesen und den falschen Göttern den einen wahren entgegengestellt!

In der Form kehrt Keats mit *Lamia* wieder zu dem heroischen Verse zurück; aber welch ein Fortschritt von *Endymion* bis hierher! „Die Verse fließen hin, als ob sie sich selbst an ihrem Fortgang berauschten“, sagte Hunt voll Entzücken, und er hatte wohl Grund, sich seines Schülers zu freuen. Das Programm für den heroischen Vers, wie er ihn auf Grundlage der Drydenschen Praxis ausgeführt sehen wollte, an dem er sich selbst doch nur zu unzulänglich versucht hatte, hier fand es seine volle Ausführung. Keats hatte Dryden eifrig studiert und sich ganz dessen Fluß und Leichtigkeit angeeignet, jede Absichtlichkeit des Enjambements und der Reimbrechung ist vermieden. Wie Dryden wendet er in zwangloser Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit drei Reimverse an und gestaltet den dritten zu einem Alexandriner um, wodurch in den gleichmäßigen Gang der Erzählung eine Art belebender strophischer Gliederung kommt.

Noch ein anderes Gedicht aus den gleichen Sagenvorstellungen teilte Keats den amerikanischen Geschwistern schon in dem Aprilbriefe mit, es ist die wundervolle Ballade „*La Belle Dame sans Mercy*“.¹⁾ Den Titel fand Keats vor einem aus dem Französischen übersetzten Gedichte, das im Anhang seiner Chaucerausgabe stand, da Chaucer lange als der Verfasser dieser von einem Sir Richard Ros gemachten Übersetzung galt. Das französische Original ist von Allain Chartier, einem Hofpoeten Karls VI. und VII., und umfaßt nahezu neunzig Stanzas, denen der englische Übersetzer eine anmutige, Chaucers würdige Einleitung vorausschickt. Der Inhalt, ein Dialog zwischen einem leidenschaftlich werbenden Liebhaber und einer spröden

¹⁾ S. Übers. No. VIII. 10.

Dame, der mit einigen erzählenden Stanzas eingeleitet und beschlossen wird, gab Keats gar nichts; nur der Titel hatte seine Phantasie beschäftigt, schon in St. Agnes' Abendklang er ihm im Ohre, und er läßt Porphyro spielen:

„Ein lang verklungnes Lied, genannt vor Zeiten
In der Provence ‚La belle dame sans mercy‘.“

Bald darauf verfaßte er dann den Text dazu selber in seiner Ballade. Es wurde aber kein provenzalisches Lied, wie er damals dachte, sondern es berichtet von einer nordischen Elfe, die den Jüngling durch Liebreiz in ihre Garne lockt, um ihm dann im Schlaf das Lebensmark auszusaugen, so daß er hinwelken muß. Das ist das gleiche Schicksal, wie es Herrn Olaf befällt, wie es aus den schottischen Volksballaden bei uns Bürger und Goethe ergriffen hatten und wie es von Deutschland aus zurückwirkend im Heimatlande Scott und Coleridge zum Wetteifer anlockte. Keats hat hier ganz im Gegensatz zu Lamia von all dem Geheimnis der kaum angedeuteten Umgebung der Waldeinsamkeit, Grotten und schilfreichen Seeufern Gebrauch gemacht. In dem ersten, nach Amerika gesandten Entwurf, der in einigen wesentlichen Stücken von der endgültigen Bearbeitung abweicht, läßt er noch in der ersten Zeile den Umgarnten einen „Ritter in Waffen“ sein, später war ihm das noch zu bestimmt, wir hören jetzt nur noch einen „armen blassen Wicht“ angeredet. Wenn er dann in der achten Strophe die ursprünglichen vier¹⁾ Küsse, womit der Held die Augen der Gnadenlosen in den Schlaf küßt, fortläßt, so war hier

¹⁾ Die Strophe heisst im ersten Entwurf:

„She took me to her elfin grot
And there she wept and sigh'd full sore
And there I shut her wild, wild eyes
With kisses four —“

der Beweggrund wohl noch ein anderer; es scheint fast, als wäre Keats anfangs auch der ansteckenden Kraft des poetischen Mißverständnisses unterlegen, das seit Wordsworth in solchen prosaischen Einzelheiten eine besonders kindliche Naivetät sah; glücklicherweise wurde ihm der Irrtum trotz der Entschuldigung, die er darüber als Anmerkung den Geschwistern schickt, doch bewußt; er tilgte die störende „vier“ und überließ die Zahl dem Geschmack des Lesers. Keats hat sonderbarerweise in seiner Korrespondenz nur ganz oberflächlicher Weise von dem Eindruck der Dichtung Coleridges auf ihn gesprochen und dann meist ablehnend; doch ist gerade in dieser Ballade die Verwandtschaft mit Coleridges „Dark Lady“¹⁾ ins Auge fallend. In beiden verzehrt sich ein Ritter in Sehnsucht nach einer engelschönen Unholdin, und dieser Stoff ist in beiden mit den gleichen Mitteln der geheimnisvoll romantischen Umgebung und Stimmung und in dem gleichen vollkommenen Balladenton behandelt.

Keats' Werk aber hat doch den Vorzug vor dem Coleridges durch seine prunk- und anspruchslose und darum doppelt ergreifende Einfachheit. Es ist, als hätte der Dichter des Endymion auch einmal beweisen wollen, daß er seine Phantasie im Zügel halten und ein Gedicht schreiben konnte, in dem nicht ein Wort zu viel ist. Er hat dies in jeder Beziehung meisterhafte Gedicht leider nicht in seine Sammlung im dritten Bande aufgenommen. Der Grund war wohl, daß er es kurz vorher Leigh Hunt überlassen hatte, der es am 20. Mai im Indicator mit der

¹⁾ Es handelt sich hier um die Einleitung zu Coleridges Ballade; diese selbst behandelt dann im Gegenteil das Schicksal der edlen Dame, die aus Liebe zu ihrem untreuen Geliebten ihre Verwandten, die sie verstossen, verlässt.

Signatur „Caviar“ — jedenfalls an Hamlets Ausspruch angelehnt — veröffentlichte.

Verhältnismäßig klein ist die Zahl der rein lyrischen Gedichte, die Keats in diesem Jahre verfaßte. Von wirklicher Bedeutung sind darunter nur die Oden, mit welchem Titel er selbst acht seiner Gedichte bezeichnete.

Es ist nicht ganz leicht, eine gemeinsame Definition der Ode in der englischen Litteratur zu geben, da jeder Dichter sich mit dieser Bezeichnung in völliger Freiheit geglaubt hat. Das einzige gemeinsame Merkmal ist eine strophische Gliederung der äußeren Form, die aber in sich auch wieder die größte Verschiedenheit zeigt.¹⁾ Der Inhalt aber weist jede Art lyrischer Empfindung von dem persönlichsten Liebeserguß zum erhabenen Götterhymnus auf; ein gewisser ernster Schwung der Gefühle ist hier vielleicht das gemeinsam Verbindende. So umfassen auch die acht Oden von Keats in Inhalt und Form die ganze Mannigfaltigkeit dieser Gattung von der Ode an Fanny, die nur die strophisch gegliederte unregelmäßige Form von jedem anderen Liebeslied unterscheidet, bis zu den Oden an die griechische Vase und an Psyche, die ein Priesteropfer der Kunst, der Menschheit und Schönheit dargebracht, sind. In der Form aber hat er sich in den zwei Oden an Fanny und an Psyche des ganz unregelmäßigen Strophenbaues bedient, der seit Cowley in der englischen Dichtung in mißverstandener Auffassung der pindarischen Form als die eigentliche Nachahmung der antiken Ode galt. Das nur „Ode“ überschriebene Gedicht „Bards of Passion and of Mirth“ ist im Gegenteil dazu ein paarweise gereimtes, in vierfüßigen, regelmäßigen Trochäen

¹⁾ S. hierüber Schipper, Englische Metrik, Band II, 2. Teil, p. 802.

geschriebenes Gedicht, dem der Verfasser selbst nur äußerlich eine Gliederung gegeben und das er durch die Wiederholung der Anfangsverse begrenzt hat. Dazwischen liegen dann die regelmäßig zehnzeiligen jambischen Strophen, die in ihrer Reimverschlingung ein Mittelding zwischen Otta-verime und Spenserstanze scheinen, und worin die Ode an die griechische Vase, an den Müßiggang und an die Melancholie geschrieben sind. Die Ode an die Nachtigall verkürzt den fünffüßigen Jambus in der achten Zeile zu drei Hebungen. Und bei der Ode an den Herbst tritt noch ein elfter Vers hinzu, der die sechste, neunte und zehnte Zeile zu einem dreifachen Reim verbindet.

Nur sechs von diesen acht Oden nahm Keats in seinen letzten Band auf. Die Ode an Fanny blieb aus sehr erklärlichen Gründen ausgeschlossen, er hatte damals eine bis zur Nervosität getriebene Scheu, irgend etwas, was mit diesem Namen in Zusammenhang stand, der Öffentlichkeit anzuvertrauen. Sie ist am frühesten entstanden und zweifellos die schwächste in diesem Cyklus; die nagende Eifersucht, die sich so früh schon als ein charakteristischer Zug seiner Liebe hier aufdrängt, läßt einen Eindruck peinlicher Unruhe zurück. Und die Kühnheit der Bilder, die in einzelnen Strophen auch hier den Meister in dem Bereiche der Phantasie zeigt, wird durch diesen Zug mißtrauischer Selbstquälerei manchmal geradezu verzerrt, wie z. B. in der Zeile:

„Wer zehrt mit gierigem Blick an meinem Mahl?“

Auch die nächste Ode der Zeitfolge nach: „An den Müßiggang“¹⁾, vermissen wir in der Sammlung. Am 19. März 1819 schreibt Keats an die amerikanischen Geschwister:

¹⁾ S. Übers. No. VII. 2.

„Heute morgen bin ich in einer Laune äußerster Trägheit und Sorglosigkeit. Ich sehne mich nach ein oder zwei Stanzen aus Thomsons ‚Castle of Indolence‘; alle meine Leidenschaften sind eingeschlafen, da ich fast bis 11 Uhr geschlummert habe, und meine animalischen Nerven zu einer wonnigen Empfindung, die nur drei Grad diesseits der Besinnungslosigkeit liegt, geschwächt sind. Hätte ich Zähne von Perlen und den Hauch von Lilien, so würde ich es Schmachten nennen, doch so, wie ich bin, muß ich es Faulheit heißen. In diesem Zustand der Verweichlichung sind auch die Nerven des Gehirns mit denen des übrigen Körpers in solch glücklichem Grade erschlaft, daß die Lust keinen Reiz zu zeigen hat und der Schmerz keine unerträgliche Macht. Weder Dichtkunst, noch Ehrgeiz, noch Liebe zeigen ein heiteres Antlitz; wie sie an mir vorüberziehen, scheinen sie eher drei Gestalten auf einer griechischen Vase, ein Mann und zwei Frauen, die niemand als ich in ihrer Verkleidung erkennen kann. Das ist das einzige Glück und ein seltenes Beispiel des Vorteils, wo der Körper den Geist überwältigt.“

Die Ode selbst, die aus dieser Empfindung entstanden ist, folgt in dem Briefe nicht, doch ist sie zweifellos kurz nachher gedichtet; und wenn Keats sie nicht aufnahm, so fand er vielleicht nur die Anklänge an die Ode an die griechische Vase zu stark. Doch ist dies Bild der Vasengestalten in der Ode ebenso wie in der Briefstelle nur gebraucht, um mit echt künstlerischem Griff die schattenhaften Gestalten seines Hirnes ihm selbst und dem Leser greifbar klar und plastisch vorzuführen. Die Ode steht in merkwürdigem Gegensatz zu „Sleep and Poetry“. In dem frühen Gedicht ist der Körper ruhebedürftig auf das Lager gestreckt, der Geist aber eilt losgebunden in rastlosem

Schaffen der Gegenwart voraus, damals möchte er die drei Gestalten in heißer Sehnsucht umschließen und festhalten, die er nun sorglos von sich schickt:

„Ihr könnt nicht erheben
Mein Haupt, gebettet kühl am Blütenrain.“

Gerne und wiederholt knüpft Keats an die plastische Kunst an, um seine Phantasievorstellungen anschaulich zu gestalten. Schon im *Endymion* rühmt er von der Schar der tanzenden Jünglinge und Jungfrauen, „den Erzeugern der Helden von Thermopylä“:

„Sie währt
In Marmor ewig fort zu unsrer Lust.“

Im *Hyperion* ruhen Thea und Saturn „wie Steingebilde“, und in demselben Gedichte sagt er von der Wissenschaft der alten ägyptischen Sterndenter:

„Die nun verloren bis auf wenige Reste
In Stein und Marmor ist.“

In der Umarbeitung seines *Hyperion* aber sinkt er selbst in tiefen Schlaf:

„Wie ein Silenus auf antiker Vase.“

Seinen höchsten Tribut an die klassische, bildende Kunst aber brachte er in der „Ode an eine griechische Vase“¹⁾, die in der Erhabenheit und dem Flusse der Gedanken einen Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens, und in ihren Schlußversen die Quintessenz seines künstlerischen Glaubensbekenntnisses enthält. Merkwürdig, daß auch in diesem Gedichte Keats' Gedanken sich eng mit Goethe berühren. Die venezianischen Epigramme beginnen mit einem Gedichte, das in ähnlicher Weise wie Keats' Ode die Dauer des Schönen in der Kunst der Alten der Vergänglichkeit des Lebens gegenüber setzt:

¹⁾ S. Übers. No. VII. 1.

„Wir sehen und hören den Marmor,
Flatternde Vögel! Wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut,
So überwältiget Fülle den Tod.“

In diesen Zeilen Goethes liegt auch der Kernpunkt des Keatsschen Gedichtes, das aber zum Schlusse sich über den persönlichen Wunsch Goethes hinaus zur Betrachtung der Menschheit erhebt:

„Rafft einstmals dies Geschlecht das Alter hin,
Bleibst du bestehen inmitten andrer Leid,
Ein Freund der Menschheit, lehrst du dies Gebot:
Schönheit ist wahr und Wahrheit schön! Den Sinn
Müsst ihr verstehen — dies eine thut euch not.“

Es ist natürlich ein Gegenstand der Forschung gewesen, ob Keats bei seiner Schilderung eine bestimmte Vase vor Augen gehabt hat. A. S. Murray hat eine Vase in Holland House gefunden, die in Piranesi's *Vasi e Candelabri* veröffentlicht ist und eine Opferszene enthält, wie sie Keats in seiner vierten Strophe schildert. Das *Bachanal* aber, das die ersten Strophen zeigen, ist auf der angeführten Vase nicht zu finden, Keats hat also jedenfalls dies gerade auf Vasen häufigste aller Motive mit dem Opferzug eigenmächtig kombiniert, allerdings mit der richtigen Vorstellung, daß auf antiken Vasen, namentlich der späteren Zeit, solch eine Kombination zweier verschiedener Szenen das gewöhnliche ist.

Das Thema zu seiner zweiten klassischen Ode, der Ode an Psyche¹⁾, hatte ihn ebenfalls schon lange in seinem Geiste begleitet: eine Stelle in dem Eingangsgedicht zu seinem ersten Bande zeigt, daß schon in dieser frühen

¹⁾ S. Übers. No. VII. 5.

Zeit Psyche ebenso wie Pan und sein Gefolge und Diana und Endymion zu den Dichtergebilden gehörten, die ihn am liebsten beschäftigten.

Damals schwebte seiner Seele bei der Schilderung des im Kuß verschlungenen Liebespaares Amor und Psyche wahrscheinlich Spences Kupfer vor, eine ziemlich gute Reproduktion der kapitolinischen Gruppe. Von Apuleius' Märchen hatte er zuerst durch Mrs. Tighe erfahren, für deren weiche, zärtliche Stanzas er einst als halbreifer Knabe geschwärmt hatte, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß er Apuleius selbst entweder im Original oder in einer der zahlreichen Übersetzungen gelesen hatte; und an ihn dachte er, als er in dem Endymion-Entwurf die Verse schrieb:

„So fühlt er, der zuerst von Psyche sang,
Wie sie in wunderbare Reiche drang.“

Dann hatte er irgendwo in der reichen Psychelitteratur von der späten Entstehung des Psychemythos gelesen, wie sie zu spät für allen Priesterkult zur Göttin erhoben war. „Ihr ist nie mit der alten Glut geopfert worden“, schreibt er nach Amerika, „ja vielleicht dachte man in der alten Religion gar nicht an sie —, ich bin zu orthodox, um eine heidnische Göttin so vernachlässigen zu lassen.“

Aus solch heidnischer Orthodoxie entstand nun seine Ode; es reizte ihn, da gleichsam anzuknüpfen, wo das Altertum den Mythos gelassen hatte, und ihn auf seine Weise weiterdichtend auszuschmücken. In untrennbarer Liebe vereint hat er dies schönste Liebespaar belauscht; und das Unrecht, das die Zeit an dieser lieblichsten und jüngsten Olympierin beging, will er gut machen; er selbst will einen Tempel ihr errichten und als Priester darin walten. Und nun entsteht das Psychesanktuarium, der

Gedankenbau, mit der Keats so eigentümlichen, phantastischen Kühnheit bis ins feinste ausgeführt, jedenfalls der seltsamste Wunderbau unter den vielen, die im Geiste dieses Dichters vom Endymion bis zur Vision des zweiten Hyperion aufgerichtet worden sind. Die ganze Ode mahnt in ihrer Frische und Fülle von Frühlingsbildern an die alte Lust am Überreichtum von Phantasievorstellungen und am Schwelgen in Naturbildern, was er selbst so unübersetzbar „leafy luxury“ nennt, an jenen ersten Endymion-Entwurf, der auch zuerst von Psyche singt. Und doch rühmt er selbst sich, an diesem Gedicht mit besonderer Muße und Sorgfalt gearbeitet zu haben, mehr als an anderen Gedichten dieser Periode, die uns strenger und abgeklärter erscheinen.

Nach dieser Richtung bildet den Gegensatz zu ihr die Ode an eine Nachtigall¹⁾, die zu den Versen gehört, die er „in Eile flüchtig hingeworfen“ hat. Eine Anekdote, die von Brown herrührt, erzählt, wie er einst, nachdem er vor dem Hause in Wentworth Place dem Nachtigallenschlag unter einem Baume gelauscht hatte, bei der Heimkehr sorglos ein paar Papierfetzen beiseite geworfen habe; auf diesen hatte er die Ode niedergeschrieben.²⁾ Doch unbeschadet dieses Impromptus steht sie in Form und Gedankenaufbau mit der an die griechische Urne an der Spitze seiner Oden und in der ersten Reihe seiner Meisterwerke. In dem so oft citierten Briefe, den er vom Februar bis Mai an die amerikanischen Geschwister schrieb, und der ein so unvergleichliches Bild seines Denkens und innersten Empfindens giebt, der außerdem einen großen Teil der in jenen fruchtbaren Frühlingsmonaten entstandenen Gedichte enthält, schreibt er ihnen auch ein Sonett

¹⁾ S. Übers. No. VII. 4.

²⁾ Lord Houghton, Aldine Edition 1876, p. 237.

ab: „Why did I laugh to-night?“¹⁾ Er selbst bittet die Geschwister, sich nicht von dem düsteren Tone dieses Sonettes verleiten zu lassen, für ihn etwa um der Heftigkeit seines Temperaments willen zu fürchten, sondern es mit dem übrigen Inhalt des Briefes zusammenzuhalten: mit seinem ernstesten Streben, bis in das Innerste des menschlichen Wesens und Handelns einzudringen, das Große darin zu verstehen und die Schwächen in das Weltbild einzuordnen, auch sich selbst als ein Glied in der großen Kette zu fühlen, um dann mit den objektiven Blicken eines überlegenen Beobachters das eigene Wesen zu erkennen. Aus dieser Stimmung tiefster, innerer Resignation, wo die menschlichen Leidenschaften den Gedanken wohl noch die Farbe geben, nicht aber ihre Wesenheit bestimmen, entstand, wie das eben genannte Sonett, auch die Ode an die Nachtigall. Selbst in seinen frohen Jünglingstagen war ihm das Bild des frühen Todes vertraut gewesen, er hatte ihm ernst und gefaßt ins Antlitz gesehen, jetzt hatte er kurz vorher an Toms Totenbette gestanden und hatte die doppelte Last der Vergänglichkeit, die der Tod der Jugend auferlegt, empfunden. Ihm aber sind Schwingen gegeben, seine Kunst kann ihn hinauftragen zu den Höhen, in denen die Fluten des Nachtigallensanges schweben. Wie mit den Tönen dieses Vogelsanges wallt die Stimmung auf und ab: Der eigene Tod hat alle Schrecken der Vernichtung verloren und ist zum Friedensbringer geworden. Und in der siebenten Strophe erhebt er sich zu dem gleichen Gedanken wie in der Ode an die griechische Vase: dem Wechsel der Geschlechter gegenüber steht die Dauer des Schönen; hier ist es nicht mehr die plastische Kunst, hier

¹⁾ S. Übers. No. IX. 13.

ist es die Welt der Töne, die ihm die kleine Vogelkehle offenbart; doch nicht wie in der früheren Ode schließt er mit diesem Gedanken, der Ton verklingt und mit ihm kehrt das Bewußtsein der Einsamkeit und Wirklichkeit zurück, noch fast unfassbar, wie einem Träumer, der ungern erwacht:

„War es ein Trugbild, war es wacher Traum?“

„Ich weiss nicht, ob ich schlafe oder wache.“

Bald nachdem die Ode geschrieben war, wurde sie in „The Annals of Fine Art“, einem Kunstjournal, das unter Haydons Einfluß stand, veröffentlicht; Haydon berichtet auch, wie tief es ihn ergriffen, als Keats ihm auf einem Spaziergang mit leisem zitternden Ton diese Ode hergesagt habe. In dem gleichen Journal erschien dann auch 1820 die Ode an die griechische Urne.

Der Inhalt der Ode an die Melancholie¹⁾ läßt darauf schließen, daß auch sie zur gleichen Zeit mit allen übrigen bisher besprochenen entstanden ist. Das Thema der Ode hatte vor Keats in der englischen Poesie schon eine Art von Geschichte. Burton hatte zuerst den Ton in dem Eingangsgedichte seiner „Anatomy of Melancholy“ angeschlagen und die Melancholie als den stärksten der Affekte gepriesen mit dem Refrain:

„None so sweet (sour, harsh etc.) as melancholy.“

Fletcher nahm dann diesen Refrain²⁾ in das reizende kleine Lied, das er seinen leidenschaftlichen Lord zum Preise der Melancholie singen läßt, auf, und Milton wieder baute auf dies Thema die reichen Variationen seines Penseroso. Keats hat zweifellos alle drei Gedichte ge-

¹⁾ S. Übers. No. VII. 3.

²⁾ Fletcher, The Nice Valour or the Passionate Mad Man, Akt IV, Sz. III.

kannt. Er aber brachte in seiner Ode ein ganz neues Motiv. Nicht wie alle seine Vorgänger sucht er in düsteren feierlichen Vorstellungen den Boden, auf dem die Schwermut gedeiht, ihm offenbart sie sich vielmehr in lachenden Bildern:

„Denn grade in der Freude Tempel lässt
Die Schwermut sich errichten den Altar.“

Nur der wird sie ganz erkennen, der „den Kelch der Lust an seine Lippen preßt“. Und in dem Wunsche, den Kontrast möglichst scharf hervorzuheben, bringt er in den ersten Strophen alles, was seine Phantasie an dunkeln, traurigen Bildern finden konnte, nur um sie abzulehnen, denn dort sei die wahre Melancholie nicht zu finden. Die erste Strophe war in diesem Bestreben so übertrieben schaurig und gespenstisch geworden, daß er glücklicherweise einsah, wie er den Bogen überspannt hatte; er strich sie bei der Publikation einfach weg und ließ die Ode fragmentarisch mit der zweiten Strophe:

„Nein, nein, geh nicht zu Lethes dunklen Fluten“

beginnen.¹⁾ Das gleiche Thema des raffinierten Genusses der Lust in der Traurigkeit und umgekehrt hatte er schon einmal in einem kleinen fragmentarischen Gedichtchen: „Seid willkommen Lust und Sorgen“ behandelt, das Lord Houghton ohne Datum in seiner Biographie mitteilt, das aber wohl zu gleicher Zeit mit der Ode entstanden sein wird.

Zu diesem Odencyklus aus den ersten Monaten des Jahres fügte er dann in den schönen Septembertagen noch die Ode an den Herbst²⁾ hinzu. Er schreibt an Reynolds³⁾

¹⁾ Die Strophe ist von Lord Houghton (London 1876), p. 246 mitgeteilt worden.

²⁾ S. Übers. No. VII. 6.

³⁾ Am 22. Sept. 1819.

geradezu, daß das Wetter ihn zu den Versen angeregt habe: „Wie schön die Jahreszeit jetzt ist — wie fein die Luft, eine mäßige Kühle, wirklich, ohne Scherz, keusches Wetter — ein Dianahimmel — nie vorher liebte ich Stoppelfelder so wie jetzt, ja mehr als das frostige Grün des Frühlings. In gewisser Hinsicht sieht ein Stoppelfeld warm aus — ebenso wie gewisse Bilder warm aussehen. Dieser Eindruck traf mich auf meinem Sonntags-spaziergang so, daß ich darauf Verse machte.“

Schon diese Briefstelle zeigt, daß die Ode ebenso wie die an die Nachtigall und die Melancholie ein Stimmungsbild ist; sie spiegelt diese letzten ruhigen Tage in Winchester wider, wo er sich selbst noch einmal frei von der zehrenden Leidenschaft zu fühlen suchte. Nichts von der glutvollen Sehnsucht eines phantastischen Hinfließens in Luft, nichts von der todesliebenden Resignation der Ode an die Nachtigall, nichts von dem wirkungsvollen Kontraste zwischen Licht und Dunkel wie in der Ode an die Melancholie —, losgelöst von allen persönlichen Empfindungen, wie er sich selbst damals von sich zu lösen suchte, weht eine kühle, befreiende Luft in diesen Stanzen. Er hat die Blütenpracht des Lenzes, die noch in der Ode an Psyche so schwelgend sproßte, vergessen, sie ist ihm nur noch „frostig“. Und die Frühlingssänge? —

„Denk nicht an sie, auch du hast deine Lieder.“

Abseits von allen diesen Oden steht das letzte, von Keats schlechthin „Ode“ benannte Gedicht „Bards of Passion and of Mirth“, das er auf eine leere Seite von Beaumonts und Fletchers „The Fair Maid of the Inn“ schrieb. Schon in der Form, die, wie bereits erwähnt, aus paarweise gereimten, vierfüßigen Trochäen besteht, löst sich dies Gedicht von dem Odencyklus los, aber auch dem

Inhalt nach gehört es mehr zu den anderen in den dritten Band aufgenommenen lyrischen Gedichten: „Fancy“, „The Lines on the Mermaid Tavern“ und „Robin Hood“, die alle in dem gleichen Versmaß verfaßt sind, und von denen wenigstens die beiden letzten wie die Ode selbst einer Verherrlichung der Elisabethaner gewidmet sind. Daß mit den Dichtern, die in doppelter Existenz im Himmel und auf Erden Unsterblichkeit haben, nur das Dichterdoppelgestirn Beaumont und Fletcher gemeint sei, ist gewiß nicht richtig, aber es sind die Dichter, die in der Mermaid Tavern ihre glücklichen Stunden auf Erden verlebt haben, die Robin Hood und seine Marian nicht wie das heutige Geschlecht vergessen hatten, sondern sie hoch in Ehren hielten, dieselben, deren „heilige Namen er vor unheiligem Volke nicht zu nennen wagte“, wie er einst in Schlaf und Dichtkunst gesungen hatte.

Mit diesen Gedichten ist der Inhalt des dritten und letzten Bandes erschöpft, doch außer kleinen flüchtigen Zeilen, die in den Briefen an Freunde zerstreut später gesammelt wurden, und einzelnen wertvolleren Sonetten war es noch eine andere größere Arbeit, die ihn einige Monate dieses produktivsten Jahres ausschließlich und sehr intensiv in Anspruch nahm, es war dies das Trauerspiel „Otto der Große“. Wie schon früher erwähnt, war Keats für die Erfindung, Anlage und Verwicklung des Stückes gar nicht verantwortlich, es ist nur erstaunlich und gewiß auch ein Zeichen seiner großen Leichtigkeit der Versifikation, daß er Szene für Szene, wie Brown sie ihm entwarf, mit poetischen Reden umkleidete, ohne, wenn wir des Freundes Worten glauben dürfen, auch nur den Fortgang der nächsten Szene zu wissen. Die Anregung zu solcher gemeinsamen Arbeit stammt wohl auch aus der Renaissance,

wo sie nichts seltenes war. Hier aber konnte nichts wirklich gutes entstehen, weil Brown gar keine echte dramatische Fähigkeit besaß. Was er dem Freunde gab, waren schemenhafte Theatertypen, die noch lange nicht durch poetische Worte mit Leben erfüllt werden konnten. Ludolphs Empörung gegen den königlichen Vater Otto den Großen ist der einzige feste historische Punkt der höchst romantischen Verwicklung. Der Intrigant Konrad der Franke hat namentlich in der ersten Szene eine große Verwandtschaft mit dem Bösewicht Edmund in König Lear, zeigt aber samt seiner ehrgeizigen Schwester Auranthe im Verlauf des Stückes ebenso wenig Individualität wie die sich an königlichem Edelmut überbietenden Otto und Ludolph oder gar die unschuldig leidende Heldin Erminia und der obligate Mönch. Ein etwas anderes Ansehen und mehr Interesse gewinnt der kurze fünfte Akt. Keats war es leid geworden, so blindlings nur den poetischen Handlanger zu machen oder, wie er selbst sagt, Brown nur als Hebamme für seinen Plan zu dienen; er griff selbst ein, um aus dem „Melodrama“ — auch ein bezeichnender Ausdruck von ihm für das Stück — eine wirkliche Tragödie wenigstens zum Schluß zu machen; natürlich gelang ihm das nicht mehr, aber zweifellos sind diese letzten beiden Szenen: Ludolph im Walde bei der verräterischen Auranthe und ihrem sterbenden Geliebten und darauf Ludolphs Wahnsinn von ganz anderer lebensvoller Kraft und Wirksamkeit als alle früheren. Ludolphs Charakter weist allerdings in diesen letzten Szenen noch mehr wie früher auf seine elisabethanischen Ahnherren, der ganze zugespitzte und sentenzenreiche Monolog des Wahnes ist aus Anklängen an Hamlet, König Lear und Richard II. gemischt. Um so mehr aber sehen wir hierdurch die Richtung, in der Keats' drama-

tisches Talent sich entwickelt haben würde, wenn ihm die Reife der Selbständigkeit vergönnt gewesen wäre.

Sein Ehrgeiz war es, wie er schreibt, auf dem Gebiete des Dramas eine ebensogroße Revolution hervorzubringen, wie Kean auf dem Gebiete der Darstellungskunst. Wir wissen, wie er Kean als Shaksperedarsteller in seinen früheren Theaterkritiken so hoch gepriesen hatte. Shaksperes Bühne neu zu beleben, wäre zweifellos auch Keats' Streben und höchstes Ziel gewesen. Was er geleistet, ist zu unbedeutend, auch dem Umfange nach, um einen Schluß auf seine Befähigung zu ziehen. Von einem zweiten Stück, „King Stephen“, das er nach Browns Bericht gleich nach der Beendigung des ersten in Angriff nahm, sind nur ganz wenige, noch unfertige, aber lebendige und im Dialog geschickte Szenen erhalten. Das Sujet war ihm auch von Brown an die Hand gegeben, doch wollte er von keiner gemeinsamen Arbeit mehr hören, da er „zu lange schon am Gängelbände gelaufen sei“.

Für die Darstellung Ludolphs hatte Keats immer auf Kean gehofft, dem er die Rolle wohl auch etwas auf den Leib geschrieben hatte; da war es eine große Enttäuschung für beide Freunde, als die Nachricht eintraf, daß Kean nach Amerika ging. Die Freunde wandten sich nun an Drury Lane, wo das Stück angenommen wurde, doch erst für die nächste Saison; das dauerte ihnen zu lange, sie zogen es wieder zurück, scheinen dann aber jede weitere Bemühung aufgegeben zu haben; wenigstens hören wir in Keats' Korrespondenz, wo die Tragödie während der Arbeit eine ziemlich große Rolle spielt, gar nichts mehr davon.

Kapitel VIII.

Lebensende.

Von Keats' Rückkehr nach Wentworth Place ab hört der Briefwechsel mit den Freunden fast ganz auf. Selbst nach Amerika schreibt er nur noch einmal an die Schwägerin während Georges eiligem Aufenthalt in London. Mit dieser Korrespondenz fällt auch für uns der Einblick in das Gedankenleben des Dichters fort, denn die Briefe an die Schwester und die Braut enthalten nur Empfindungsergüsse. Nur gleich anfangs schrieb er an seinen Verleger Taylor einen Brief voller Zukunftspläne, der ihn noch einmal mit einem Anflug seiner alten Lebensfrische zeigt.¹⁾ Noch hatte er sein Drama im Kopf, und der Ehrgeiz, auf diesem neuen Gebiete etwas zu leisten, erfüllte ihn: „Ich bin zu dem Entschluß gekommen“, schreibt er, „nichts von dem, was ich bis jetzt geschrieben habe, zu veröffentlichen, statt dessen aber ein Gedicht zu schreiben, von dem ich hoffe, daß es etwas schönes wird. Die geringe dramatische Geschicklichkeit, die ich bis jetzt besitze, wie klein sie sich auch im Drama selbst zeigen mag, würde, glaube ich, für ein Gedicht genügen. Ich wünschte, die Farben von St. Agnes' Abend über ein Gedicht auszugießen,

¹⁾ 17. November 1819.

in dem Charakter und Gefühl den Körper für eine solche Hülle bilden. Zwei oder drei solcher Gedichte, wenn Gott mich verschonen sollte, die ich in den nächsten sechs Jahren schreiben könnte, würden ein ruhmvoller Anstieg ad Parnassum altissimum sein. Ich meine, sie würden mich stärken, auch einige wenige schöne Dramen zu schreiben — mein größter Ehrgeiz, wenn ich mich ehrgeizig fühle.“

Während ihn diese Pläne noch ganz erfüllten, kam jedoch eines Abends die Unterhaltung, wie Brown erzählt¹⁾, auf das komische Epos. Keats beschloß sofort, sich darin zu versuchen und widmete dieser Arbeit die Morgenstunden, während deren er mit größter Leichtigkeit schuf und bis zu zwölf Stanzen vor Tisch fertig brachte. Das Gedicht sollte den Titel „The Cap and Bells“ („Schellenkappen“) oder, was er vorzog, „Eifersüchteleien“ erhalten, und unter dem Pseudonym Lucy Vaughan Lloyd erscheinen. Das war freilich eine ganz andere Arbeit, als sie der Brief an Taylor erwarten ließ. Ein satirisches Gedicht mit politischer Färbung ist etwas, was so wenig zu Keats passen will, daß ein so feuriger Verehrer, wie Dante Gabriel Rossetti sich zu der unwilligen Äußerung veranlaßt sah: „Das einzige, ganz wertlose Zeug, das Keats je geschrieben hat.“²⁾ Doch gerade die politische Satire ist in dem Werkchen nicht ohne Geschick durchgeführt. Sie persifliert die Ehestreitigkeiten Georgs IV. und seiner Gemahlin, die damals im Vordergrund des öffentlichen Interesses standen; der Charakter des Fürsten Elfinan, der auf Drängen seines Parlaments sich zu einer ebenbürtigen Ehe entschließen muß, was ihn in seinen liebsten Gewohnheiten

¹⁾ Colvin, Keats, p. 183 nach Lord Houghtons MSS.

²⁾ Keats' Werke II, p. 488.

eines liederlichen Lebens hindert, und der sich nun durch Hofintrigen zu rächen sucht, den einen durch Versagung der Beförderung für sich, seine Nepoten und Tanten, den anderen durch absichtliches Übersehen kränken will, der, um seiner Wut einen Ausweg zu schaffen, schnell ein paar Todesurteile unterschreibt, ist eine Karikatur, wie sie in einer Satire berechtigt ist. Seit Swift sind die Engländer gewöhnt, für politische Satiren den phantastischen Schauplatz eines fingierten Staates zu wählen, die besondere Idee, seine Feenstadt in der Luft aufzuhängen, fand Keats vielleicht bei Ariost, den er damals eifrig las, in der Szene auf dem Monde. Auf Charakter und Ausdruck des Gedichtes aber hat Byrons Don Juan den mächtigsten Einfluß geübt. Die ersten beiden Gesänge des Don Juan waren vor wenigen Monaten erschienen und hatten das größte Aufsehen erregt. Keats hatte sie zweifellos gelesen, wenn er auch nichts davon in seinen Briefen erwähnt; denn das Muster ist nicht zu verleugnen. Byron selber fällt der Parodie zum Opfer, wenn Keats den Fürsten Elfinan, der bei der Ankunft seiner Gemahlin sich zu einem Liebesabenteuer aus dem Staube macht, höhnisch hinter ihrem Rücken ausrufen läßt:

„Farewell! farewell and if for ever! still
For ever fare thee well!“

Fast wörtlich ist der Anfang des bekannten Abschiedsgedichtes Byrons an seine geschiedene Gattin, das bei seiner Veröffentlichung von den meisten für eine heuchlerische Taktlosigkeit angesehen wurde. Auf Byrons Vorbild deutet vor allem die ironische Selbstverspottung eigener ernster Leistungen, und dies ist in der That bei Keats ein völlig fremder und befremdlicher Tropfen Blut. Was ist es aber anders als Selbstverspottung, wenn Elfinans sterbliche

Geliebte Bertha heißt, in Canterbury wohnt, mit Hilfe eines alten Legendenbuches verzaubert werden soll und nur am Markusabend zu gewinnen ist. Auch klingen einzelne Strophen, so besonders die Beschreibung eines Festzuges¹⁾, wie eine Parodie auf St. Agnes' Abend, worauf auch die Wahl der Spenserstanze hindeutet, die in ihrem Pompe in seltsamen Gegensatz zu dem leichten, spöttischen Tone steht. Hätte er in der Form sich lieber an Byron angelehnt und dessen aufgelöste Ottave rime gewählt! Doch war hier überhaupt kein Feld, auf dem Keats zum Wettkampf mit dem größten satirischen Dichter des neuen England hätte auftreten sollen; und Niemand wird bedauern, daß „The Cap and Bells“ nur ein Bruchstück geblieben ist, das mit dem Beginn der Intrige endet.

Nach einer Anmerkung, die Keats zu dem Gedichte machte, hatte er das Pseudonym Lucy Vaughan Lloyd gewählt, in gleicher Weise wie Reynolds Peter Cormoran, der in demselben Jahre erschienen ist, um es als das Werk dieser von ihm fingierten Dichterin erscheinen zu lassen. Es ist wohl möglich, daß die Freunde sich hier wie einst wechselseitig angeregt hatten, wenn auch Brown nichts davon erwähnt.

Wenn dieses satirische Gedicht einen merkwürdigen Kontrast zu dem Gemütszustand des Dichters bildet, so läßt uns dafür eine andere Arbeit, die er wahrscheinlich auch in diesen Winterwochen vornahm, einen um so tieferen Einblick darein thun. Es war dies die neue Bearbeitung des Hyperion, zu der er sich in den Abendstunden in ein abgelegenes Zimmer zurückzog. Eine Vision hat er selbst dieses seltsame Werk genannt. Er träumt sich in ein

¹⁾ Strophe 64 und 65.

wunderbares Blüenthal; bei einer Rosenlaube erquickt er sich an köstlichen Früchten und stillt seinen Durst an klarem Saft, der aber wie ein Schlaftrunk wirkt und ihn im Traume in einen zweiten Schlaf versenkt. Erwacht, ist Thal und Blütenreichtum verschwunden, und ihn umgeben die hohen Hallen eines Tempels; fern erschaut er ein mächtiges Standbild, dessen Züge Wolken umhüllen und zu dessen Füßen eine verschleierte Gestalt ein Opfer darbringt. Stufen führen zu ihr hinan, und eine Stimme fordert ihn auf diese Stufen zu ersteigen, denn sonst müßte er dort unten verderben. Seine Kräfte scheinen ihn plötzlich zu verlassen und nur mit äußerster Mühe gelingt es ihm dies Ziel zu erreichen. Hier entschleiert sich ihm auf seine Bitte die opfernde Gestalt, und der bleiche Mund der hohen Frau, in der er Moneta-Mnemosyne erkennt, enthüllt ihm das Geheimnis des Ortes. Mnemosyne war die Göttin gewesen, die in der letzten Szene des alten Fragmentes Apollo bei seiner Gottwerdung beigestanden hatte. An diese Gestalt knüpft nun der Dichter wieder an, doch nennt er sie hier mit dem lateinischen Namen Moneta. Sie kündigt ihm, daß er in Saturns Tempel stehe, zu Füßen des mächtigen Götterbildes, und daß dies die Überreste einer längst verschwundenen Zeit, das letzte Denkmal des Titanenkampfes seien, ihm dem Sterblichen, dem Träumer, der in der Welt sein Erbteil nicht erhalten, sei die hohe Gunst gewährt, unter ihrer Leitung das hohe Schauspiel dieses Kampfes zu begleiten. Nun beginnt die Schilderung wie im ersten Hyperion, mit einzelnen Änderungen und unterbrochen von einzelnen Fragen des Schauenden und den Erläuterungen der Führerin.

Seltsam dieser neue Guß des alten Metalles! Gebieterisch drängt sich die Frage auf: Wie kam dem Dichter der Ge-

danke, die plastischen klaren Glieder seiner ersten Dichtung mit diesem mystischen Gewande zu verhüllen? Mit Milton zusammen hatte Keats schon für den ersten Entwurf des Hyperion noch einen anderen Dichter eifrig studiert; dies war Dante. Die vier kleinen Bändchen von Careys englischer Übersetzung der göttlichen Komödie hatte er als einzige Lektüre auf die schottische Reise mitgenommen. Von einem merklichen Einfluß Dantes auf den ersten Entwurf kann trotzdem nicht die Rede sein. Die gleichmäßig hinrollenden, unaufhaltsam fortdrängenden Terzinen des göttlichen Gedichtes waren abhold jeder verweilenden Schilderung; und die Hölle Dantes zeigt keine trotzigen, kampfbereiten Dämonen, seine Teufel sind nur Henkersknechte, in bestimmte Kreise des großen Trichters gebannt, um das machtvolle Strafgebot der höchsten Gewalt an den Sündern auszuüben. Form und Inhalt der göttlichen Komödie sind dem Plan des ersten Hyperion gleichmäßig entgegengesetzt. Trotzdem war doch auch schon damals Dante nicht ganz fruchtlos an Keats' Geist vorübergegangen. Der fünfte Gesang, die Episode von Paolo und Francesca, hatte ihn tief ergriffen, und in jenen Tagen, da die Leidenschaft für Fanny zuerst in ihm Wurzel geschlagen hatte, war in seiner Seele der verwandte Ton angeklungen. Ein schöner Brief an die amerikanischen Geschwister berichtet von einem Traum, der ihn in den Höllenkreis der Sünder aus Liebe führte: „Ich hatte viele Tage in sehr gedrückter Stimmung zugebracht, da träumte ich, daß ich mich in jener Höllenregion befinde. Der Traum war einer der süßesten Freuden, die ich in meinem Leben empfunden habe: ich trieb umher in der wirbelnden Luft, wie sie dort geschildert ist, mit einer schönen Gestalt, deren Lippen sich mit den meinen vereinigten, eine Ewigkeit, wie es schien;

und inmitten all der Kälte und Dunkelheit war ich warm, ja blühende Baumgipfel entsprangen, und wir ruhten auf ihnen mit der Leichtigkeit einer Wolke, bis der Wind uns wieder weiter blies. Ich habe ein Sonett versucht; es wurden vierzehn Zeilen, aber nichts von dem, was ich empfand.“¹⁾)

Er hatte recht, denn das Sonett²⁾ zeigt nichts von der Tiefe und Einfachheit der Empfindung, die der Brief ausspricht; oder wenn sie da ist, birgt sie sich unter einem Gleichnisapparat, der ihre Wirkung zerstört. Dies Sonett ist ein interessantes Zeichen, wie Keats der Renaissance auch in ihren Fehlern ihren Tribut zollte. Von dieser gelehrten Pedanterie, die sich auf Kosten der Einfachheit ihren Bilderschmuck um jeden Preis aus der antiken Vorstellung holt, machen sich auch die besten Dichter der Renaissance nicht frei, und gegen sie wandten sich in erster Linie ihre Gegner. Daß Keats sich auch in diesem Zug ihnen verwandt fühlte, zeigt seine Bewunderung für Ronsard, von dem er ein Sonett übersetzte; und an dessen etwas verklausulierte Liebessonette, deren Feinheiten sich, wie man erzählt, seine Angebetete selbst erst von Gelehrten erklären lassen mußte, erinnert auch dies Sonett, das an Dante anknüpft.

Höchst wahrscheinlich trat Keats nun aufs neue und mächtiger die große Vision des italienischen Dichters vor die Seele, als er in den Winterabenden in der einsamen Studierstube seinen Hyperion wieder vornahm, um ihn in anderer Weise noch einmal zu beginnen. So entstand in ihm der Gedanke, selbst als persönlicher Zu-

¹⁾ Am 15. April 1819.

²⁾ S. Übers. No. IX. 14.

schauer an der Handlung teilzunehmen, auch er wie Dante, um nach einem gescheiterten Leben an einem überweltlichen Schauspiele sein Wesen wieder aufzurichten. Moneta mußte für ihn die Stelle von Virgil und Beatrice einnehmen; aus Mitleid für ihn wird sie ihm zur Stütze, Erklärerin und Leiterin. In dem Rahmen dieser Dante-Vision enthüllt er die ganze Welt des Leidens, das ihn damals quälte, den Kampf mit der Unbill des Schicksals, der um so erschütternder wirkt, da wir deutlich überall die Spuren des Unterliegens in diesem Kampfe sehen. Von dem Texte des alten Hyperion hat er nur die zwei ersten Bilder aufgenommen; er bricht in dem Momente ab, wo Hyperion seinen Sonnenpalast betritt. Die Hauptänderungen bestehen anfangs in Auslassungen, einige Bilder werden um einen Schatten dunkler gemalt, er spricht von „The shrouded vale“, und die prächtige Erinnerung an die Fingalshöhle verblaßt ihm zu einem Grabesbilde:

„Wie Steingebilde sind sie aufgerichtet
Am Grabe ihrer eignen Macht,“

heißt es jetzt. Noch sieht er überall die Gewalt des Schmerzes, Theas Worte sind die gleichen, doch der Kraft des Trotzes fühlt er sich nicht mehr gewachsen, und Saturns Erwachen wird zu einem schmerzlichen Klagegestöhn:

„Mir war's, als hört ich einen alten Mann,
Der irdischen Verlust auf Erden klagt.“

Zu Hyperions Titanendrohung ist er nicht mehr gelangt; und das zweite Buch ist glücklicherweise gar nicht in Angriff genommen —, er hätte hier nur traurig die eigene Größe zerstören können.

In der Einleitung aber, wo er ganz Freies und Neues schuf, zeigt er noch einmal seine ganze Dichterkraft. Der

erste Traum, die Schilderung des üppigen Blüthenhales, mutet wie ein letzter Nachklang des phantastischen Reichthums im Endymion an, im zweiten Traum wirkt der Gegensatz in der Größe des Leidens, das sich uns hier enthüllt, um so machtvoller. Nur drei Jahre waren vergangen, seit er sich in Schlaf und Dichtung nahe der Pforte des Dichtertempels gesehen und sich ungeduldig die Freuden ausgemalt hatte, die seiner warteten; nun hatte er die Hallen durchwandelt und ein ganzes Leben ausgelebt in diesen drei Jahren, alle höchste Seligkeit empfunden und die seelenschaffende Kraft des Leides erfahren, wie er in einem merkwürdigen Briefe schreibt.¹⁾ Jetzt klingt das Ende hier in schmerzvoller Bitterkeit aus:

„Niemand erreicht die Höhe“ — sprach der Schatten —
„Als der, für den die Schmerzen dieser Welt
Auch Schmerzen sind, die ihn nicht ruhen lassen.
Die andern, die den Erdenhafen fanden,
Wo sie gedankenlos den Tag verschlafen,
Verderben, wenn der Zufall sie geführt
Zu diesem Tempel, wo du halb verdarbst.“
„Doch giebt's nicht tausende in dieser Welt“
— Rief ich ermutigt durch des Schattens Stimme —
„Die ihre Brüder bis zum Tode lieben,
Die auch das Riesenleid der Welt empfinden
Und mehr noch, wie der armen Menschheit Sklaven
Für irdisch Gut sich mühn? Gewiss ich müßte
Hier andre sehn, und doch bin ich allein.“
„Sie, die du nennst, sie sehen nicht Gesichte“
— Sprach nun die Stimme — „sind nicht schwache Träumer,
„Sie suchen Wunder nur im Menschenantlitz
„Und nur Musik im Glückesklang der Stimme,
„Sie kommen nicht hierher und wollen's nicht,
„Doch du bist hier, weil weniger als sie.

¹⁾ An George, Februar 1815.

„Was kannst du Gutes thun der grossen Welt,
„Du und dein Stamm? Du bist ein Träumer nur,
„Ein Fieber für dich selbst. Denk an die Erde,
„Welch Glück, ja welche Hoffnung harrt dort deiner?
„Wo ist dein Hafen? Jedes hat sein Heim,
„Und jedem winken Tage Lust und Qual,
„Ob hoch, ob niedrig seine Arbeit ist,
„Sein ist der Schmerz und auch die Freude sein.
„Der Träumer nur vergiftet alle Tage,
„Trägt mehr an Leid, als seine Schuld verdient.
„Deshalb, um ihm ein Glücksteil zu gewähren,
„Ist deinesgleichen oftmals zugelassen
„In Gärten, wie du sie durchschritten hast,
„Geduldet in den Tempeln hier. Deshalb
„Stehst sicher du an dieses Standbilds Knien.“

In den ersten Tagen des Januar 1820 wurde er aus diesen Träumereien durch Georges plötzliche Ankunft aufgeschreckt. Dieser war ohne genügende Nachricht über den Stand seiner Londoner Angelegenheiten geblieben, von den Briefen, die John nach der Hiobspost aus Amerika an ihn gesandt hatte, hatte ihn keiner erreicht. So entschloß er sich kurz, einmal persönlich nachzuschauen. Die Reise war übereilt und hastig, da seine Sachen so schnell wie möglich abgewickelt werden mußten, weil er in Lionville unentbehrlich war. So hatte John wenig von ihm, und auch George machte sich erst nachträglich klar, wie verändert er den Bruder gefunden hatte. Beide nahmen sich zusammen, um einander nicht zu betrüben. John schrieb in diesen Tagen einen Brief an seine Schwägerin, worin er nach Möglichkeit den alten Ton leichter Heiterkeit aufrecht erhalten möchte. Diese gewisse Zurückhaltung namentlich von Georges Seite über seine Geldangelegenheiten hat wohl in erster Linie bei Brown den Gedanken aufkommen lassen: George habe unbrüderlich an John

gehandelt, diesem sein letztes Geld und damit die Aussicht, sich einigermaßen gesichert zu fühlen, genommen. Brown war zu viel um den Freund und kannte ihn zu genau, um nicht mit größter Sorge um ihn in die Zukunft zu blicken. Er sah selber nur, daß George eine beträchtliche Summe Geldes mit hinübernahm, und daß der Bruder fast nichts behielt. George hat sich später, als ihm der Verdacht der Freunde zu Ohren kam, der das brüderliche Verhältnis noch über das Grab zu zerstören drohte, Dilke gegenüber ganz gerechtfertigt. Wenn ihn ein Tadel treffen konnte, so war es der, daß er, zu sehr von Geschäften eingenommen, zu wenig die Melancholie des Bruders beachtet hatte. Doch John war damals verhältnismäßig wohl und George sah ihn von Freundesfürsorge umgeben, hätte ihm außerdem nicht helfen können, da er selbst ohne die thatkräftige Unterstützung von Mr. Abbey dem Ruin entgegengegangen wäre. Glücklicherweise zeigen Johns eigene Briefe und Äußerungen keine Spur, daß er den ganz unausrottbaren Verdacht Browns geteilt hätte. Er spricht bis zuletzt liebevoll von dem Fernen, und George, der sich später zu einem angesehenen Bürger von Lionville heraufarbeitete, hat, so sehr ihn dieser Verdacht schmerzte und seinen Kummer um den Verlust des Bruders erhöhte, immer mit demselben Stolze von ihm gesprochen, sein Andenken geehrt, wie und wo er konnte, und den Glauben an seinen Genius immer bewahrt.

Am 28. Januar verließ George London und den Bruder, den er zum letzten Male gesehen hatte. Noch war er von Liverpool aus kaum auf hoher See, als John von dem ersten Anfall der tödlichen Krankheit ergriffen wurde, den er selber sofort als sein Todesurteil erkannte. „Eines Abends“, so erzählt Brown den traurigen Her-

gang, der am 3. Februar stattfand, „kam er um 11 Uhr in einem Zustande nach Hause, der nach heftiger Trunkenheit aussah. Da diese Ursache, wie ich wohl wußte, bei ihm unmöglich war, war er mir doppelt beängstigend. Ich frug eilig: Was ist los, du fieberst? „Ja, ja“, antwortete er, „ich habe oben auf dem Omnibus gesessen, es war so kalt, daß ich ganz steif wurde, aber nun fühle ich nichts. Fieber, natürlich etwas!“ Er gab aber freundlich und augenblicklich nach, zu Bette zu gehen. Ich trat in sein Zimmer, als er gerade unter die Decke schlüpfte; als er in das kalte Linnen kam, hustete er leicht, noch ehe er sich auf das Kissen legte, und ich hörte ihn sagen: „Das ist Blut aus meinem Munde.“ Ich ging zu ihm, er prüfte einen Tropfen Blut auf seinem Bettzeug: „Bring mir Licht, Brown, und laß mich das Blut sehen.“ Nachdem er es fest angesehen hatte, sah er zu mir auf mit einer Ruhe in seinem Antlitz, die ich nie vergessen werde, und sagte: „Ich kenne die Farbe dieses Blutes, es ist Arterienblut; mich kann sie nicht täuschen, der Tropfen Blut ist mein Todesurteil, ich muß sterben.“¹⁾

Langsam erholte er sich von diesem Anfall, eine milde, weiche Stimmung war über ihn gekommen, er nahm dankbar die Liebe an, die man ihm von allen Seiten brachte, und er versuchte um der andern willen wieder zu hoffen. Die Briefe an seine Braut, kurze Zettel und Grüße, die er ihr nebenan hinsandte an Tagen, wo er sie nicht sehen durfte, oder wenn er, nachdem sie ihn verlassen, noch einen Gutenachtgruß von ihr haben wollte, spiegeln diese gedämpfte Innigkeit, wie sie in der Schwäche langsam Genesender liegt, wider: „Wenn ich dir dies sende“, schreibt

¹⁾ Colvin, Keats p. 193. Houghton MSS.

er an sie, „werde ich im vorderen Zimmer sein, um dich zu sehen, wenn du dich im Garten zeigst“, und der Brief schließt mit den pathetischen Worten: „Wenn ich sterben sollte, habe ich kein unsterbliches Werk zurückgelassen, nichts, um meine Freunde stolz auf mein Gedächtnis zu machen, aber ich habe das Prinzip der Schönheit in allem geliebt, und hätte ich Zeit gehabt, ich würde etwas geleistet haben, daß man sich meiner erinnerte. Solche Gedanken kamen mir nur sehr selten, solange ich gesund war und jeder Puls für dich schlug, nun teilst du mit dieser, darf ich sagen, letzten Schwäche edler Seelen alle meine Gedanken.“¹⁾

Anfang Mai erholte er sich mehr und mehr; ja in einem Briefe an seine Schwester ist sogar von einer erneuten schottischen Reise die Rede, die er auf Rat seines Arztes mit Brown unternehmen wollte, ein thörichtes Beginnen, das glücklicherweise nur ein flüchtiger Gedanke war. Luftveränderung schien aber in jedem Falle geraten; der treue Brown begleitete ihn auf einem kurzen Ausfluge nach Gravesend, und dann, als sich dieser zur Wanderung ins Hochland allein rüstete, ging Keats nach Kentishtown, um Hunt, der dort wohnte, nahe zu sein. Er that unrecht, diese neue Trennung von der Geliebten auf Rat der Freunde zu versuchen. Brown fürchtete sich, ihn in Wentworth Place allein zu lassen, und Leigh Hunt that auch sein bestes, ihn aufzuheitern und von sich und seiner Leidenschaft abzulenken. Er veranlaßte ihn zu Ausfahrten, ja hin und wieder auch zu Besuchen in Londoner Ausstellungen. Während dieser Wochen kam auch der dritte

¹⁾ Februar 1820. The Letters of John Keats, edited by H. Buxton-Forman, London 1895, p. 465.

Band Gedichte heraus. Leigh Hunt veröffentlichte sofort nach dem Erscheinen seine fein abgewogene und doch begeisterte Kritik.

Endlich ließ sich nach hartnäckigem Schweigen auch Jeffrey in der Edinburgh Review vernehmen. Die Entschuldigung, daß ihm erst jetzt die Werke dieses Dichters in die Hände gekommen seien, klingt merkwürdig; doch sucht er seine Versäumnis durch eine wirklich einsichtige Kritik des Endymion wieder gut zu machen. Keats hatte sich über dies Schweigen vorher gekränkt. „Die Edinburgh Review“, schrieb er an die Geschwister¹⁾, „fürchtet sich, mein Gedicht zu berühren, sie weiß nicht, was sie daraus machen soll, sie mag es nicht verdammen, und sie wagt es aus Furcht nicht zu loben, sie scheut sich ebenso davor, wie ich mich scheuen würde, einen Quäkerhut zu tragen. Die Sache ist die, sie hat keinen wirklichen Geschmack. Sie wagt ihr Urteil in einer so heiklen Frage nicht zu kompromittieren . . . Die Feigheit der Edinburgh ist schlimmer als der Mißbrauch der Quaterly.“ Jetzt aber war der arme Kranke in einem Gemütszustand, der ihn allen Erfolgen oder Mißerfolgen gegenüber gleichgültig machte. Seine ganze Seele strebte je länger, je mehr nur nach einem Ziele: Zurück in die Nähe der Geliebten. Die Qual der Leidenschaft und Eifersucht kehrte mit doppelter Gewalt zurück. Er verlor alle Selbstbeherrschung in den Briefen an Fanny. Die erste Folge war natürlich ein erneuter Anfall Ende Juni. Hunt, der den wahren Grund nicht ahnte, glaubte es ganz gut zu machen; er nahm ihn in sein Haus und pflegte ihn. Die nervöse Überreiztheit aber nahm nur zu. Je heißer in ihm die Leidenschaft

¹⁾ 18. Sept. 1819.

brannte, um so scheuer wurde er vor den Augen anderer. Die Überschrift wagte er in seinen Briefen an Fanny nicht mehr zu setzen aus Furcht, ein unbefugtes Auge könnte sie erspähen; selbst an Brown begann seine Eifersucht zu zweifeln, und als es das Unglück wollte, daß ein Brief von Fanny von den Kindern Hunts aus Unachtsamkeit geöffnet und Keats erst nach zwei Tagen übergeben wurde, sahen seine empfindlichen Nerven darin nur unverantwortliche Spionage. Ohne weitere Erklärung verließ er stehenden Fußes das gastliche Haus und kehrte nach Wentworth Place zurück, wo er wenige Wochen noch unter der treuen Pflege von Fanny und ihrer Mutter eine kurze Rast genießen konnte.

Zuerst in Hunts Hause scheint die Rede davon gewesen zu sein, daß er den Winter in Italien zubringen müsse. Wenn er anfangs auch vermied, davon zu sprechen oder zu schreiben, so war es doch in erster Linie dieser Gedanke gewesen, der dort seine Aufregung gesteigert hatte. Schon die kurze Strecke der Entfernung von Fanny ertrug er nicht, und nun sollte er Länder und Meere zwischen sich und sie legen! „Shakspere“, schreibt er an die Braut¹⁾, „zieht immer das Fazit der Dinge in meisterlicher Weise. Hamlets Herz war voll solchen Wehs wie das meine, als er zu Ophelia sagte: ‚Geh in ein Kloster, geh, geh.‘ Ich sollte alles auf einmal aufgeben, ich sollte sterben! Mir ist die brutale Welt zum Überdruß, auf die du lächelst. Ich hasse Männer und Frauen noch mehr, ich sehe nichts als Dornen in der Zukunft.“ Jetzt als die Jahreszeit vorrückte und an den Augustabenden die kalten Winde zu wehen begannen, wurde die Forderung

¹⁾ August 1820. Letters, p. 502.

der Reise immer dringender. Keats schrieb nun an Brown mit der direkten Bitte, ihn nach Italien zu begleiten. Seine Briefe aber erreichten den Wanderer nicht, und die sehnlichst erwartete Antwort blieb aus. In dieser Not fand sich ein Ersatz für Brown in Joseph Severn, an den Keats wohl selbst nur wenig gedacht hatte. Haslam war es wieder, der Severn den Vorschlag machte, Keats zu begleiten, da er der einzige von den Freunden wäre, der hierzu in der Lage sei, und sonst Keats in dem fremden Lande sterben könne, ohne daß einer von ihnen etwas davon erführe.

Severn scheint gleich bereit gewesen zu sein und mit einem seiner schnellen Entschlüsse die Aussichten, die ihm sein Londoner Leben bot, über Bord geworfen zu haben. Diese Aussichten waren allerdings sehr gering, da ihm der Neid seiner Studiengenossen sein Leben und Wirken arg verbitterte. Doch erwarb er sich damals seinen Lebensunterhalt ganz auskömmlich durch Miniaturbilder, worin er auch einige Berühmtheit erworben hat. Der Zorn seines Vaters grenzte daher an Tollheit, als er von dem unsinnigen Plan seines Sohnes hörte, diese leidlich gesicherte Lebenslage, in der er ihn mit Angst und Bangen sah, wieder aufzugeben um der für ihn nichtsagenden Aussicht willen, in Rom vielleicht auf Grund seiner Medaille ein Stipendium der englischen Akademie zu erhalten. Unbeirrt aber machte sich Severn reisefertig, um am 18. September den kranken Freund in Gravesend zu treffen, wo sie sich zusammen auf einem Schiff, Maria Crowther, einschifften.

Brown hatte unterdessen endlich die beunruhigenden Nachrichten erhalten und machte sich sofort auf den Heimweg — er kam nach London um einen Tag zu spät und mußte

nachher zu seinem Kummer erfahren, daß in Gravesend ihre Schiffe dicht bei einander gelegen hatten, so daß sie sich auf Deck hätten sehen können. Das war nicht der einzige Unstern, der den armen Kranken auf seiner Reise begleitete. Vierzehn Tage wurden sie durch widrige Winde im Kanal aufgehalten, eine Zeit, die sie bis nach Spanien hätte bringen sollen. Vor Yarmouth auf der Insel Wight mußte das Schiff vor Anker liegen, und von hier aus schrieb er auch an Brown den ersten seiner herzzerreißenden Abschiedsbriefe. Er möchte ruhig sein, möchte mit dem Freunde über Dinge sprechen, die ihn nicht zu sehr aufregten — umsonst! „Selbst wenn mein Körper sich erholen könnte, das würde es verhindern. Gerade das, wofür ich am meisten leben möchte, wird die Hauptursache meines Todes sein. Ich kann es nicht hindern, wer könnte es? Wäre ich gesund, das würde mich krank machen. Wie kann ich es in meinem Zustande ertragen? Du wirst wohl erraten, worauf ich anspiele, du weißt, was mir den größten Schmerz während der ersten Zeit meiner Krankheit in deinem Hause gemacht hat. Ich ersehne den Tod Tag und Nacht, um mich von dieser Pein zu befreien, und dann wieder wünsche ich mir den Tod fort; denn der Tod würde jene Schmerzen zerstören, die besser sind als nichts. Land und See, Schwäche und Krankheit sind große Trenner, aber der Tod ist der große Ehescheider für immer. Wenn der Schmerz dieses Gedankens durch meine Seele gegangen ist, dann kann ich wohl sagen: Die Bitterkeit des Todes ist vorüber.“ Dann folgt eine leidenschaftliche Bitte an Brown, der Fürsprecher der Geliebten zu sein: „Du glaubst vielleicht, sie habe viele Fehler, glaube um meinetwillen, sie habe keinen . . .“ Das war am 28. September geschrieben, und am gleichen Abend entstand der Abschiedsgruß an die

Geliebte in dem letzten Gedicht, das er je geschrieben hat, das schöne, tiefrührende Sonett:

„Glanzvoller Stern, wär ich wie du beständig.“¹⁾

Und wieder wollte es das Schicksal, daß der Freund, an dem seine Gedanken so hingen, nur wenige Stunden von ihm im Dilkeschen Hause in Chichester weilte. „Wo war mein Leitstern?“ rief er schmerzlich aus, als er von diesem zweiten Verfehlen hörte.

Endlich war das Wetter günstig genug, daß das Schiff absegeln konnte, die Reise ging anfangs gut von statten; Keats sah besser aus, und Severn versuchte sein bestes, um dem Freunde guten Mut zu machen. Doch waren sie auf dem Schiff schlecht untergebracht, die Nahrung war mangelhaft, der Komfort gleich Null, und was am ungünstigsten auf den Kranken wirkte, war, daß an Bord als einzige Passagierin eine schwindsüchtige Dame, Miss Cotterill, weilte, mit der Keats immer zusammen war, und die nur zu geneigt war, dem Leidensgenossen von ihrer Krankheit zu erzählen. In der Bucht von Biscaya aber hatten sie tagelang heftigen Sturm, daß die Mannschaft für das Schiff bangte, die Passagiere in der Kajüte eingeschlossen waren, und Severn wirklich fürchtete, daß Keats all den Beschwerden erliegen würde. Er fühlte sich deshalb nicht wenig erleichtert, als auf die Frage in die Kajüte des Freundes: „Ist das nicht hübsche Meeresmusik?“ dieser mit einer Zeile aus einem beliebten Volksliede antwortete:

„Das ist Wasser. das vom Meer sich trennt.“

Solche Wortspiele, zu denen Keats in allen besseren Stunden aufgelegt war, täuschten den guten Jungen immer

¹⁾ S. Übers. No. IX. 17.

wieder, und mit seinem gesunden Temperament und den guten Nerven, Eigenschaften, die den armen Keats oft genug aufregten, war er schnell bereit, die Gefahr, die den Freund umgab, nicht zu sehen. So klingt auch seine Schilderung der Quarantäne in der Bucht von Neapel amüsant genug; denn auch noch diese Prüfung hatten die Reisenden, nachdem sie glücklich das Ziel vor Augen hatten, zu überstehen. Hätte Keats nur einmal noch sich als ein Bürger dieser Welt fühlen können, mit welcher Begeisterung hätte seine schönheitsdurstige Seele das Bild, das sich hier vor ihm ausbreitete, erfaßt! „Wer möchte in einem Land des Nebels leben, wenn solch ein Land wie Italien existiert?“ hatte er noch im Frühjahr 1818¹⁾ geschrieben, und nun zeigte es sich ihm in aller Pracht und in seinem Glanze; aber die Fülle des Lebens, die ihm von dort winkte, drückte ihn nur nieder —, er war kein Bürger mehr von dieser Welt.

Während der Quarantäne bekamen sie Gesellschaft. Der Bruder der Miss Cotterill, der in Neapel lebte, kam und versorgte sie mit Früchten und einigem Komfort; er zeigte sich jetzt, wie auch später in Neapel, äußerst freundlich und dankbar gegen die Reisegefährten seiner Schwester und gehörte auch bald zu den Bewunderern der Werke des jungen Dichters. Auch ein inspizierender Offizier mit sechs Mann Mannschaft, der sich gegen die Quarantänenvorschriften an Bord gewagt hatte, mußte daselbst verbleiben, was natürlich dem neapolitanischen Völkchen, dem alles zum Fest wird, ein Hauptvergnügen machte, so daß das Schiff mit Halloh, Gesang, neapolitanischen Wortwitzten, die Mr. Cotterill den Passagieren übersetzte, umschwirrt war. Volle sechs Wochen waren vergangen, daß die Reisenden sich

¹⁾ An Reynolds, 10. April 1818.

in Gravesend eingeschifft hatten, als sie endlich den Boden Italiens betraten.

Severn war fast berauscht von all dem Neuen, was sein Künstlerauge, das noch nie über den Nebel von London hinausgesehen hatte, hier erblickte; der kranke Freund, der ihm zur Obhut übergeben war, nahm sich vor ihm zusammen. Es konnte ja auch gar nicht anders sein: hier mußte jeder Kranke genesen, und Severn war so jung, gesund und hoffnungsfroh. Aus dieser Stimmung heraus gab er einen möglichst günstigen Bericht an die englischen Freunde, ganz sicher scheint ihm die Hoffnung auf Keats' Wiederherstellung. Neben ihm aber saß einer, der mit etwas schlimmerem als dem Tode, der mit der Verzweiflung rang, der, „wenn je einer ohne die Fähigkeit der Hoffnung geboren war, dieser eine war“. Mit glühendem Kopf und Herzen schrieb er an Brown¹⁾: „Ich kann ertragen, zu sterben, ich kann es nicht ertragen, sie zu verlassen. O Gott, Gott, Gott —! Alles, was ich in meinem Koffer habe, was mich an sie erinnert, durchdringt mich wie ein Speer. Das seidene Futter, das sie in meine Reisemütze nähte, versengt mir den Kopf; meine Einbildungskraft ist fürchterlich scharf — ich sehe sie, ich höre sie — o, daß ich begraben sein könnte, wo sie lebt. Ich fürchte mich, an sie zu schreiben, einen Brief von ihr zu erhalten. Ihre Handschrift zu sehen, würde mir das Herz brechen... O Brown, ich habe glühende Kohlen in meiner Brust; mich wundert, daß ein Menschenherz so viel Elend in sich bergen und tragen kann.“

So blieben sie denn auch nur einige Tage in Neapel, das Leben um ihn war ihm nur wie ein Traum: „Jeder, der

¹⁾ 1. November 1820.

sein Boot rudern kann und gehen und plaudern, scheint mir ein anderes Wesen als ich selbst zu sein.“ Noch in England hatte Keats eine überaus freundliche Einladung von Shelley erhalten, den Winter über in seinem Hause zuzubringen. Shelley war seit der Veröffentlichung des dritten Bandes der Gedichte durch die Großartigkeit des Hyperion-fragmentes so von der hohen Begabung des Dichters überzeugt, daß er sein Leben als ein kostbares Gut betrachtete. Keats hatte damals dankbar und gerührt, aber bestimmt abgelehnt. Nun fand er in Neapel einen neuen Brief mit der Wiederholung der Einladung. Die Reisenden aber hatten ihren Plan auf Rom festgesetzt, umsomehr, da sie dorthin einen Empfehlungsbrief an einen englischen Arzt, Dr. Clark, hatten, der auch zugesagt hatte, sich in jeder Weise des Invaliden anzunehmen. Wieder möchte uns Severn glauben machen, daß auch der Kranke etwas von dem übermächtigen Zauber der Weltstadt mitgenossen hätte. Durch Porta San Giovanni am Lateran betraten sie Rom und standen bald vor Staunen gefesselt vor dem Kolosseum. Dr. Clark hatte Zimmer für sie an der spanischen Treppe gemietet, wo sie sich gut aufgehoben sahen und vor allen Dingen dicht neben Dr. Clarks eigenem Logis wohnten. Severn mußte auf Keats' besonderen Wunsch ein Instrument mieten, denn er war auch musikalisch begabt, und Keats hatte seit seiner Kindheit, als er Cowden Clarkes Spiel lauschen durfte, eine leidenschaftliche Zuneigung zur Musik. Mehrere seiner kleinen Gedichte, wie vor allem das anmutig schalkhafte Lied: „Husch, husch, tritt sacht meine Isabel“¹⁾, sind Texte, die er Lieblingsmelodien unterlegte. Jetzt war die Musik ihm eine Quelle, aus der er Stunden innerer Ruhe

¹⁾ S. Übers. No. VIII. 5.

und Friedens trank. Besonders gern hörte er Haydn. „Dieser Haydn ist wie ein Kind“, rief er dann aus, „man weiß nie, was er im nächsten Augenblick thun wird.“

Anfangs schien es auch wirklich, als ob sich Severn diesmal nicht getäuscht hätte; über die italienischen Unbequemlichkeiten und das schlechte Essen half ihnen die gütige Fürsorge des Clarkschen Ehepaares fort, das Wetter war bis tief in den Dezember hinein herrlich und lud zu Ausflügen ein. Keats begann mit Eifer das Italienische zu studieren, das er bald so bemeisterte, daß er es mit Genuß lesen konnte. Severn erzählt, daß er einst bei einer Stelle in einer Tragödie Alfieris:

„Misera me, sollievo a me non resta
Altro che il pianto, e il pianto e delitto“

von dem Gedanken an sein eigenes Schicksal überwältigt das Buch beiseite geworfen habe. Selbst der letzte Brief an Brown vom 30. November klingt nicht so trostlos wie die früheren. Severn hatte eine Empfehlung an Canova von Sir Thomas Lawrence und war, was ihn entzückte und mit Stolz erfüllte, von Gibson, bei dem ihn Dr. Clark einführte, mit äußerster Liebenswürdigkeit und Wohlwollen aufgenommen worden. Nun machte er sich mit Eifer an sein Bild „Der Tod des Alcibiades“, das er zu einer bestimmten Zeit nach London einsenden mußte, um das Stipendium zu erhalten; da kam für ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel am 10. Dezember ein erneuter Anfall, den Keats selbst von Anfang an als seine Todesbotschaft betrachtete. Er wollte nichts mehr von Erholung wissen, trotzdem noch einmal nach Weihnachten eine kurze Zeit der Besserung eintrat. Zu gut hatte er seine ärztliche Erziehung genossen, um nicht seinen Fall in allen Einzelheiten und Symptomen beurteilen zu können. „So

sehr“, schrieb Severn, „daß, was ich auch an Sympathie äußern mochte, ich nicht die geringste Hoffnung auf Leben für ihn hören lassen durfte. Er erklärte seinen eigenen Fall so klar und deutlich und beschrieb so ruhig, wie er sterben würde und wann, daß ich keine Antwort als Schweigen hatte, und das wußte er.“

In den warmen und zeitigen Frühlingstagen des römischen Januar durfte er langsam seinen Lieblingsweg am Monte Pincio entlang gehen, ja selbst zu reiten war ihm erlaubt. Ein schwindsüchtiger junger Offizier, ein Mr. Elton, schloß sich auf diesen Spazierwegen den beiden Freunden an, und Severn gedachte oft gerührt der Anstrengung, die Keats machte, um in seiner Gegenwart heiter und froh zu erscheinen. Auf diesem Wege trafen sie häufig die berühmteste Schönheit, Prinzessin Bonaparte, deren geübtes Auge sofort die elegante Figur und die schönen Züge Eltons herausfand. Ihre schmachtenden Blicke aber fanden wenig Anklang bei den armen Kranken, die angeekelt sich einen anderen Weg suchten.

Ende Januar wiederholte sich der böse Anfall. In der ersten Nacht nach diesem neuen und letzten Rückfall, der selbst dem immer sanguinischen Severn die letzte Hoffnung nahm, nachdem der erschöpfte Kranke in den Schlaf gesunken war, kam Severn, der von dem Anblick des blassen Antlitzes vor ihm zu Thränen gerührt wurde, der Gedanke, dies Bild, das ihm in die Seele drang, auch für die Freunde aufzubewahren. Dem verdanken wir die in aller ihrer Einfachheit so ergreifende Zeichnung, die besser als alle Worte von diesen letzten, trostlosen Leiden spricht.

Trübe, angstvolle Wochen begannen nun für den armen Severn. Seine pekuniären Schwierigkeiten wuchsen,

denn die 100 £, die Taylor, um die Reise möglich zu machen, vorgeschossen hatte, waren verbraucht. Zudem drohte ihm nach des Freundes Tod wahrer Ruin, da das römische Gesetz Verbrennung der Einrichtung, in der ein Schwindsüchtiger gestorben war, verlangte. Wohl waren beide Clarks von rührender Freundlichkeit, alles, was Keats essen durfte, bereitete Mrs. Clark selbst, da „in dieser Öde“ nichts zu erhalten war. Mr. Clark kam oft mehrere Male während der Nacht, Severn aber war doch der einzige Pfleger, und jetzt offenbarte sich so recht sein goldener Charakter, seine unermüdliche Geduld. „Tag um Tag, Nacht um Nacht bin ich hier bei meinem sterbenden Freunde . . ., ich bin von aller Malthätigkeit abgeschnitten, was für mich üble Folgen haben kann. Der arme Keats hat mich immer um sich und prägt sich die Gestalt des einen, einsamen Freundes ein. Er öffnet die Augen voll Zweifel und Schrecken, wenn sie aber auf mich fallen, schließen sie sich sanft, öffnen sich ruhig und schließen sich wieder, bis er in Schlaf sinkt. Dieser Gedanke allein würde mich bei ihm festhalten, bis er stirbt; und was sage ich, daß ich meine Zeit verliere, die Vorteile, die ich gewonnen habe, Keats zu kennen, sind doppelt, dreifach gegen die, die ich aus einer anderen Beschäftigung hätte ziehen können.“

Diesen verhältnismäßig stillen Tagen waren aber solche des Sturmes vorhergegangen, in denen der arme Kranke mit der Heftigkeit der Verzweiflung sein letztes Trostmittel, eine Flasche Opium, von Severn verlangte, die dieser auf seinen Wunsch noch vor der Einschiffung in England hatte kaufen müssen. Severn konnte kaum seiner Herr werden; denn Keats fürchtete vor allem einen langen, hinsiechenden Todeskampf, und fürchtete seine

Schrecken besonders für den Freund. Erst als Severn die Flasche dem Arzt übergeben hatte, beruhigte er sich etwas; allmählich kam dann ein feierlicher Ernst über ihn, und selbst der Arzt konnte dem überirdischen Blick der großen braunen Augen und der täglich wiederholten Frage: „Wann hat dies, mein posthumes Leben, ein Ende?“ nicht widerstehen und mußte verstummen. Zum Freunde sprach er ruhig über seinen Tod, gab ihm Vorsichtsmaßregeln und Weisungen, was er danach zu thun habe; von der Heimat aber konnte er nichts mehr hören, und als ein Brief von Fanny Brawne ankam, ertrug er es nicht, darauf zu sehen und bat Severn, ihn mit einem anderen uneröffneten seiner Schwester und einer Haarlocke in seinen Sarg zu legen. Seine abgezeehrten Hände spielten beständig mit einem geschliffenen Karneol, dem letzten Geschenke der Geliebten. Damals sagte er zu Severn die bedeutungsvollen Worte, daß er auf seinem Grabe nicht seinen Namen, sondern nur die Aufschrift haben wollte: „Hier liegt einer, dessen Name in Wasser geschrieben ist.“

„Während der letzten Tage“, berichtet Severn in seinen Erinnerungen, „hieß er mich gehen, um den Ort zu sehen, wo er begraben werden sollte. Er drückte seine Freude aus, wie ich ihm erzählte von der Cestiuspyramide, dem üppigen Grase und den vielen Blumen, besonders den zahllosen Veilchen, von der Ziegen- und Schafherde und dem jungen Hirten; alles das bewegte ihn tief. Veilchen waren seine Lieblinge, und er freute sich zu hören, wie sie die Gräber überwucherten. Er versicherte mich, daß er schon fühle, wie die Blumen über ihm wüchsen.“

Endlich am 23. Februar nachmittags einhalbfünf kam die letzte, ersehnte Stunde. „Severn, richte mich auf, — ich sterbe. — Ich werde leicht sterben, fürchte dich nicht.

Danke Gott, daß es gekommen ist“ — dann schlossen sich langsam wie zum Schlaf die armen Augen, er schlief ein wie ein müdes Kind. Der Freund aber, in dessen Armen er gestorben war, war so gebrochen und erschüttert, daß er anfangs nichts als abgerissene Zeilen mit zitternden Händen schreiben konnte. Eine in tiefer Trauer zusammen-gesunkene Gestalt hat er auf das leere Blatt dieses für Brown bestimmten Briefes gezeichnet.

Erst am 17. oder 18. März erreichte die Trauerkunde die englischen Freunde, drei Wochen seitdem er seinen Wunsch, seinen bescheidenen Wunsch erfüllt sah, Frieden im Grabe zu finden. Nur Dr. Clark außer Severn, und ein junger englischer Bildhauer, Mr. Ewing, der für den Kranken eine Zuneigung gefaßt und in der letzten Zeit ihn öfters besucht hatte, folgten ihm zu der schönen, stillen Ruhestätte am Monte Testaccio, im Schatten der dunkeln Cypressen und der Cestiuspyramide. Die Poesie dieses Ortes hat nicht nur Keats' sterbendem Auge die Schrecken des Todes umhüllt. „Es macht einen in den Tod verliebt“, schreibt Shelley bald darauf, „zu denken, daß man an einem so lieblichen Orte begraben liegen sollte.“ Und auch Goethe wußte sich keinen schöneren Abschluß des Lebens zu wünschen als:

„Hermes, führe mich später
„Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab.“

Goethe konnte nur in Gedanken dort seines Sohnes letzte Ruhestätte suchen, Shelley aber sollte nur zu bald sein Wunsch erfüllt werden.



Kapitel IX.

Schluss.

Tiefer, schmerzlicher ist wohl nie ein Freund von Freunden betrauert worden. „Keats muß wieder gesund werden“, hatte Haslam gleich im ersten Brief geschrieben, „und wenn es nur für uns ist; ich kann es nicht ertragen, ihn zu verlieren. Wenn ich weiß, was lieben heißt, so liebe ich wahrlich John Keats.“

Und Browns Schmerz nach dem Tode drückte sich in den Worten aus: „Das höchste Lob, das ein Sterblicher haben kann, gehört Keats; niemand konnte ihn sehen, ohne ihn zu lieben, und niemand konnte ihn kennen und ihn unfreundlich behandeln.“ Gleich nach der ersten beunruhigenden Nachricht schrieb er an Severn: „Entweder ich erhalte in kurzem günstigere Nachricht oder ich muß das Bitterste erdulden. Ich fühle — und ich kann nicht anders — alle deine Aufmerksamkeit für meinen unglücklichen Keats, als wenn sie mir selbst erzeigt wäre . . . er ist mir immer und allezeit gegenwärtig — jetzt gerade scheint er bei mir zu sitzen und mich anzusehen. So sehr ich ihn auch geliebt habe, ich wußte nicht, wie fest er mein Herz unwunden hat.“ Leigh Hunt hatte in seiner Art wenige Tage nach Keats' Abreise im Indicator ein paar Abschiedsworte an Keats veröffentlicht; mehr aber als dieser Zeitungsgruß, so warm und tief er auch empfunden ist, zeigt ein Brief, den er, unwissend,

daß der Freund schon unter den Toten weilte, am 8. März an Severn schrieb, wie sehr er an ihm hing und wie die kleine Verstimmung vergessen war: „Sage ihm, dem großen Dichter und edelherzigen Menschen, daß wir alle sein Gedächtnis im köstlichsten Teil unseres Herzens tragen werden, und daß die Welt sich davor beugen wird, wie unsere Liebe es thut. Oder wenn ihn das beunruhigt, sage ihm, wir werden nie aufhören, ihn zu lieben und sein zu gedenken Sage ihm, daß er uns hier vorausgeht, wie er in allem anderen es that. Die Thränen kommen mir wieder in die Augen. Mein nächster Brief soll etwas mehr für dich, etwas erfrischender für deinen Geist sein, der sicherlich nicht wenig niedergedrückt ist. Doch ob unser Freund stirbt oder nicht, es wird nicht zu unseren mindest stolzen Erinnerungen gehören, daß du halfst, das Krankenbett eines so edlen Wesens sanfter zu machen.“

Und Fanny Brawne — ? Von ihr wissen wir weniger und Unbestimmteres als von allen Freunden. Brown hatte sich die Bitte des sterbenden Freundes, ihr Verteidiger zu sein, zu Herzen genommen und war durchaus takt- und rücksichtsvoll gegen sie: er war es auch, der Severn eine gute Meinung von ihr beibrachte, die allerdings von der Familie Dilke nicht geteilt wurde. Nach dem wenigen, was uns im späteren Leben von ihr bekannt ist, ist aus dem flatterhaften jungen Mädchen eine tüchtige, charakterfeste Frau geworden, die unabhängig ihre Meinungen und Absichten durchführte; Buxton-Forman erzählt, daß sie eine besondere Vorliebe für das Studium der Sittengeschichte gehabt habe, in dem sie große Kenntnisse entwickelt habe. Auch Medwin¹⁾, der Shelley-Biograph, weiß zu berichten,

¹⁾ Life of Shelley (1847), 89 ff.

daß Fanny, die später einen Mr. Lindon geheiratet hatte, mit Liebe und freundlichem Gedächtnis über Keats geurteilt habe: „Mehr als ein Jahr vor seiner Abreise nach Italien sah ich ihn jeden Tag“, schließt sie ihre Äußerung an Medwin, „und war Zeuge seiner geistigen und körperlichen Leiden, und ich kann wohl sagen, daß er nie einen unfreundlichen, viel weniger einen heftigen Ausdruck gegen irgend jemand zu brauchen im stande war.“ Das klingt anders und ihrer würdiger als die häßliche, so oft citierte Stelle, die Dilke aus einem Briefe an ihn mitteilt: „Der thörichte junge Dichter, der so verliebt in mich war.“

Taylor, der schon zu Keats' Lebzeiten sein Bestes gethan hatte, um ihn vor pekuniärem Mangel zu schützen, beeilte sich, Severn mitzuteilen, daß einige Freunde von Keats 100 £ zusammengelegt hätten, um damit die nötigsten Kosten von Arzt und Begräbnis zu bestreiten. Brown, der ja wohl am meisten verloren hatte, suchte nun wenigstens einen Teil seiner Freundschaft für den Toten auf Severn zu übertragen, und daraus entwickelte sich eine lange vertraute Korrespondenz, die noch Jahrzehnte später das gemeinsame Band des treuen Gedächtnisses an den geliebten Toten bewahrte, dem sich dann später als schönster Lohn der Stolz auf seinen wachsenden Ruhm anreihet.

Namentlich Severn genoß mit rührend kindlicher Glückseligkeit diesen Ruhm mit. Einstweilen hatte er freilich, so freundlich er auch in den englischen Kreisen in Rom aufgenommen wurde, viel zu leiden von der Ungläubigkeit und Unwissenheit seiner Landsleute über die Bedeutung seines Freundes. „Kaum konnte ich irgend einen überreden, sich die Mühe zu geben, Keats' Werke zu lesen, so groß war das Vorurteil“, klagt er noch viel

später: „Hier liegt einer, dessen Name in Wasser geschrieben und seine Werke in Milch und Wasser, das zu hören, war ich jahrelang verurteilt, als wenn es eine Pasquinade gewesen wäre.“

Kein Wunder, daß bei solch einer Ansicht des Publikums die Freunde unsicher und ängstlich umhertappten, wie sie das Gedächtnis des toten Dichters ehren sollten. Die nächste Frage war die Inschrift des Grabsteines — kein Name, kein Datum, nur die traurigen Worte, die er als Epitaphium gewünscht hatte, sollten darauf stehen, war des Sterbenden ausdrücklicher Wunsch gewesen. Dem zuwiderzuhandeln wagten sie nicht, doch so fest war ihr Vertrauen auf die Nachwelt nicht, um zu hoffen, daß sie ohne alle Erklärung diese Worte einst verstehen würde, und der herzlose Spott, unter dem Severn so litt, schien ihnen recht zu geben; nur der geschmackvolle Taylor drang darauf, alles übrige fortzulassen. „Ich sehe voraus“, schreibt er gleich anfangs an Severn, „daß diese Worte der Nachwelt eine deutlichere Erklärung geben werden, als jede Alltagsinschrift, die man in Westminster Abbey findet.“ Doch drang Browns Autorität durch, der wohl in erster Linie für den Wortlaut verantwortlich ist, wie er nun auf dem einfachen Steine steht:

DIES GRAB
ENTHÄLT ALLES, WAS STERBLICH WAR
VON EINEM
JUNGEN ENGLISCHEN DICHTER,
DER
AUF SEINEM TOTENBETTE
IN DER BITTERKEIT SEINES HERZENS
ÜBER DIE BOSHAFTE MACHT SEINER FEINDE
WÜNSCHTE,
DASS DIESE WORTE AUF SEINEN GRABSTEIN GEMEISSELT WÜRDEN:
„HIER LIEGT EINER,
DESSEN NAME IN WASSER GESCHRIEBEN IST.“
FEBR. 24. 1821.

Der einzige Schmuck ist eine griechische Leier mit halb gelösten Saiten, wie sie Severn nach einem Original im Britischen Museum entworfen hatte. Später sah auch Brown den Mißgriff, der in dieser halben Polemik auf dem Grabsteine liegt, ein; Severns rastloser Geist plante immerfort neue und schönere Denkmäler — doch wie es dasteht und schließlich geblieben ist, hat es seinen historischen Wert. Es erzählt uns ein Stück der traurigen Geschichte dieses Lebens, und Dilke hat recht, wenn er abriet, etwas zu ändern, da dies eine Geschichtsfälschung sei.

Mit der Denkmalfrage Hand in Hand gingen die Verhandlungen über eine Biographie des Dichters zwischen Rom und London hin und her. Auch hier war der Fehler, daß zu viele sich dazu berufen fühlten, so daß schließlich keiner der Freunde sie schrieb. Taylor hatte gleich auf die Todesnachricht in etwas geschäftlichem Übereifer sich genaue Daten von Severn erbeten, um ein Memorandum zu verfassen. Brown aber fühlte sich als der Einzige, der ein Recht hierauf habe und war durch Taylors Eile verletzt. Die übrigen, wie Leigh Hunt und Reynolds, gaben ihre Absicht zu Browns gunsten auf, und Jahre und Jahre sammelte und schrieb Brown, von Severns Ungeduld immer wieder gemahnt, bis er endlich all sein Material vor seiner Übersiedlung nach Neuseeland einem übergab, der Keats nie gesehen hatte. Und Monckton Milnes' feinsinnige Biographie zeigt wieder, daß ein Unbefangener, der mit Verständnis und tiefer Verehrung für die Werke sich das Lebensbild aus allen Reflexstrahlen zusammensetzt, geeigneter ist, einen fremden Geist ganz zu erfassen, als die zu nahe stehenden Freunde.

Während aber so die nächsten Freunde um Keats

trauerten und um seinen Ruhm sich sorgten, wurde einer bei der ersten erschütternden Nachricht von seinem Genius angetrieben, dem Toten ein hohes Todesopfer zu bringen, ihm ein Klagelied zu singen, wie die Litteratur aller Zeiten ihrer nur wenige besitzt; und das war Shelley. Fast zwei Monate nach dem Tode von Keats hörte er die Trauerkunde, und ohne nähere Berichte abzuwarten, verfaßte er seinen Adonais, der schon Anfang Juni zur Veröffentlichung bereit lag. Es sind an früheren Stellen mehrfach die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Dichtern berührt worden; nicht Shelleys Schuld war es, daß sie sich nicht herzlicher und vertrauter gestaltet hatten. Er hatte in Keats einen Dichter von höchster Begabung erkannt, wenn er auch einstweilen die Erfüllung dessen, was seine früheren Gedichte versprochen, nur im Hyperion erblickte. Auf's tiefste traf ihn daher die Kunde, daß dies Leben, das er als ein „kostbares Gut“ betrachtete, ein so jähes Ende gefunden habe.

Es ist nicht schwer zu verstehen, wie sich bei Shelley die Ansicht, daß die direkte Ursache von Keats' Tode die Verbitterung infolge der infamen Kritiken der englischen Reviews gewesen sei, so festsetzte, daß sie zum Leitmotiv seines Adonais wurde. Shelley hatte ja selbst so stark, ja noch stärker als Keats, unter der boshaften Perfidie der Quaterly Review zu leiden gehabt, und ihn wie Byron hatten diese Pfeile aus dem Hinterhalt, — denn die Anonymität, hinter der sich damals die große Mehrzahl der Kritiken verbarg, gab den Angriffen etwas doppelt Gehässiges —, für immer aus der Heimat vertrieben.

Dies Jahrhundert „des eisenherzigen, nicht mehr löwenherzigen England“, ruft Ruskin aus, „das alle seine großen Männer, deren Herz am gütigsten und deren Geist am

meisten empfänglich für die Werke Gottes war, hat ohne Hoffnung sterben lassen.“ Unter diesen Männern stehen Byron, Shelley und Keats oben an, und die Grabschrift, die dieser sich selbst gesetzt hat, zeigt allein, wie tief er gelitten hatte. Die Gerüchte, die Shelley erreichten, die von Selbstmordgedanken und Blutsturz infolge verzweifelter Enttäuschung des Dichters erzählten, waren auf dem Wege von England nach Italien ins grenzenlose übertrieben; daheim aber hatte ja Keats selbst den nächsten Freunden den eigentlichen Grund seiner auffallenden Veränderung und Verdüsterung verhehlt, und er selbst litt es, daß Taylor sein Hyperionfragment mit der Bemerkung veröffentlichte, daß die Aufnahme, die der Endymion erfahren hätte, den Verfasser entmutigt habe, in diesem Werk fortzufahren, während der Hyperion doch erst begonnen war, als Keats die Angriffe von Blackwood schon lange kannte.

Aus so vagen Berichten gestaltete sich in diesem Künstlergeiste das erhabene Bild des Adonais, „die Klage um den armen Keats“, wie er an Ollier schreibt, „mit einigen eingestreuten Dolchstichen für die Mörder seines Friedens und seines Ruhmes“. Und wahrlich, nicht er im Adonais, erst Byron in seiner Don Juan-Strophe¹⁾ hat durch die Betonung des schwächlichen Kleinmutes dem Charakter

¹⁾ Byron, Don Juan, Canto 11, Str. LX:

„John Keats starb an Kritik und ward begraben
Just als er gross ward, wenn auch nicht verständlich,
Er konnte ohne Griechisch so erhaben
Von Göttern reden (oder lernt es endlich)
Wie einst die Götter selbst geredet haben.
Der arme Schelm! Es ging ihm wirklich schändlich!
Seltsam, dass Geist, die feurige Partikel
So ausgeschnauzt wird durch Journalartikel.“

(Gildemeister.)

von Keats das schiefe Gepräge in den Augen der Zeitgenossen gegeben. — Doch gab Adonais auch nur in unbestimmten Zügen die äußere Gestalt und das Schicksal des Betrauten wieder, so hatte doch der Dichter tief das Wesen des Dichtergefährten erfaßt: Es war ein besonders glücklicher Zug, daß Shelley die trauernden Eröten seines Vorbildes Bion, die dieser an Adonis' Bahre klagen läßt, zu den Träumen „der verlorenen Engeln eines zerstörten Paradieses werden läßt, die der tote Dichter einst beseelt hatte“. „Alle die Schattengestalten, die er einst geliebt, und die seine Gedanken mit so überreichem Leben umkleidet hatten“, kamen nun, um mit der verzweifelten Mutter Urania, der verklärten Schönheits- und Liebesgöttin, zu weinen. Und wenn dann im zweiten Teil der Triumphgesang der überwundenen Trauer mit den Worten angestimmt wird:

„Gebt Frieden! er ist tot nicht, schläft auch nicht!“

wie konnte das Wesen und die Unsterblichkeit des Dichters der Schönheit köstlicher ausgedrückt werden, als mit den Worten:

„Er ist ein Teil von jener Lieblichkeit,
Die er einst lieblicher gestaltet hat.“

Erst nachdem die Elegie fertig vorlag, gelangte zu Shelley ein Bericht über die letzten römischen Tage des Betrauten; auch dieser, übertrieben und ungenau, diente nicht dazu, Keats' Lebensgestalt Shelley richtiger zu zeichnen, doch erschütterte ihn die tiefe Tragik des Schlusses, und unter diesem Eindrucke schrieb er die Einleitung zu der in Italien gedruckten Ausgabe des Gedichtes und fügte ihr ein leider unerfülltes Versprechen bei, in der Londoner Ausgabe eine genaue Kritik des Genius von Keats zu geben. Zu spät hatte er von Severns aufopfernder Freund-

schaft gehört, um ihr den schuldigen Tribut in den Versen selbst zu leisten, nun holte er das an dieser Stelle nach und sandte ein Exemplar an Severn, um ihm auch noch in einem Briefe seine Bewunderung auszusprechen.

Severn war wohl stolz auf eine solche ehrenvolle Anerkennung, aber er kannte Shelley als Dichter wenig, und von London brachte er doch ein geheimes Grauen vor „dem Atheisten“ mit, das er erst viel später überwand. Die Vetternschaft daheim aber war entsetzt, daß der Name eines der Ihrigen öffentlich mit solch einem gefährlichen, unheimlichen Menschen wie Shelley in Verbindung gebracht wurde. Severn erhielt umgehend die dringendsten Warnungsbriefe von allen Seiten, jeden Verkehr mit einem solchen Menschen von so üblem Rufe abzubrechen, da das sonst der Ruin für sein Fortkommen und seine Aussichten sein würde. „Wie seltsam sind die wechselnden Sitten der wechselnden Welt, — fügt er selbst diesem Berichte hinzu — zehn Jahre später wurde ich in Rom von Mitgliedern der jungen Aristokratie als der Freund von Keats und Shelley aufgesucht — und dies um derselben Vorrede halber, die bei ihrem Erscheinen einen so entgegengesetzten Erfolg gehabt hatte.“

Die große Mehrzahl der englischen Kritiker fiel denn auch über den Adonais unbarmherzig her; daß die Quaterly Review sich rächen würde, war vorauszusehen, und auch Blackwood's Magazine konnte seine Kampfweise nicht ändern. Man traf ja auch damit zu gleicher Zeit zwei unbeliebte Dichter; denn Shelley hatte schon recht, wenn er an Severn schreibt, daß er eines mit Keats gemeinsam habe, das sei seine Unpopularität.

Was Shelley selbst mit Adonais begonnen hatte, um seinen Namen mit dem von Keats zu verbinden, vollendete

das Schicksal. Nur ein Jahr nach Keats' Tode traf das Verhängnis auch seinen Sänger, der sein eigenes Schicksal vorahnend in dem Verbliebenen beklagt hatte. Schnell sollte er dem Winke der Seele des Adonais „zu dem Orte, wo die Ewigen wohnen“, folgen. Als der plötzliche Sturm sein Segelboot, in dem er von Livorno in die See gegangen war, ereilte und ihm den Untergang brachte, muß er gerade in dem letzten Bande von Keats' Gedichten gelesen haben, für deren Schönheit er nach Medwin, auch abgesehen vom Hyperion, immer größeres Verständnis gewonnen hatte. Den offenen Text bei St. Agnes' Abend zurückgeschlagen, fand man das hastig eingesteckte Bändchen in der Tasche des Ertrunkenen. Seine Asche aber, nachdem die feierliche Leichenverbrennung an dem Strande von Via Reggio stattgefunden hatte, bestattete man nicht weit von Keats' Grab auch im Schatten der Cestiuspyramide, dort, wo „der Tod selbst uns Liebe einflößt.“

Aber selbst vor der tragischen Majestät dieses Todes zügelte Blackwood's Magazine seinen rohen und billigen Spott nicht: „Mr. Shelley starb, einen Band von Mr. Keats' Gedichten mit der Hand umfaßt Was für ein unvorsichtiger Mann Shelley war, in die See zu stechen auf einem schwachen Boote mit Jacks Poesie an Bord. Nieder sank das Boot im Wirbel: ich will wetten, daß es sich wieder aufrichtete, als es Jack ausgeworfen hatte.“

Noch vor einem halben Jahre wäre solch ein Spott ganz nach dem Herzen von Byron gewesen. Damals fühlte er sich in seiner überempfindlichen Eitelkeit so verletzt durch Jeffreys anerkennende Kritik des Endymion, daß er an seinen Verleger Murray darüber schrieb: „Niemand konnte stolzer auf das Lob der Edinburgh Review

sein als ich... Jetzt sind alle, die sie je gelobt hat, durch den unsinnigen Artikel herabgezogen.“ Und etwas früher: „Da liegt solch ein Zeug von Keats und Konsorten auf meinem Tisch, daß ich mich schäme, darauf zu sehen . . . schindet ihn lebendig, oder, wenn es nicht einer von euch thut, muß ich ihm selbst die Haut abziehen. Man kann den faselnden Unsinn dieses Männchen nicht vertragen.“ Nun hatte der Adonais, trotzdem er es nicht über sich brachte, Shelley ein lobendes Wort darüber zu sagen, doch so weit gewirkt, daß er eben demselben Murray schrieb: „Nicht für die Ehre und den Ruhm der ganzen Welt möchte ich die Person sein, die diesen Artikel (sc. der Quaterly Review) geschrieben hat.“ Auch von „dem Zeug“ bekam er allmählich einen anderen Eindruck; denn noch im Todesjahre von Keats schrieb er neben einem im Manuskript gebliebenen Angriff auf Keats und andere Popehasser: „Sein Fragment des Hyperion scheint wirklich von den Titanen inspiriert und ist so erhaben wie Äschylus.“

Daß er trotz Hunts Einspruch und Erklärung die Don Juan-Strophe beibehielt, ist ihm minder zu verdenken; enthält sie doch nur seine Auslegung der von Shelley überkommenen Meinung.

Auf alle Fälle aber war es ihm peinlich, daß er sich früher so heftig gegen Keats geäußert hatte; er bittet Murray, alles zu vernichten, was er früher von dem Dichter gesagt hatte. Seine Herausgeber haben diesen Wunsch nicht respektiert — konnten ihn vielleicht nicht respektieren.

Keats' Dichten und seine Existenz fallen zusammen; sein Leben begann, als er „sein Geburtsrecht“ als Dichter

daß der Freund schon unter den Toten weilte, am 8. März an Severn schrieb, wie sehr er an ihm hing und wie die kleine Verstimmung vergessen war: „Sage ihm, dem großen Dichter und edelherzigen Menschen, daß wir alle sein Gedächtnis im köstlichsten Teil unseres Herzens tragen werden, und daß die Welt sich davor beugen wird, wie unsere Liebe es thut. Oder wenn ihn das beunruhigt, sage ihm, wir werden nie aufhören, ihn zu lieben und sein zu gedenken Sage ihm, daß er uns hier vorausgeht, wie er in allem anderen es that. Die Thränen kommen mir wieder in die Augen. Mein nächster Brief soll etwas mehr für dich, etwas erfrischender für deinen Geist sein, der sicherlich nicht wenig niedergedrückt ist. Doch ob unser Freund stirbt oder nicht, es wird nicht zu unseren mindest stolzen Erinnerungen gehören, daß du halfst, das Krankenbett eines so edlen Wesens sanfter zu machen.“

Und Fanny Brawne — ? Von ihr wissen wir weniger und Unbestimmteres als von allen Freunden. Brown hatte sich die Bitte des sterbenden Freundes, ihr Verteidiger zu sein, zu Herzen genommen und war durchaus takt- und rücksichtsvoll gegen sie; er war es auch, der Severn eine gute Meinung von ihr beibrachte, die allerdings von der Familie Dilke nicht geteilt wurde. Nach dem wenigen, was uns im späteren Leben von ihr bekannt ist, ist aus dem flatterhaften jungen Mädchen eine tüchtige, charakterfeste Frau geworden, die unabhängig ihre Meinungen und Absichten durchführte; Buxton-Forman erzählt, daß sie eine besondere Vorliebe für das Studium der Sittengeschichte gehabt habe, in dem sie große Kenntnisse entwickelt habe. Auch Medwin¹⁾, der Shelley-Biograph, weiß zu berichten,

¹⁾ Life of Shelley (1847), 89 ff.

daß Fanny, die später einen Mr. Lindon geheiratet hatte, mit Liebe und freundlichem Gedächtnis über Keats geurteilt habe: „Mehr als ein Jahr vor seiner Abreise nach Italien sah ich ihn jeden Tag“, schließt sie ihre Äußerung an Medwin, „und war Zeuge seiner geistigen und körperlichen Leiden, und ich kann wohl sagen, daß er nie einen unfreundlichen, viel weniger einen heftigen Ausdruck gegen irgend jemand zu brauchen im stande war.“ Das klingt anders und ihrer würdiger als die häßliche, so oft citierte Stelle, die Dilke aus einem Briefe an ihn mitteilt: „Der thörichte junge Dichter, der so verliebt in mich war.“

Taylor, der schon zu Keats' Lebzeiten sein Bestes gethan hatte, um ihn vor pekuniärem Mangel zu schützen, beeilte sich, Severn mitzuteilen, daß einige Freunde von Keats 100 £ zusammengelegt hätten, um damit die nötigsten Kosten von Arzt und Begräbnis zu bestreiten. Brown, der ja wohl am meisten verloren hatte, suchte nun wenigstens einen Teil seiner Freundschaft für den Toten auf Severn zu übertragen, und daraus entwickelte sich eine lange vertraute Korrespondenz, die noch Jahrzehnte später das gemeinsame Band des treuen Gedächtnisses an den geliebten Toten bewahrte, dem sich dann später als schönster Lohn der Stolz auf seinen wachsenden Ruhm anreihet.

Namentlich Severn genoß mit rührend kindlicher Glückseligkeit diesen Ruhm mit. Einstweilen hatte er freilich, so freundlich er auch in den englischen Kreisen in Rom aufgenommen wurde, viel zu leiden von der Ungläubigkeit und Unwissenheit seiner Landsleute über die Bedeutung seines Freundes. „Kaum konnte ich irgend einen überreden, sich die Mühe zu geben, Keats' Werke zu lesen, so groß war das Vorurteil“, klagt er noch viel

gemeinsam erworbenen Schätze vertiefte, und der noch als alter Mann bei der Ode an die Nachtigall und bei Epipsychidion sich der Wonne dieses ersten jungen Eindruckes erinnerte. Allerdings lagen Brownings Dichterpfade zu weit ab von den Wegen, die Keats in sein Heiligtum führten; der mystische Hymnenstil des jüngeren Dichters fand wenig zu lernen an dem klangvollen Wohlklang der Verse des älteren; seine komprimierte Ausdrucksweise, die den Leser oft zwingt, selbst in seinen Punkten und Gedankenstrichen noch eine Meinung zu suchen, lag zu ferne ab von dem quellenden Reichtum und der Bilderfülle der Keatsschen Diktion, als daß wir selbst in den frühesten Gedichten Brownings kaum mehr als hin und wieder einen verlorenen Klang finden, der uns verrät, daß Keats auch während seines Schaffens ihm gegenwärtig war.

Bedeutungsvoller war es daher, als wenige Jahre später seine Gedichte von einem kleinen Kreise von Oxfordster Studenten mit Eifer und Bewunderung gelesen wurden; denn diesem Kreise gehörten Tennyson und Monckton Milnes, der spätere Lord Houghton, an. Dieser sog hier zuerst das tiefe Interesse für den jungen Dichter ein, das ihn später zu einem litterarischen Meisterwerk, der Biographie von Keats, hindrängte. Jener aber, in dem damals zuerst sich die eigene Schaffenslust regte, erkannte in dem Verfasser dieser Gedichte sofort seinen Lehrer. Und wenn man unter Schülerschaft die Übung der eigenen Kraft mit bewußtem Hinblick auf ein verehrtes Vorbild versteht, so hat Edmund Gosse recht, daß Tennyson nur zu Keats in dem Verhältnis eines Schülers gestanden hat.

Was Tennyson, diesem musikalischsten unter den Dichtern der Ära Viktorias, an Keats zuerst so mächtig

anzog, war eben der Reichtum und die Klangfülle des Ausdruckes, das Bewußtsein, daß die Poesie eine höchste Kunst sei, daneben aber die Innigkeit des Gefühls, die auch den wildesten Flug der Phantasie uns menschlich erreichbar nahe rückt. Merkwürdig ist, daß auf die junge Dichtergeneration nicht die klassischen Gedichte von Keats in erster Linie wirkten; diese Renaissance der Renaissance hatte in ihm ihren Höhepunkt erreicht, und die englische Romantik um die Mitte des Jahrhunderts wandte sich immer stärker den gotisch-idyllischen Motiven zu. Nicht vom Hyperion, den noch Shelley so hoch über alles andere stellte, den Byron allein von Keats' Werken anerkennen wollte, finden wir die Spuren in Tennysons Jugendgedichten wieder; Isabella und St. Agnes' Abend haben bei ihm durch Kolorit und Inhalt am tiefsten gewirkt.

Ihre stärksten und vielleicht auch einseitigsten Vertreter fand diese Richtung in dem Maler-Dichterbunde der Präraphaeliten. Eines der ersten Bücher, in das sich die junge Bruderschaft zu gemeinsamem Genuß vertiefte, war Monckton Milnes' eben erschienene Biographie von Keats. Sie waren glücklich, nun auch das Bild des Menschen so fein geschildert zu sehen, nachdem der Dichter so viel beigetragen hatte, um das Band ihres Bundes zu knüpfen. Holman Hunt, einer der fünf Hauptgründer der Gesellschaft, erzählt, wie es sein Bild, das Keats' St. Agnes' Abend zum Motiv hatte, gewesen sei, das Dante Gabriel Rossetti und die übrigen jungen Maler zu ihm geführt hatte. Und wenn Orcagnas' Campo-Santofresken auch die Bibel der Kunst waren, auf die sie sich einschworen, so gingen sie in der ersten gemeinsamen Arbeit, die ihre Prinzipien der Welt offenbaren sollte, doch nicht so weit in das Mittelalter zurück. Keats' Isabella wollten sie in

einer Reihe von Bildern illustrieren. Dieser Plan hatte das Schicksal, das gemeinsam Arbeiten nicht selten blüht: er kam nicht ganz zur Ausführung. Außer einer kleinen Zeichnung von Holman Hunt: Lorenzo am Arbeitspult in der Faktorei der Brüder, hat nur Millais seine Aufgabe gelöst in dem großen Bilde: Isabella und Lorenzo beim Mahle von der Mißgunst der Brüder beobachtet. Dieses aber hat den Ruhm des zwanzigjährigen erst bei den wenigen Geneigtgesinnten später mit der wachsenden Anerkennung der Präraphaeliten in immer weiteren Kreisen begründet.

Immer wieder zog es diese Maler zu Keats, um aus seiner Fülle sich Inspiration zu schöpfen. „La Belle Dame sans Mercy“ wurde zu ihrem bevorzugten Liebling; und es ist schwer, durch eine Ausstellung von Malern jener Tage zu gehen, ohne mindestens einmal dieser schönen Gnadenlosen zu begegnen. Rossetti hat allein nicht weniger als drei Entwürfe zu diesem Stoff gemacht. An diesem Führer der Präraphaeliten hatte Keats sich einen der frühesten und begeistertsten Anhänger erworben. Rossetti sieht in ihm den einzigen wahren Erben Shaksperes, eine seiner frühesten knabenhaften Reimereien gehörte diesem Dichter, und später hat er in den vierzehn Zeilen seines Sonettes in meisterhafter Weise die Lebenstragödie gezeichnet, die von seiner tiefen Sympathie ein Zeugnis ablegt.

Wohl selten ist das geistige Gesamtbild eines Menschen so tief bis in die letzten Fasern zu verfolgen und sein Wirken so völlig zu verstehen, wie bei diesem Dichter-Maler Dante Gabriel Rossetti. Herkunft, Erziehung, die ganze geistige Erbschaft des Vaters prädestinierten den anglizierten Italiener zu der ihm zugedachten Stellung im englischen Geistesleben: der Führer der gotisch-

mittelalterlichen Romantik auf ihrem Höhenpunkte zu werden.

So konnten natürlich auch Keats' klassische Gedichte bei ihm und den Seinen nur einen Achtungserfolg haben; mit ganzer Seele aber schloß er sich für die romantischen Werke auf, und sehr bezeichnend für ihn sah er in der Ballade: „La Belle Dame sans Mercy“ und in dem Fragment: „St. Markusabend“ die Höhenpunkte von Keats' Schaffen, hat er doch selbst in seiner Ballade: „Sister Helen“ ein Meisterstück dieser Gattung geschaffen und in seinen Gedichten wie in seinen Bildern immer wieder die Vorliebe für die feine, heimliche Interieurmalerie gezeigt. Ebenso charakteristisch ist es auch, daß er zu den wenigen Bewunderern von Keats' Liebesbriefen gehört, er, der in der sinnlichen Schönheit seiner Frauenköpfe den höchsten Ausdruck seines Ideals verkörpern wollte, dieser Schönheit aber zugleich den mystischen Zauber des vergeistet in die Ferne, weit über diese Welt hinaus schauenden Blickes gab. Zwei Eigenschaften der romantischen Gedichte von Keats waren es vor allem, die Rossetti und mit ihm seine ganze Bruderschaft so stark zu ihm hinzogen: Sie fanden dort die traumhaft seherbegabte Berührung mit dem Übersinnlichen, verbunden mit einer klaren, in das Wesen der Dinge schauenden Beobachtung und einer treuen Wiedergabe der Naturvorgänge — die beiden Ziele, die alle ihre Bilder erstrebten und ihre besten erreichen.

Von hier aus eroberte sich unser Dichter auch allmählich die wachsende Bewunderung des ästhetisch-litterarischen Apostels der Präraphaeliten, John Ruskins. Nicht von vornherein konnte der unermüdliche Wortführer eines mystischen Realismus, der in ganz anderem Sinne als die Künstlerbruderschaft in der präraphaelitischen Kunst der

Italiener den höchsten Ausdruck aller Kunst sah, sich an Keats, den frei schaffenden Sohn der Renaissance, anschließen. Als Knaben waren ihm seine Gedichte so verschlossen, daß er nichts damit anzufangen wußte¹⁾, und noch lange nachher war es nur ein bedingtes Lob, eine laue Anerkennung, was er spendete. Interessant für die Beurteilung des Kritikers und Dichters ist es, in den „Modernen Malern“ die allmählich anwachsende Freude und die richtige Erkenntnis der unvergleichlichen Dichtungen zu beobachten, die dann zuletzt in dem bedeutungsvollen Ausspruch gipfelte²⁾: „Keats bringt (nach seiner Weise) fast alles, was man über die Fichte sagen kann, in einen Vers, obgleich er nur von bildlichen Fichten spricht. Ich bin jetzt zu dem Grad von Bewunderung für ihn gekommen, daß ich ihn nicht mehr zu lesen wage, so unzufrieden macht er mich mit meinem eignen Werk: Andre aber müssen, um den Einfluß von Bäumen auf die menschliche Seele zu begreifen, nicht die wunderbare Ode an Psyche ungelesen lassen.“ Der Künstler in Ruskin führte auch den Menschen zu Keats und so überwand er das ihm Fremde und Trennende in der Lebensauffassung des Dichters. — Nicht zufällig ist es, daß gerade die Ode an Psyche ihm dieses Geständnis abzwang, die mehr wie jedes andere von Keats' Gedichten aus der Zeit der Meisterschaft an den jungen Keats der ersten Periode erinnert und darum vielleicht am meisten von seinen Werken den ganzen Umfang seines Wesens widerspiegelt.

Noch lebt Ruskin, ein Veteran aus jener Generation, die zu Keats und seinen Dichtergenossen als lernende Schüler emporsahen, die ihren unmittelbaren Einfluß er-

¹⁾ Praeterita, Vol. II, chapt. II, p. 221.

²⁾ Modern Painters, Part VI, chapt. IX, § 9.

fahren haben, kurz die Generation bildeten, die sich die Wordsworth, die Shelley und Keats erzogen hatten, um bei ihnen das Verständnis und die Anerkennung zu finden, die ihnen die Zeitgenossen während ihrer Schaffens-tage versagt hatten. Heute ist der Same aufgegangen, den jene empfangen hatten. Nicht mehr nach direkter Schülerschaft unseres Helden werden wir bei den gegenwärtigen Dichtern suchen, sie haben seine Lehre der Schönheit nicht nur verstanden, sie haben sie schon ererbt; sie trinken aus dem Quell der eigenen Renaissancedichtung, als wenn er immer so sichtbar sprudelnd vor ihnen aufgestiegen wäre, und es nicht eine Zeit gegeben hätte, wo ein junger Dichter voll leidenschaftlicher Begeisterung durch seine eigenen Werke den Beweis liefern mußte, wie sehr er als Jungbrunnen für unsere heutige Dichtung notwendig war und ist. Ein solcher Erfolg aber ist der höchste Lohn, den ein Dichter sich erstreben kann, und Keats' Sterbestunde wäre nicht so bitter gewesen, sein Epitaphium nicht so traurig, wenn sich der Schleier der Zukunft etwas ihm hätte lüften können. Denn erreicht hat er, was die Hoffnung seiner ersten Schaffenszeit und die Gewißheit seiner stolzesten Stunden war: Er zählt unter Englands Dichter.



— — —
Friedrich Gröber, Leipzig.

MAX NIEMEYER, Verlagsbuchhandlung, HALLE a. S.

William Wordsworth,
sein Leben, seine Werke, seine Zeitgenossen
von
M. Gothein.

2 Bände. 1893. kl. 8. M 8,00.

Shakespeare-Charactere
von
Julius Thümmel.

2. Aufl. 2 Bände. 1887. kl. 8. M 6,00, in 2 Leinenbänden M 9,00.

Johan Ludwig Runeberg's epische Dichtungen.
Aus dem Schwedischen übersetzt sowie
mit Einleitung, Anmerkungen, bibliographischem Anhang versehen
von
Wolrad Eigenbrodt.

2 Bände. 1891. 8. Brosch. M 10,00. Gr⁴. M 12,00.

Briefe und Tagebücher Georg Forsters
von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich
im Frühjahr 1790.

Herausgegeben
von
Albert Leitzmann.

1893. 8. M 6,00.

Charlotte Diede,
die Freundin von W. von Humboldt.
Lebensbeschreibung und Briefe
herausgegeben von

A. Piderit und O. Hartwig.

1883. 8. M 4,00.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

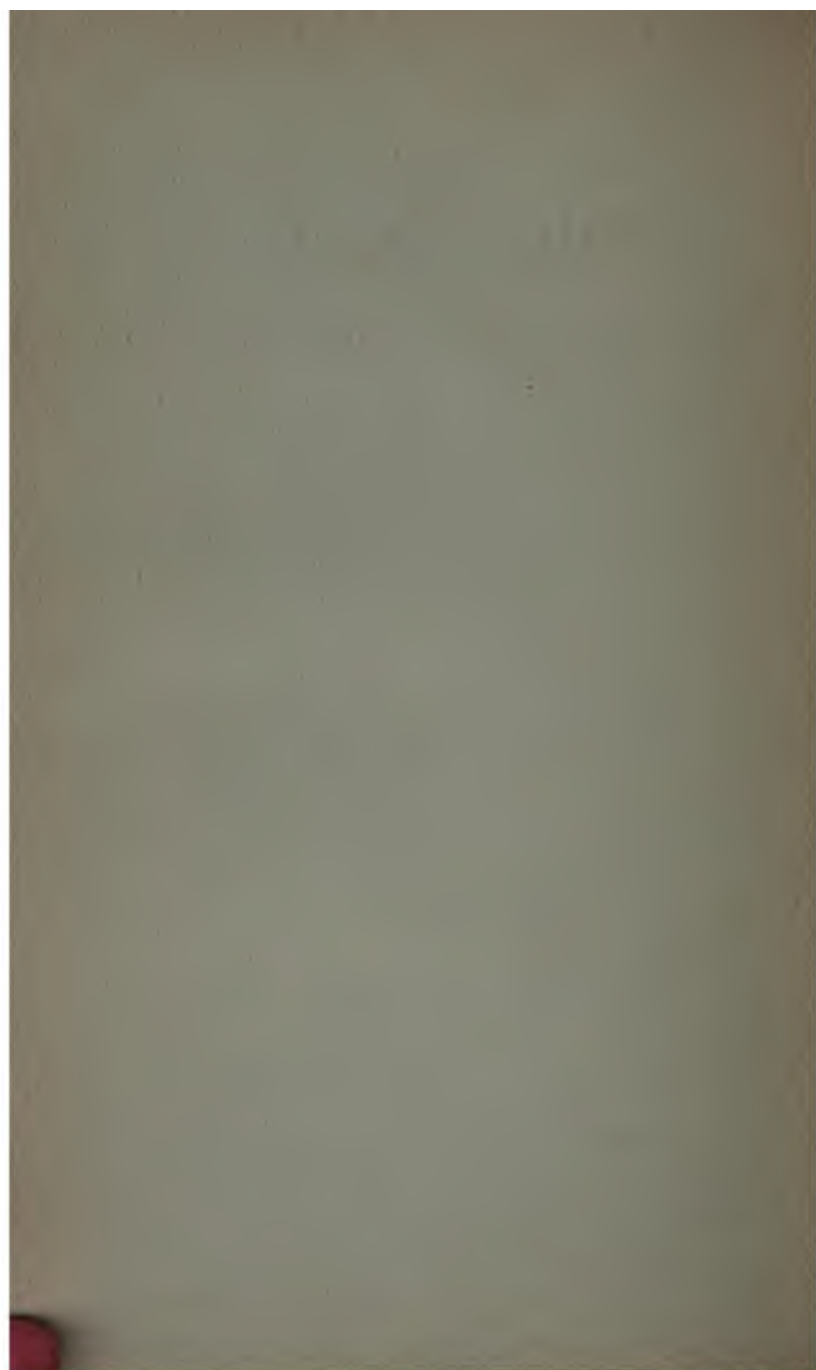
JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GOTHEIN.

II.
WERKE.

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER.
1897.



JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GOTHEIN

II.
WERKE



HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1897

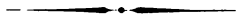


JOHN KEATS
LEBEN UND WERKE

VON

MARIE GOTHEIN

II.
WERKE



HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1897



Walden fund

Inhaltsverzeichnis der Gedichte.

	Seite
I. Endymion	1
II. Lamia	133
III. Isabella oder der Basilienstock	156
IV. St. Agnes Abend	179
V. St. Markus Abend (Fragment)	191
VI. Hyperion (Fragment)	199
VII. Oden:	
1. Ode auf eine griechische Vase	229
2. Ode auf den Müßiggang	232
3. Ode auf die Melancholie	235
4. Ode an die Nachtigall	237
5. Ode an Psyche	241
6. Ode an den Herbst	244
VIII. Verschiedene Gedichte:	
1. Aus einem ersten Entwurf zum Endymion („I stood tip-toe“)	246
2. Schlaf und Dichtung	250
3. Epistel an Charles Cowden Clarke	264
4. Sag an, was treibst du, o Devon Maid?	269
5. Husch! husch! tritt sacht, meine Isabel!	270
6. An —	271
7. (Stanzen) In nächtigen Winterstunden	272
8. O schlafe noch ein Weilchen, weisse Perle!	273
9. Die Taube	274
10. La Belle Dame sans Merci	275

IX. Sonette:	Seite
1. An die Einsamkeit	277
2. Meinen Brüdern	278
3. Wer allzu lang in Städte eingeschlossen	279
4. Auf Chapmans Homer	280
5. Die Grille und das Heimechen	281
6. An Spenser	282
7. Fürcht ich, dass frühem Tod mein Sein verfällt	283
8. An Homer	284
9. Die Amsel singt	285
10. Widmung an Leigh Hunt	286
11. An Ailsa Rock	287
12. Auf dem Gipfel des Ben Nevis	288
13. Warum lacht ich heut Nacht?	289
14. Wie Hermes sich auf seinen Fittich schwang	290
15. An Fanny	291
(„Es ging der Tag und mit ihm alles Schöne!“)	
16. An Fanny	292
(„Um Gnade schrei ich, Mitleid, Liebe, Liebe!“)	
17. Glanzvoller Stern! wär ich so stet wie du	293

Endymion.

Buch I.

Wo Schönheit ist, ist Freude auch für immer:
Es wächst die Lieblichkeit, und sie wird nimmer
In nichts vergehn. Sie wird für uns behalten
Ein stilles Fleckchen, wird im Schlafe walten,
In süßem Traum, in froh gesundem Leben;
An jedem Morgen wird sie uns umschweben,
Als Blumenband uns fesseln an die Erde,
Trotz Kleinmut, trotz unendlicher Beschwerde
Im Leben Edler und trotz düstern Tagen,
10 Trotz ungesunden, überdunklen Fragen,
Die wir erforschen wollen: ja trotz allen
Wird vor der Schönheit jede Hülle fallen
Vom dunkeln Geist. Das weisen Mond und Sterne,
Das jeder Baum, der seinen Schatten gerne
Der stillen Herde leiht, das Anemonen,
Und das die grüne Welt, in der sie wohnen,
Der klare Bach, der Kühlung um sich taut
Zur heißen Sommerszeit, das Farrenkraut,
Um das die Rose sich zum Kranze flicht,
20 Das weist uns das erhabne Weltgericht,
Das wir erdenken für die hehren Toten,
Und was in Büchern Köstliches geboten,
Der ewige, der unerschöpfte Bronnen,
Der auf uns niederrieselt Himmelswonnen.

Auch fühlen wir dies Wirken nicht als Träume
Nur eine Stunde lang; nein, wie die Bäume,
Die um den Tempel flüstern, spät und früh
Uns teuer sind wie er, wird Poesie,
Der Mond, die Glorie der Unendlichkeit
30 Zu einem Licht, das unsre Seelen weicht
Und sie beglückt, so fest sich an uns drängt,
Dass, sei uns Trübsal oder Lust verhängt,
Wir sterben müssen, will es uns verlassen! —

Als volles Glück will ich es drum erfassen,
Zu künden dein Geschick, Endymion!
Ja wahrlich, die Musik des Namens schon
Erfüllt mein Wesen, und vorüber ziehn
Die Bilder alle, frisch gleich wie das Grün
In unsern Thälern: so beginn ich heute,
40 Liegt doch der Städte Lärm fern in der Weite,
Jetzt wo die ersten frühen Knospen spriessen
Und aus den alten Hainen zu uns grüssen
In jungen Farben, wo aus Weiden quillt
Das duftige Harz, wo sich der Eimer füllt
Mit reicher Milch, jetzt, da die junge Zeit
Die Knospen üppig schwellt — bin ich bereit,
Noch manche Stunde lang mein Boot zu lenken
Auf Strömen, die sich tief zum Schatten senken,
Noch manchen, manchen Vers hoff' ich zu dichten,
50 Eh' Tausendschönchen sich, die weissen, schlichten,
Im Grase bergen; und dann, eh' den Bienen
Zur Nahrung Klee und süsse Bohnen dienen,
Sei bis zur Mitte mein Gedicht bereit;
Mag keine kahle, eisige Winterzeit
Es halbvollendet sehn! Der Herbst noch sollt'

Mit seinem reinen und gedämpften Gold
Mich ganz umgeben, wenn ich es beende.
Und jetzo abenteuerlustig sende
Ich meinen Herold in die Wildnis aus,
60 Sein Horn ertöne, locke schnell heraus
Das Gras auf ungewissem Pfad — ich trete
Leicht hin auf Gräser und auf Blumenbeete!

Es breitet weit sich an des Latmos Rand
Ein mächtiger Hain; in feuchter Erde fand
Die dichtverwachsne Wurzel reichen Saft
Und zeitigt' Zweig und Frucht voll seltner Kraft.
Dort gab es ferne, weltverlorne Schatten,
Die nie ein Fuss betrat. Wenn von den Matten
Ein Lamm sich wagt' in jene Schluchten nieder,
70 Sah es die frohen Hürden niemals wieder,
Wo seine Brüder blökend vor Behagen
In jeder Nacht am Berg zusammen lagen.
Der Glaube aber waltet bei den Hirten,
Dass nie den Lämmern, die sich dort verirrt
Von ihrer Herde, ward ein Leid gethan
Vom gierigen Wolf und von des Panthers Zahn.
Es hiess, sie kamen zu den Weiden hin,
Zur Herde Pans: und gross war dess' Gewinn,
Der so ein Lamm verlor. — Gar manch ein Weg
80 Schlang sich durch Farn und buschiges Geheg
Und Epheuhänge; und ein jeder führte
Zu einer weiten Wiese; diese zierte
Ein Kranz von Stämmen, der sich dicht erhob
Aus weichem Rasen; und darüber wob
Ein Himmel sich voll Frische unaussprechlich,

Umgrenzt von dunklen Wipfeln, wo gemächlich
Sich eine Taube wiegte in den Lüften
Und kleine Wolken durch das Blaue schifften.

Inmitten aller dieser Anmut Glanz

90 Stand ein Altar von Marmor, rings ein Kranz
Von jungen Knospen, die zur Abendzeit
Der Tau mit Feenphantasie gestreut
Auf den geweihten Rasen, um voll Prangen
Den jungen Tag mit Ehren zu empfangen.
Denn Morgen war's: Es liess Apollos Glühn
Im Osten jede Wolke Flammen sprühn
Voll unberührter Klarheit, dass darinnen
Wohl ein Gemüt voll Schwermut mag gewinnen
Vergessenheit, bis sich in Wind und Luft
100 Sein Wesen löst. Taufrischer Rosenduft
Strömt süß hinauf zur warmen Sonnenhelle,
In der die Lerche sich verliert, die Quelle
Erwärmt den Perlenschaum im Gras gemach,
Die Menschenstimme wird auf Bergen wach,
Und was in der Natur von Wundern lebt,
Fühlt, wie die Sonne sich im Glanze hebt.

Und wie der Dämmerung Werk in tiefem Schweigen

Sich vorbereitet, sieh, da plötzlich zeigen
Sich auf der Wiese kleiner Kinder Scharen

110 Mit frohem Ruf und in bekränzten Haaren.
Sie sammeln sich um den Altar und spähen
Ernsthaft umher, als wünschten sie zu sehen
Festtäglich Volk; und nicht umsonst; verloren
Drang leise nun Musik an ihre Ohren,
Ein schwacher Hauch, der jetzt sich hebt und schwellt
Und der zuletzt doch wieder stirbt und fällt,

Bis er nach kurzer Zeit aufs neu' durchzogen
Die helle Luft; mit seinen sanften Wogen
Erweckt ein leises Echo er im Thal
120 An leichten Blättern, bis ihn noch einmal
Vom Strand das Meeresrauschen überschallt. —

Und nun, erst fern, so weit, als man im Wald
Luchsaugen leuchten sieht, erglänzt ein Licht
Von weissem Kleid, von fröhlichem Gesicht,
Es wächst und wächst, und immer weiter drängt
Die Schar, die bald der breite Weg umfängt,
Den sie zu dem Altar im Walde wählen. —
O Muse, lass mir heut' das Wort nicht fehlen,
Meld' ich, was mir von ihrem Zug bewusst,
130 Von alter Frömmigkeit und hoher Lust,
O, einen Teil vom Äthertau verleihe,
Dass er das Haupt, die Seele mir befreie,
Wenn ich es wage, stammelnd vorzudringen
Auf Pfaden, wo einst Chaucer pflegt' zu singen!

Jungfrauen tanzten vor, den Weg entlang;
Sie sangen wechselnd einen Hirtensang.
Ein zartes Lamm im weissen Korbe führt
Jegliche Maid; es folgen wohlgeziert
Der Hirten feurig dunkeläugige Scharen;
140 Wie aus Arcadiens Büchern wir erfahren,
Dass einst sie so gelauscht Apollos Pfeife,
Als dieser Gott auf seiner Erdenstreife
Die Gottheit hingeströmt in Melodien,
Die köstlich durch Arcadiens Thäler ziehen.
Wenn diese müssig auf den Stab sich lehnen,
So lassen andre ihre Flöten tönen
Zu vollem, hellem Klang. — Nach ihnen tritt

- Grad' aus dem Wald mit feierlichem Schritt
Ein greiser Priester, voll zum Fest geschmückt;
150 Umhüllt von seines Amtes Würde, blickt
Sein Auge auf den Rasen fest gebannt,
Es schleppt ihm nach das heilige Gewand.
Aus dem Gefäss in seiner Rechten winkt
Gemischter Wein, der hell im Lichte blinkt;
Im Korbe aber, den die Linke hält,
Trägt süsse Kräuter, Blumen er vom Feld:
Maiglöckchen können sich an Weisse messen
Mit Ledas Schwan, und Thymian und Kressen.
Auf seinem greisen Haupt das Buchenreis
160 Schien gleich der Epheuranke auf dem Weiss
Des Winterschnees. Dann kam noch eine Menge
Von Hirten, die gebührend Festesklänge
Ertönen liessen. Ihnen nach, umringt
Von Scharen, deren helles Rufen dringt
Bis zu den Wolken auf, ein Wagen rollte
So leicht, als ob er nicht behindern wollte
Die Freiheit der drei Stuten, die ihn ziehn.
Von grossem Ansehn bei dem Volke schien
Der darin fuhr. In voller Blüte steht
170 Der Jüngling, ein erwachsner Ganymed.
Für jene Zeiten war sein reich Gewand
Ein Königskleid. Auf nackter Brust ein Band
Trug ihm ein Silberhorn, als scharfe Wehr
Hielt er mit nervigen Knien den Eberspeer.
Ein Lächeln spielte ihm um's Angesicht,
Das auf den ersten Blick von Träumen spricht,
Als schweift' er müssig durch Elysium hin.
Doch manche schauten mit besorgtem Sinn
Auf seinen Lippen leisen Schmerzes Siegel;

190 Und sahen sie, wie lässig oft die Zügel
Der Hand entschlüpften, seufzten sie voll Pein.
Sie dachten gelber Blätter, Eulenschrein
Und Totenopfer. — Bilder flieht von hier,
Wie sollt' Endymion sterben, unsre Zier!

Bald sammelt sich das Volk in tiefem Schweigen
Im Kreis um den Altar; die Blicke zeigen
Verwandelt plötzliche Verehrung, Frauen
Beruhigen die Kinder, Mädchen schauen
Mit leichter Furcht, und ihre Wangen bleichen.
190 Endymion, der im Wald nicht seinesgleichen,
Stand blass mit ehrfurchtsvoll gesenkten Lidern
Dort bei den Bergesjägern, seinen Brüdern.
Der würdige Priester, der inmitten stand,
Begrüsste alle mit erhobner Hand;
Indes die Blicke froh im Kreise irrten,
Sprach er: „Ihr Männer Latmos', Volk der Hirten,
Die ihr mit Sorgfalt eure Herde wahrt,
Ob ihr von jenen Felsen niederfahrt,
Die über'm Berg sich heben, ob ihr steigt
200 Aus Thälern, wo die Flöte niemals schweigt,
Ob von den Hängen, wo die Luft so hold
Die Glockenblumen streift, in üppigem Gold
Der Ginster knospt; ihr, die ihr reiche Last
Am Meeresstrand in eure Netze fasst,
Wo irres Tönen sich im Schilf bewegt,
Ein Echo, das des Triton Horn erregt;
Ihr Fraun, die täglich ihr geschäftig seid,
Den Ranzen füllt, dass er zur Fahrt bereit;
Ihr Mädchen, die ihr freundlich stets gewesen
210 Dem mutterlosen Lamm, die ihr erlesen

Den besten Honig ihm, dem ihr geneigt:
Merkt alle auf! Denn unser Flehen steigt
Empor zu unserm grossen, guten Pan.
Seh'n unsre Kühe sich nicht glatter an
Als nachgeschwollne Pilze? Sind bedeckt
Die Weiden nicht von Schafen bunt gefleckt?
Grünt unser Frühling nicht? Und kein Erkranken
Sucht unsre Schafe heim, und wir verdanken
Endymion, unserm Herren, reiche Spenden.

220 Froh ist die Erde, und die Lerchen senden
Zum lichten Himmel auf ihr Morgenlied,
Der uns so feierlich und klar umzieht.“
So endend schichtet Kräuter er zusammen
Auf dem Altar, entfacht die heiligen Flammen,
Besprengt mit Wein die dichte Rasenerde,
Dass Ehre so dem Schäfergotte werde.
Und wie die Erde ihn begierig trinkt
Und duftig harziger Weihrauch funkelnd blinkt
Und Lorbeerblätter knistern und ein Licht
230 Gen Osten durch den Dunst und Nebel bricht,
Begann ein Chor, der diese Worte sprach:

„Du, dem des mächtigen Palastes Dach
Von zackigen Stämmen hängt, in dessen Schatten
Es ewig flüstert, und auf dunklen Matten
In tiefem Frieden Blumen blühen — vergehn,
Du, der es liebt, der Dryas zuzusehn,
Wenn sie die Locken flicht, wo Haseln rauschen,
Und stundenlang zu sitzen und zu lauschen
Des Schilfes schläfrig düstern Melodien,
240 Wo um die Öde feuchte Nebel ziehn,
So dass der Schierling üppig aufgeschossen —

Gedenk der Klagen, die voll Schwermut flossen
Um deiner Syrinx schmerzenden Verlust;
Bei deiner Liebsten weisser Brust,
Bei der Bestürzung, den sie einst empfah'n,
Hör uns, o Pan!

„O du, in dessen Balsamruhe Tauben
Sich schnäbelnd girren unter Myrtenlauben,
Wenn du zur Abendzeit dir willst erkiesen
250 Als Wanderziel die sonnigen weiten Wiesen,
Die Grenze deines Reiches: du, für den
Breitblättrig Feigenbäume ausersehn
Die Frucht im Reifen, dem die gelbe Biene
Den goldnen Honig, unser Feld, das grüne,
Die schönsten Bohnen, Mohn und Korn erkoren,
Der Hänfling schon, noch ehe sie geboren,
Die Jungen, dir zu zwitschern; Beeren bringen
Dir ihren kühlen Wohlschmack, duftge Schwingen,
Verpuppte Schmetterlinge, was noch neu,
260 Weiht dir das junge Jahr — O komm herbei
Mit jedem Wind, der durch die Fichten braust,
Gott, der im Walde haust!

„Du, zu dem Faun und Satyr willig fliegen,
Zum Dienst bereit, gilt's im Versteck zu liegen
Und armen Hasen Schrecken einzujagen,
Gilt es zum steilen Abgrund sich zu wagen,
Um Adlersklauen Lämmer abzuzwingen,
Gilt's mit geheimnisvollem Zauber bringen
Verirrte Hirten nach dem rechten Pfade,
270 Gilt's leis zu schreiten an des Meers Gestade,
Seltsame Muscheln sammeln, und zum Spotte
Damit zu zielen zur Najadengrotte,

Hell aufzulachen, wenn heraus sie blicken,
Gilt's mit phantast'schen Sprüngen dich entzücken,
Wenn täppisch sie im Spiele vorwärts stapfen,
Mit Eicheln werfen und mit Tannenzapfen —
Bei jedem Echo, das du wecken wirst,
Hör uns, o Satyrfürst!

„O du, der gerne lauscht der Schere Klängen,
280 Wenn zur geschornen Herde blökend drängen
Unruhige Widder; Bläser auf dem Horn,
Wenn wild der Eber wühlt im zarten Korn
Zum Trotz den Jägern, unser Felder Retter,
Der sie vor Mehltau schützt und bösem Wetter,
Urheber du seltsam merkwürdiger Stimmen,
Die übern Hohlweg kommen und verschwimmen
Schwermütig einsam über öden Mooren;
Du Wächter an geheimnisvollen Thoren,
Dort, wo Allwissenheit uns winkt als Lohn —
290 O sieh, Dryopens grosser Sohn,
Wie viele flehend sich hier eingefunden,
Die Stirn vom Kranz umwunden!

„Bleib stets der unergründlich tiefe Hort
Der einsam Denkenden, du magst zum Tort
Sie auch zum wahren Himmelsborn erst leiten,
Dann ratlos lassen! Wohl musst du dich breiten
Ein Sauerteig im dumpfen Erdenleben
Und ihm zum Ätherflug den Anstoss geben,
Ein Sinnbild der Unendlichkeit uns sein,
300 Ein Firmament im Meereswiederschein,
Ein Element, den Raum um uns zu füllen,
Ein Unbekanntes —! mehr nicht; wir verhüllen
Die Stirne, wenn die Hand sich zu dir streckt

Und unser Ruf des Himmels Echo weckt,
Wir flehn: Hör' den bescheidenen Pään
Von deinem Berg, o Pan!“

Wie sie zu Ende ihren Sang gebracht,
Ward bei dem Volk ein Jubelruf entfacht,
Der wie der Donner rollt in Lüften oben,
310 Wie jonische Delphinenscharen toben
Und plätschernd fahren durch die salzgen Wellen.
Leichtfüßig nun auf moosigem Plane stellen
Die Paare sich zum frohen Tanze schon
Bei Saitensummen und bei Pfeifenton.
Es schwingen sich die lieblichen Gestalten
Zu frohen Weisen, längst vergessnen, alten.
O schöne Wesen! ihr dereinst gebärt
Thermopylae die Heldenschar, sie währt
In Marmor ewig fort zu unsrer Lust.
320 Erhabene Erzeuger! unbewusst
Pflückt heut' ihr noch des Frühlings erste Frucht.
— Ein jeder müde von dem Tanze sucht
Gedrängt im Kreise etwas aufzufangen
Von alten Sagen, dass ein seltsam Bangen
Und Schaudern bald die jungen Herzen fühlen.
Die andern schauen zu den Steinwurfspielen
Und lauschen doch zugleich den Totenklagen
Um Hyacinth, da grausam ihn erschlagen
Des Zephyr Hauch, der nun voll Reue weint,
330 Eh' Phöbus noch am Firmament erscheint,
Und Blumen schmeichelnd kost mit weichen Lüften.
Die Bogenschützen auf den weiten Triften
Mit ihres Pfeils befiedert schnellem Schaft,
Mit dumpfem Klang von ihres Bogens Kraft

Zerspalten dort den Eschenzweig, den schwanken,
Und regen tausend Zweifel und Gedanken
Der Schauenden. — Die folgen Niobe
In ihrem zitternden beklemmten Weh.
Einsame Niobe! Als ihre Lieben

- 340 Man ihr geraubt, ach, wie verloren blieben
An ihren Lippen traute Worte hangen,
Bis totenstarr die mütterlichen Wangen. —
Jetzt weckte sie aus dieser trüben Mär
Ein Schütze, der aus weiter Ferne her
Mit lautem Holla seinen Bogen hebt
Und manchen Blick mit frohrem Mut belebt:
Und staunend folgt man jetzt den Argonauten,
Als sie dem rastlosen Neptun vertrauten,
Bis an des Horizonts gewölbter Seite
- 350 Ein goldnes Leuchten strahlte in die Weite,
Dass sprühend tausend Wassertropfen flimmern
Vom Ruder nieder. Trost war dieses Schimmern,
Ein Abglanz von Apollos goldnen Pfeilen
Für sie, die bang voll Furcht das Meer durchheilen.
Doch wer sich in Betrachtung kann versenken,
Mag seinen Schritt zum ernsten Kreise lenken,
Dort, wo Endymion und der Priester weilten
Mit alten Hirten. Ihre Blicke eilten
Dem Sinken ihres Erdensternes zu.
- 360 Von jener Grenze sprachen sie voll Ruh,
Die uns von unsrer ewigen Heimat trennt,
Den Pflichten, die man dort uns zuerkennt:
Dem Abend seiner Schönheit Kranz zu winden
Und alle weichsten Wolken aufzufinden,
Der Sonne Purpurlager, nach Gebühren
Blitzschnell den hohen Willen zu vollführen

Des hohen Schicksals, und darum zu werben,
Die blassen Wangen derer tief zu färben,
Die sich im Mondlicht Poesie ergeben,
370 Und andres unbekannt in diesem Leben.
Dann führt ihr göttliches Gespräch sie fort,
Elysium zu; wetteifernd sucht ihr Wort,
Was von vorausgefühlter Lust sie wissen.
Der eine meint, er könnte niemals missen
Sein totes Lieb, und unter Blütenzweigen
Beim Zephyrseufzen würde sie ihm neigen
Die Lippe zu melodischem Willkommen;
Ein andrer, dem sein rosig Kind genommen,
Hofft es zu schaun in ewigem Lenz mit Schwingen,
380 Die es durch reiche Blüthenhälter bringen,
Bis es herniedertaucht mit sanftem Winde,
Ihm Balsamblätter um die Schläfe binde,
Und nun in diesen Reichen immer frei
Ihm sein Merkur, sein kleiner Bote sei.
Der andern Seele düsterte, dort wieder
Die Jäger zu erblicken, ihre Brüder,
Plaudernd zu sitzen, ihnen froh zu sagen
Von dem Geschick in ihren Erdentagen,
Voll Freude all die lustigen Geschichten,
390 Wie sie am Moor genächtigt, zu berichten,
Wie vor dem kalten Winde sie sich schützten,
Wie sie den Imbiss teilten, gern sich nützten;
So malten sie es aus. Nur einer säumte,
Der dort mit tief gesenkten Lidern träumte:
Endymion; er hatte lang gestritten,
Das Weh zu bergen, das er still gelitten,
Und das ihm die Erinnerung raubt. Nun hatten
Die Sinne ihm umnachtet tiefe Schatten.

Er merkt kein Flüstern und kein plötzlich Schweigen,
400 Nicht wie sich ihm der Alten Augen neigen,
Kein ängstlich Rufen, zitterndes Umfassen,
Der Mädchen Seufzer nicht, darob erblassen
Der Gram selbst muss; im Zauberbann vergessen
Wie einer, den die Erde nie besessen,
So still, wie uns Arabiens Geschichten
Von Menschen, die zu Stein erstarrt, berichten.

Wer flüstert ihm so schmerzlich und beklommen?
Päona, seine Schwester, war gekommen;
Die liebste Freundin möcht' ihn gern beschwichten,
410 Sich an der Schwester Sorge aufzurichten;
Auf sie zu seh'n, will sie ihn überreden,
Bis vor beredtem Wort der Bann zerreisst.
Sie führt ihn sorgsam wie ein nächtiger Geist,
Der uns Erleichterung bringt in schweren Träumen,
Wo einen Pfad zwei Wasserlein umsäumen.
Ihr Arm beschützte seine Stirn vor Zweigen,
Und sorglich lässt sie ihren Blick sich neigen,
Vor Stein und Dorn den Fuss ihm zu behüten,
Bis dahin, wo die Bächlein lustig sprühten,
420 Zu sanftem Fall den Schaum der Wellen drängten
Und sie alsdann in klarem Strom vermengten,
Als wär's für Baum und Himmel Neckerei.
Ein kleines Schiffchen schwamm ganz dicht dabei,
Den Kiel befestigt an des Ufers Bank,
Leicht tauchte es hinab und stieg und sank,
Wie es des jungen Paares Last umfängt.
Päona grade durch das Wasser lenkt
Zu einem grünen Eiland seine Bahn.
Da sie's erreichte, steuert sie den Kahn

430 Zu einer schattigen Bucht, am Ufer droben
Stand eine Laube, kühl und dicht umwoben:
Dem stillen Werk so mancher Sommerszeit.
Dort pflegte sie in kühler Einsamkeit
Die fleissigen Gespielen zu empfangen,
Wo sie die Märchen alter Zeiten sangen.

So war sie herzlich froh, ihn hier zu betten,
Zu ihrem Lieblingsplätzchen ihn zu retten,
Auf einem Lager duftiger Blumenblätter,
Sorgsam getrocknet bei dem schönsten Wetter,
440 Als jüngst der Herbst sein goldnes Lockenhaupt
Geschüttelt und der Blütenpracht entlaubt.
Hier fand er bald des leisen Schlummers Rast,
Doch ehe ihn der Schlaf beschlich, erfasst
Päonas Hand er, die er innig presst;
Im Schlafe noch hält er die Finger fest
Mit sanftem Druck. Wie eine Weide sieht
Still wachend auf den Strom, der drunten zieht,
So hält die Maid sich, ohne sich zu rühren;
Man konnt' des Halmes leises Flüstern spüren,
450 Der Biene Summen und der Mücke Schwirren,
Der Glockenblume Wehn, des Zeisigs Girren,
Wo ihn der Zweige dichtes Laub verhüllt.

O Zaubrer Schlaf, du Vogel hold und mild,
Du schwebst ob unsrer Seele Wogendrang,
Bis er besänftigt! ungezwungner Zwang,
Gebundne Freiheit, der du Schlüssel hast
Zu seltnem Sang, zu goldenem Palast,
Zu Wunderhöhlen, Bäumen, lichten Quellen,
Zu Echogrotten, ausgespült von Wellen
460 Im Mondenlicht — ach, all dies bunte Leben

- Grad' aus dem Wald mit feierlichem Schritt
Ein greiser Priester, voll zum Fest geschmückt;
150 Umhüllt von seines Amtes Würde, blickt
Sein Auge auf den Rasen fest gebannt,
Es schleppt ihm nach das heilige Gewand.
Aus dem Gefäss in seiner Rechten winkt
Gemischter Wein, der hell im Lichte blinkt;
Im Korbe aber, den die Linke hält,
Trägt süsse Kräuter, Blumen er vom Feld:
Maiglöckchen können sich an Weisse messen
Mit Ledas Schwan, und Thymian und Kressen.
Auf seinem greisen Haupt das Buchenreis
160 Schien gleich der Epheuranke auf dem Weiss
Des Winterschnees. Dann kam noch eine Menge
Von Hirten, die gebührend Festesklänge
Ertönen liessen. Ihnen nach, umringt
Von Scharen, deren helles Rufen dringt
Bis zu den Wolken auf, ein Wagen rollte
So leicht, als ob er nicht behindern wollte
Die Freiheit der drei Stuten, die ihn ziehn.
Von grossem Ansehn bei dem Volke schien
Der darin fuhr. In voller Blüte steht
170 Der Jüngling, ein erwachsner Ganymed.
Für jene Zeiten war sein reich Gewand
Ein Königskleid. Auf nackter Brust ein Band
Trug ihm ein Silberhorn, als scharfe Wehr
Hielt er mit nervigen Knien den Eberspeer.
Ein Lächeln spielte ihm um's Angesicht,
Das auf den ersten Blick von Träumen spricht,
Als schweift' er müssig durch Elysium hin.
Doch manche schauten mit besorgtem Sinn
Auf seinen Lippen leisen Schmerzes Siegel;

180 Und sahen sie, wie lässig oft die Zügel
Der Hand entschlüpften, seufzten sie voll Pein.
Sie dachten gelber Blätter, Eulenschrein
Und Totenopfer. — Bilder flieht von hier,
Wie sollt' Endymion sterben, unsre Zier!

Bald sammelt sich das Volk in tiefem Schweigen
Im Kreis um den Altar; die Blicke zeigen
Verwandelt plötzliche Verehrung, Frauen
Beruhigen die Kinder, Mädchen schauen
Mit leichter Furcht, und ihre Wangen bleichen.
190 Endymion, der im Wald nicht seinesgleichen,
Stand blass mit ehrfurchtsvoll gesenkten Lidern
Dort bei den Bergesjägern, seinen Brüdern.
Der würdige Priester, der inmitten stand,
Begrüsste alle mit erhobner Hand;
Indes die Blicke froh im Kreise irrten,
Sprach er: „Ihr Männer Latmos', Volk der Hirten,
Die ihr mit Sorgfalt eure Herde wahrt,
Ob ihr von jenen Felsen niederfahrt,
Die über'm Berg sich heben, ob ihr steigt
200 Aus Thälern, wo die Flöte niemals schweigt,
Ob von den Hängen, wo die Luft so hold
Die Glockenblumen streift, in tüppigem Gold
Der Ginster knospt; ihr, die ihr reiche Last
Am Meeresstrand in eure Netze fasst,
Wo irres Tönen sich im Schilf bewegt,
Ein Echo, das des Triton Horn erregt;
Ihr Fraun, die täglich ihr geschäftig seid,
Den Ranzen füllt, dass er zur Fahrt bereit;
Ihr Mädchen, die ihr freundlich stets gewesen
210 Dem mutterlosen Lamm, die ihr erlesen

Den besten Honig ihm, dem ihr geneigt:
Merk alle auf! Denn unser Flehen steigt
Empor zu unserm grossen, guten Pan.
Seh'n unsre Kühe sich nicht glatter an
Als nachgeschwollne Pilze? Sind bedeckt
Die Weiden nicht von Schafen bunt gefleckt?
Grünt unser Frühling nicht? Und kein Erkranken
Sucht unsre Schafe heim, und wir verdanken
Endymion, unserm Herren, reiche Spenden.

220 Froh ist die Erde, und die Lerchen senden
Zum lichten Himmel auf ihr Morgenlied,
Der uns so feierlich und klar umzieht.“
So endend schichtet Kräuter er zusammen
Auf dem Altar, entfacht die heiligen Flammen,
Besprengt mit Wein die dichte Rasenerde,
Dass Ehre so dem Schäfergotte werde.
Und wie die Erde ihn begierig trinkt
Und duftig harziger Weihrauch funkelnd blinkt
Und Lorbeerblätter knistern und ein Licht
230 Gen Osten durch den Dunst und Nebel bricht,
Begann ein Chor, der diese Worte sprach:

„Du, dem des mächtigen Palastes Dach
Von zackigen Stämmen hängt, in dessen Schatten
Es ewig flüstert, und auf dunklen Matten
In tiefem Frieden Blumen blühn — vergehn,
Du, der es liebt, der Dryas zuzusehn,
Wenn sie die Locken flicht, wo Haseln rauschen,
Und stundenlang zu sitzen und zu lauschen
Des Schilfes schläfrig düstern Melodien,
240 Wo um die Öde feuchte Nebel ziehn,
So dass der Schierling üppig aufgeschossen —

Gedenk der Klagen, die voll Schwermut flossen
Um deiner Syrinx schmerzenden Verlust;
Bei deiner Liebsten weisser Brust,
Bei der Bestürzung, den sie einst empfah'n,
Hör uns, o Pan!

„O du, in dessen Balsamruhe Tauben
Sich schnäbelnd girren unter Myrtenlauben,
Wenn du zur Abendzeit dir willst erkiesen
250 Als Wanderziel die sonnigen weiten Wiesen,
Die Grenze deines Reiches: du, für den
Breitblättrig Feigenbäume ausersehn
Die Frucht im Reifen, dem die gelbe Biene
Den goldnen Honig, unser Feld, das grüne,
Die schönsten Bohnen, Mohn und Korn erkoren,
Der Hänfling schon, noch ehe sie geboren,
Die Jungen, dir zu zwitschern; Beeren bringen
Dir ihren kühlen Wohlschmack, duftge Schwingen,
Verpuppte Schmetterlinge, was noch neu,
260 Weiht dir das junge Jahr — O komm herbei
Mit jedem Wind, der durch die Fichten braust,
Gott, der im Walde haust!

„Du, zu dem Faun und Satyr willig fliegen,
Zum Dienst bereit, gilt's im Versteck zu liegen
Und armen Hasen Schrecken einzujagen,
Gilt es zum steilen Abgrund sich zu wagen,
Um Adlersklauen Lämmer abzuzwingen,
Gilt's mit geheimnisvollem Zauber bringen
Verirrte Hirten nach dem rechten Pfade,
270 Gilt's leis zu schreiten an des Meers Gestade,
Seltsame Muscheln sammeln, und zum Spotte
Damit zu zielen zur Najadengrotte,

- Und schien unsichtbar Flügel auszuspannen.
Doch siehe da: die Sterne, sie begannen
Herabzugleiten vor dem emsigen Blicke.
Ich seufzte tief, es führte keine Brücke
590 Zum Horizont, er barg mir dies Gesicht.
Da siehe: durch den Wolkenvorhang bricht
Der schönste Mond, der je den Wogenkamm
Neptuns versilbert hat. So selig schwamm
Er hin, dass meine Seele durch die Lüfte
Mit seinem Silberglanz sich mischend schiffte,
Ihm nach durch Klarheit und durch Wolken drängt,
Bis ihn zuletzt ein dunkles Zelt umfängt.
Da taucht der ganze Zug der wachen Sterne
Von neuem auf bis in die fernste Ferne.
600 Doch wie mein Blick sich wieder aufwärts wendet
Zu jenen Welten, ward er ganz geblendet;
Denn nieder schwebt's, umstrahlt von solchem Licht,
Dass schnell ich barg mein Aug und Angesicht.
Ich schaute wieder — o du Göttermacht,
Die vom Olymp ob unserm Schicksal wacht!
Woher kam die vollkommene Gestalt?
Woher kam dieser Schönheit Allgewalt?
Sprich, dumpfe Erde, woher alles war?
Hast du ein Gleichnis für ihr goldnes Haar?
610 Nicht Garben, blinkend in der Sonne Scheiden,
Nicht — Deine Hand, o Schwester, lass mich meiden
Solch thöricht Thun vor dir. Doch ach entfacht
Hat mich zur Raserei der Locken Pracht.
Einfach geknotet und heraufgesteckt
Liess sie voll Lieblichkeit und unbedeckt
Das Perlenohr, den weissen Hals, die Brauen,
Und drunter, unbeschreiblich anzuschauen,

- Ein Paradies von Lippen und von Wangen,
Und Augen, lächelnd halb und halb voll Bangen.
620 Um solche Phantasieen spielt mein Geist,
So oft ich daran denke; und es reisst
Ihn nur hinweg der Menschen Nachbarschaft.
Zu wem soll ich nun fliehn? Zu welcher Kraft?
Zu welchem Tempel? Sieh, die zarten Füße,
So blau geadert, so von weisser Süsse,
Mehr als da Venus schaumgeboren stand
In ihrer Muschelwiege. Ihr Gewand
War wie ein Zelt vom Winde aufgebläht;
Blau war's, mit kleinen Sternen übersät,
630 Als wollte man in blauer Glocken Mitten
Mit reicher voller Hand Massliebchen schütten
Im Blumenbeet.“ — „Wie seltsam doch! Ein Traum
Im Traum, Endymion?“ — „Durch luftigen Raum
Kam sie nun auf mich zu, ganz eine Maid,
Errötend, schüchtern, zögernd, doch bereit,
Drückt sie die Hand. Da war's um mich geschehn.
Beim süßen Drucke meint ich zu vergehn,
Und sah doch klar, wie einer, der versinkt
Drei Klafter tief, da wo das Wasser ringt
640 Und gurgelnd rauscht, wo die Korallen ragen.
Dann fühlt ich mich in jenes Reich getragen,
Wo helle Sterne fallend niederschliessen,
Und Adler an dem Sturm die Kampflust büssen,
Das Meteor sich hält im Gleichgewicht.
Doch fühlt ich einsam und erschreckt mich nicht.
Auf jähem Pfade schwebt ich sacht und leise,
Bald, schien mir, endete die hohe Reise.
Grad in die Wirbel wurde ich getragen,
Wie mit vereinter Kraft in alten Tagen

- 650 Sie Höhlen grabend in die Berge drangen.
Von dumpfem Ton erweckt, trug ich Verlangen,
Nochmals an ihrem Blick vergehn zu müssen.
Wahnsinnig fast bedeckte ich mit Küssen
Den Arm, der liebend mich umfing. Ich sank
In Nacht zurück; doch neues Leben trank
Mit durstigem Zug ich aus dem goldnen Quell
Der Blicke voller Leidenschaft, und schnell
Zählt ich die Augenblicke, wie getrieben
Von einem zweiten Selbst, aus Furcht: es blieben
660 Nicht lang die Freuden alle mir zu tragen.
O kühner Erdensohn, ich durft es wagen,
Drückt den geweihten Mund auf ihre Wangen.
Da fühlte ich den Leib mir sanft umfängen
Von lauer Luft, und siehe da, mein Fuss
Ruht sanft in Blumen. Es war Überfluss
Von frischen Wonnen auf der Alp. Die Luft
War angefüllt mit Lindenblütenduft,
Mit Veilchen und des süssen Honigs Zellen,
Von dem die weissen Blumenglocken schwellen.
670 Und einmal schaut's mit Schelmenblicken grade
In unser Nest, wohl eine Oreade.

O warum träumt ich, dass mich Schlaf bezwang
Inmitten dieses Himmels? Warum schwang
Er nicht den dunkeln Fittich in ein Reich
Weit, weit von mir! Dem Feuerfunken gleich,
Der sterben muss, wenn auch sein kleiner Strahl
Auf Diamanten spielt, ach mir zur Qual
Zerrann mein süsser Traum in dumpfen Schlaf,
Bis beim Erwachen meine Ohren traf
680 Ein leiser Ton. Da fuhr ich auf, und ach,

Wie seufzte ich und rang die Hände, brach
In Thränen aus; denn sieh, am Stengel hangen
Mohnblüten taubenetzt, die Amseln sangen
Ein trübes Lied, der Tag mit dumpfem Gruss
Verscheuchte seinen Herold Hesperus
Mit schwerem Blick. Ein leiser Windeshauch
Erhob sich blähend, starb und quälte auch
Mit düstrer Schwermut meinen Geist; ich dachte
— Merk auf, Päona —, dass er mir noch brachte
690 Ein Lebewohl, um das ein Seufzer schwirrte.
Ich wanderte dahin; doch wo ich irrte,
Verblassten Erd' und Himmel, tiefster Schatten
War tiefster Kerker. Heide, sonnige Matten
Erfüllt ein ekel Licht, der klare Fluss
Schien schmutzig mir, wie überdeckt mit Russ
Und toten Fischen; selbst der Rose Blühn
War schrecklich Scharlach, mit den Dornen schien
Sie stachlig wie die Aloe, und schlüpfte
Achtlos ein Vogel über'n Weg und hüpfte
700 In kleinen Sprüngen vor mir hin, so fand
Verkleidet einen Dämon ich, gesandt
Das Herz mir zu verdunkeln, mich zu locken
Zum grausen Abgrund, wo die Füße stocken.
So stürmt ich sinnlos fort, verwünscht mein Leid,
Das mich enttäuscht. Die alte Amme Zeit
Bracht mir Geduld; dem Himmel dank ich jetzt,
Dass er mit neuem Troste mich ergetzt,
In dem gesunkenen Dasein mir gegeben
Dich süsse Schwester, um mein müdes Leben,
710 Das stockende, auf's neue flott zu machen.

So endet er; sie sassen still und brachen

Das Schweigen nicht; sie fühlt, dass ungehört
Das Wort verloren sei, gleichwie das Schwert
Umsonst das Krokodil sucht zu durchdringen,
Umsonst Grashüpfer nach der Sonne springen,
Sie weint und möchte ein Wort des Tadels finden
Und möchte ihm mit einem Blick verkünden,
Dass solche Schwäche Schande sei. Vergebens!
Noch eher hätte sie beraubt des Lebens

- 720 Ein krankes Täubchen. Endlich nur zu brechen
Das Schweigen, wagte zitternd sie zu sprechen:
„Ist das der Grund? Schmerz muss es mir bereiten,
Dass einer, der auf dieser Erde schreiten
Gleich Göttern soll, nach einem Namen ringen,
Der auf der Harfe klingt, nichts kann vollbringen,
Kein höher Lied, als eine Maid verschämt
In Einsamkeit es singt! Wie er sich grämt,
Die Wangen blass, und schweift, nicht weiss: wohin,
Und ‚Nein‘ sagt, kommt es jemand in den Sinn,
730 Dass er verliebt! Und doch ist's Liebe nur.
Was wär' es sonst? Denn wirft auf seine Spur
Den Zweig vom Eibenbaum die sanfte Taube,
Er hebt ihn auf. Der Liebe fällt zum Raube
Sein Herz wie Rosen, wenn der Nordwind weht;
Des Lebens traurige Ballade geht
Mit Seufzern und mit Weh und Ach zu Grunde!
Endymion sei in der Posaunen Munde,
Im Sturm, bis überall dein Name klingt!
Oft eh' des Himmels Glanz in Dunkel sinkt,
740 Hab' ich voll Sehnsucht nach dem See geschaut,
Wo Wolken sich im Westen aufgebaut,
Hier goldne Felsen, glänzend goldner Sand
Und Inseln, Buchten, duftiger Meeresstrand,

Dort stolze Pferde, die sich mutig bäumen,
Paläste, Türme. Sollt' ich drum verträumen
Die schönen Tage, weil zu jener Stelle
Mich keine Brücke führt? Des Morpheus Quelle,
Das zarte Element, wo Visionen,
Die Träume und des Schlafes Grillen wohnen,
750 Das strömt so zart in seinem luftigen Rinnen,
So leise hin, dass selbst das Netz der Spinnen,
Millionenfach umzirkelt in dem Raum
Von eines Schwalbennestes Eingang, kaum
Uns eine Spur giebt seines zarten Lichts.
Wie leicht sind Träume, wenn sie selbst das Nichts
An Zartheit übertreffen, das sie weckt.
Warum hast du dies Kleinod so befleckt,
Dein hohes Leben, das so reich zu denken?
Warum so schnell die stolze Ehre kränken
760 Für nichts als einen Traum?“ Der Jüngling sieht
Bei ihrem Wort empor: Ein Streit umzieht
Von Scham und Reue seine düstern Brauen.
Doch seine Lider weiten sich zum Schauen,
Als wenn mit leichten Falterflügeln spielt
Ein leises Zephyrlüftchen; und er fühlt
Inmitten seines Kammers, wie zuletzt
Ein Tropfen Mannatau die Lippen netzt.
Er sprach und seine Wange glüht von Leben:

„Päona, Schwester, immer war mein Streben
770 Der Durst nach Ruhm. Nichts Niedres ist's gewesen!
Kein Traumphantom, kein leeres, konnte lösen
Das straffe Segel, das bereit zur Fahrt.
Doch nun ist's schlaff! Verlassen traurig harrt
Mein Boot: mein höher Ziel, das mich beglückt,

Ist allzu weit, zu sternenfern entrückt,
Um tausend Erdenwracke zu verhöhnern.
Wo liegt das Glück? Dort, wo wir uns gewöhnen
Der göttlichen Gefolgschaft uns zu einen,
Ihr unser Wesen geben, bis wir scheinen
780 Ganz umgewandelt, frei vom Raum uns nennen.
Du wirst den Himmelsglauben klar erkennen:
Hüll' um den Finger dir ein Rosenblatt
Und schmeichle deinen Lippen! Horch! es hat
Der Töne Kuss durchdrungen freie Winde,
Dass er mit gleichgestimmtem Hauch entbinde
Aus ihrem lichten Schoss die Äolsklänge.
Dann wachen aus den Gräbern alte Sänge
Und ziehn um ihrer Väter Rasenhügel;
Und Geister prophezein auf Sangesflügel,
790 Wohin nur jemals trat Apollos Fuss.
Der Hörner Klang erwacht mit schwachem Gruss,
Wo einst sich eine Riesenschlacht entschied,
Und über'n Rasen huscht ein Wiegenlied,
Das Orpheus einst als Kind in Schlaf gesungen.
Wenn wir dies fühlen, sind wir durchgedrungen
Zu einer Art von Einheit, und wir fühlen,
Wie luftige Geister fühlen; doch wir finden:
Es giebt noch reichre Zauber, die uns binden,
Die uns der Selbstvernichtung Pfad gewiesen
800 Mit höchster Kraft. Die Krone alles diesen,
Aus Liebe und aus Freundschaft eng verbunden,
Ward um der Menschheit hohe Stirn gewunden.
Das was mehr lastet, was uns mehr beschwert,
Ist Freundschaft, und es strahlt von ihrem Wert
Beständiger Glanz. Doch an dem Gipfel oben
Hängt hoch, mit unsichtbarem Band verwoben,

Ein Tropfen Licht: die Liebe. Wem sie lacht,
Dem hat sie einen neuen Sinn gebracht,
Der ihn erschreckt und quält, bis er zuletzt
810 Dahinschmilzt und mit ihrem Glanze jetzt
Sich eint und als ein Teil von ihr muss leben. —
O, nichts kann unsrer Seele Schwingen geben
Gleich ihr, und nur mit ihr im Bunde stark
Nährt sich das Leben von dem eignen Mark,
Gleichwie der Pelikan die Jungen nährt.
So köstlich wurde Speise uns gewährt,
Dass Männer, die bestimmt, den Zwist zu schlichten,
Der Welt voraus zu worfeln und zu sichten
Die Spreu, der nahenden Zeit von ihren Wegen
820 Den Schutt der Sitte und den Schlamm zu fegen,
Den Schlangen und Schmarotzer hier gelassen,
Doch träumend die Gelegenheit verpassen.
Sie schliefen unterdes im Liebeshain.
Nein! stumm fürwahr möcht ich weit lieber sein,
Als solchen liebesheissen Gleichmut schelten.
Mir deuchte stets: er habe für die Welten
Von unbekanntem Segen viel umfasst,
Gleichwie die Nachtigall auf hohem Ast,
Wenn sie ein dichtes Blätterdach umflieht,
830 Nur ihre Liebe singt. Sie achtet's nicht,
Hüllt sich in dunklen Mantel leis die Nacht.
So wirkt die Liebe, sei sie auch gedacht
Nur als Vermischung glühender Leidenschaft,
Weit mehr, als wir mit unsrer Forscherkraft
Ergründen mögen. Denn wer könnte sagen,
Wie Blumen blühen, Bäume Früchte tragen,
Wie Fische sich mit bunten Schuppen kleiden,
Wie sich die Erde schmückt mit Wald und Weiden,

Die Flur den Quell, der Quell den Kiesel liebt,
840 Wie Saat die Frucht, den Ton die Laute giebt,
Begeisterung sich weckt am Ton, dem süßen,
Wenn Menschen sich nie küssen und nie grüssen?

Hat schon die Erdenliebe Macht zu weihen,
Unsterblichkeit dem Sterblichen zu leihen,
Und in der Brust den Ehrgeiz ganz zu stillen,
Das Mass des Glückes bis zum Rand zu füllen —
Wie schien nicht Ruhmbegier ein Kinderspiel
Dem, der erstrebt als unverrücktes Ziel
Mit ewiger Liebe ein unsterblich Lieb!
850 Schau nicht betroffen! keinem Zweifel gieb
Mehr Raum, dies alles ist nicht staubgeboren,
Kein Hirngespinnst, das sich den Schlaf erkoren,
Uns überreizt zu lassen. Sicher nein!
So schlaff und unstet kann mein Geist nicht sein,
So lang nahm keine Wollust ihn gefangen,
Erspähte er sich nicht, wenn auch mit Bangen,
Hoch über schattenhaftem Traum ein Hoffen.
Vielleicht ist dir der Worte Sinn mehr offen,
Erzähle ich, was mich, als ich erwacht,
860 Doch zweifeln liess, ob ich in jener Nacht
Nichts als geträumt. Horch, liebliche Päona:
Jenseits des Muttertempels der Latona,
Den wir nicht sehen vor den dunkeln Zweigen,
Liegt eine tiefe Schlucht. Vom Rande neigen
Sich weit herniederbeugend Busch und Baum,
So dass mit ausgespanntem Flügel kaum
Ein Geier durch die Enge könnte gleiten,
Der sie nicht streifen müsst' an beiden Seiten.
Verfallne Stufen führen in die Zelle

- 870 Bis zu dem feuchten Seestrand, dessen Welle
Geduldig mit krystallnem Auge schaut
Aufwärts, wo durch den Busch der Himmel blaut.
Hier war's, wo ich oft Blumen für dich fand,
Den Primeln gleich, mit dunkelsamtem Rand,
Den Grund geziert mit leuchtend goldnen Flecken;
In Spalten sah ich sie und Ritzen stecken,
Am moosigen Stein, den ich erkor zum Sitze,
Wenn alles schmachtet in der Mittagshitze.
Und eh' ich dort verbarg mein brennend Sinnen,
880 Liess ich durch's Schilf die Wasserperlen rinnen
Und machte mir im Knabenspiele Kähne
Aus Federkielen, Holz, nahm Erlenspäne,
Lud Blätter auf; dem kleinen Ozean
Ward ich Neptun. Als dann die Zeit begann,
Da Liebesschmerzen mich zum Jüngling reiften,
Sass ich dort oft, und meine Blicke schweiften,
Wo Wolken, Bild auf Bild, vorüberzogen.
Und einstmals sah ich, wie mit Pfeil und Bogen
Ein Wolken-Eros hoch vorüberschiffte,
890 So fein gestaltet, dass nicht Wind noch Lüfte
Den Zauber störten, täuschend, dass ich grade
Ihm folgen wollte nach dem offenen Pfade.
Da hemmte plötzlich mir den Schritt im Gehen
Ein Wunder, schön, wie ich es nie gesehen:
Das Antlitz, das im Schlafe mich berückte,
Sah ich, das lächelnd aus den Wellen blickte.
Mein Herz schlug durch die Tiefe ihm entgegen.
Es schien zu fliehn. — Ich sprang empor! Ein Regen
Von Tau und Blütenblättern fiel so dicht,
900 Dass er erfrischend kühlte mein Gesicht;
Und alles schwand vor meinen heissen Blicken,

- Doch meinen Geist durchdrang ein neu Entzücken.
Nur dies Gefühl voll Seligkeit und Wonne
Macht, dass des Todes Abgrund ich entronnen;
Denn wieder ward ihr Antlitz mir verborgen.
Es kommt und geht die Lust; jedoch die Sorgen
Die bohren sich in unserm Busen fest,
Der Zecke gleich, die nicht vom Wilde lässt.
Spät nur heilt neue Freude solche Wunden.
- 910 Wie traurig und bedrückend sind die Stunden
Der müden Tage, trüber nur gemacht
Durch die Gewissheit schlummerloser Nacht!
Und schwerer überfiel mich jetzt der Gram,
Als da vom mohnbestandnen Hang ich kam.
Ein Menschenalter zögernder Sekunden
Schlich müssig hin, eh' ich die Rast gefunden,
Die von der düstern Schwermut mich befreit.
Ja, dreimal schaut ich die Glückseligkeit
Und wieder quälte mich erneutes Leben.
- 920 Jüngst, als der Wintersturm es aufgegeben
Den Frühling zu bekämpfen, licht und leicht
Den Himmel liess, nur seine Wimpern feucht
Von Mitleid, weil ihm so viel Knospen fielen,
Sahst du mich lachen, sahst mich fröhlich spielen,
Und schmücktest mit dem Reis den Jägerhut;
Denn viele Tage hatte schon geruht
Der Schmerz in meiner Brust. Doch damals eben
Streift' ich, von Missvergnügen ganz umgeben;
Ich schleuderte von Ort zu Ort die Lanze
- 930 Und folgte mit den Blicken ihrem Tanze,
Bis sie durch junge Bäume endlich schlug
Und sie der Zufall zu den Kieseln trug
Inmitten eines Bachs. Den Silberwellen

Folgt ich; sie führten mich mit tausend Fällen
 Zu einer Höhle hin durch Schilf und Busch,
 Dort floss er breit und glänzend hin und wusch
 Die Steine weiss und auch der Felsen Hänge,
 Und murmelt, gleich als ob er lieblich sänge
 Dem Abschiedsschmerz zu spotten; auf den Weiher
 940 Neigt sich von grünem Gras ein dichter Schleier,
 Als ob er einer Nymphe Heim verhängt.
 „Gottloser! Wohin hab' ich mich gedrängt?“
 So sprach ich leis. „Ist dieser Ort geweiht
 „Proserpina? Erwählt sie ihn zur Zeit,
 „Wo sie den Hades flieht, und ihre Hand
 „Verloren spielt im feinen, kühlen Sand?
 „Ist es der Echo Grotte, wo sie gerne
 „Durch tiefes Schweigen plaudert in die Ferne,
 „Bis sie in weichem Trübsinn dann sich singt
 950 „Ein Schlummerlied, dass sacht der Ton verklingt
 „In Traurigkeit? O hört sie mein Gebet,
 „Das seufzend durch die dichten Zweige weht,
 „O dass es ihr das zarte Ohr berücke,
 „Ihr, der ich täglich holde Blumen pflücke,
 „Zum Kranze winde und ein Flüstern sende,
 „Das sanft mit jedem Blatt zu ihr sich wende!
 „O dass mein Seufzer in ihr Mitleid dringe!
 „Barmherzige Echo höre mich und singe
 „Die Weise ihr, sag' ihr —“ da hielt ich an
 960 Und lauscht' erschreckt der Thorheit, die ich sann,
 Ich stand verstummt, errötend ob der Grille
 Der leeren Schwermut, und es kamen stille
 Die Thränen mir. Da hört' ich meinen Namen
 Aus süßem Mund, von dem die Laute kamen:
 „Endymion, verschwiegener ist der Ort

„Als Delos Insel. Echo sei hinfort
„Von Seufzern nicht, von Küssen nur gestört,
„Und schmeichelnd sei nur deine Hand gehört,
„Bebt sie durch meiner Locken Labyrinth.

970 Da, überwältigt eilt ich hin. Wo sind
Die Augenblicke? Musst ich sie verlieren?
Ich lächle fürder nicht. Nicht will ich führen
Mein Leid den Todesweg, ich will bereit
Es tragen lernen; fliehe Traurigkeit!
Statt dessen soll mich ernstes Sinnen leiten,
Mich ganz besitzen und den Weg bereiten
Die Pilgerschaft im dunkeln Weltgebiet.
Nicht überzähle ich mehr Glied für Glied
Der Kette meines Kammers, will nicht finden
980 Ein Halbvergessen in den Bergeswinden,
Wenn sie um's Haupt mir wehn. So schaue du,
O Schwester, meines Lebens Ruhe zu,
Wo still die Stunden ihre Runde machen.
Spähn nach der Hoffnung Flamme auch, der schwachen,
Die Augen überall, jetzt will ich schweigen,
Sie sterben heissen. Sage Schwester, zeigen
Nicht meine Blicke jetzt schon frisches Leben?
Die Sonne sinkt, wir wollen uns erheben.
Vielleicht sind noch die Nachbarn nicht so fern.“

990 So stand er auf, schwach lächelnd, wie ein Stern
Durch Herbstesnebel, nahm Päonas Hand,
Dann stiessen sie mit ihrem Boot vom Land.

Endymion.

Buch II.

0 Herrschermacht der Liebe, Trost und Pein,
Ach ausser dir wird all Erinnern sein
Ein Schatten nur im Nebel ferner Zeit!
Denn alles, Gutes, Schlechtes, Hass und Neid,
Sind schnell verblasst; doch rührst du uns, so klingt
Ein Seufzer-Echo, und ein Schluchzen bringt
Ein Kuss, den Honigtau begrabner Tage.
Von Trojas Weh und Sturz und Fall die Sage,
Wo blitzend Speer und nackte Klingen blinken,
10 Und Kampf und Blut und Schrei — das muss versinken
Zum fernsten Winkel unsres Hirns entrückt,
Doch tief im Herzen fühlen wir entzückt,
Was Troilus und Cressida verbindet.
Fort Heidenmär und goldner Trug, entschwindet
Im All der Thaten! Stern du ohne Licht,
Du See, die sich mit sich mit ewigem Rauschen bricht
An der Erinnerung steinbesäten Küsten!
Manch wurmzerfressnes Boot sieht man sich rüsten
Auf deinem feuchten Busen, aufgeputzt
20 Zu prächtigem Schiff, indessen unbenutzt
Im Hafen stolze, goldne Kiele liegen.
Was liegt daran, ob Eulen auch umfliegen
Den Mast von Hellas grossem Admiral?

Was thut's, ob mit der Makedonen Zahl
Einst Alexander bis zum Indus drang,
Und ob Ulyss vom Schlaf Cyklopen zwang?
Nein Julia, an ihren Blumen lehnend
Und seufzend, die Gedanken zart entwöhnend
Von ihrer reinen Mädchenkuschheit Schnee,
30 Ergreift uns mehr als dies; und Heros Weh
Voll Thränen, Imogen im Schmerz der Seele
Und Pastorella in der Räuber Höhle
Sind Dinge, glühender daran zu hangen
Als an der Reiche Todesnot. Ja Bangen
Muss solche Überzeugung dem bereiten,
Der unbefriedigt dennoch wagt zu schreiten
Der Lieb' und Dichtung Pfad, auf kein Geheiss
Und keiner Muse Lächeln. Doch ich weiss:
Weit schwerer ist, rastlos in Ruhe leben,
40 Als selbst zermalmt zu werden im Bestreben,
Der Liebe Fahne auf des Sanges Zinnen
Zu hissen. Helft mir Stunden denn von hinnen
Gleich Kriegern!

Liebeskranker Schäferfürst,
Ob du wohl dein Versprechen halten wirst,
Das du beim Feste gabst? Wie? Dämmern Sorgen,
Beständig neue, dir mit jedem Morgen?
Es ist sein alter Gram; denn viele Stunden
Ward er allein auf fernem Pfad gefunden:
In Wildnis, in den Wäldern moosiger Eichen
50 Zählt er des Leids Minuten an den Streichen
Der fernen Holzaxt und lauscht stundenlang
Des blattverhüllten Baches leisem Sang.
Auch jetzt sitzt er an einer schattigen Quelle
Und drängt mit fieberhaftem Spiel der Welle

Aufschäumend Gold zurück, und um ihn baut
Ein Zelt der wilde Rosenstock. Er schaut
Auf eine Knospe, die ihn so entzückt,
Dass er nicht widerstehen kann, sie pflückt,
In's Wasser taucht: Und wie den Blick er hebt,
60 Schwillt sie und blüht, in ihrer Mitte schwebt
Ein goldner Schmetterling, auf dessen Schwinge
Er wohl entziffern muss seltsame Dinge;
Denn wundernd, lächelnd schaut er darauf nieder.

Da hebt der kleine Bote sein Gefieder,
Und wie ihm haschend folgt Endymions Hand,
Fliegt er davon. Da löste sich das Band,
Das dumpf und matt die Glieder ihm umschnürt.
Der Spur nach, die durch Sonnenglanz ihn führt,
Scheint er zu fliegen, fühlet sich so leicht,
70 Dass er gleich einem luftigen Geiste streicht
Hin durch des sonnigen Abends stilles Grün;
Durch Heide, waldige Höhen muss er ziehn,
Auf dunklem Pfad, wo schläfrig Zwielficht feiert,
Bis ihm auf seiner Fährte sich entschleiert
Die Waldeskluft, vor ihm in ferner Bläue
Der Ozean sich dehnt, bis er aufs neue
In einsam, dichtverwachsne Schluchten drang,
Wo niemals Menschenstimme noch erklang,
Es sei denn, dass im Schweigen fern entschwinden
80 Akkorde, die wie Flocken mit den Winden
Von heiliger Barke wehn, wo mit Gesängen
Man sich die Fahrt nach Delphi kürzt. Noch drängen
Die Füße nach dem flüchtigen Gesellen,
Bis dieser endlich hielt bei einer Quellen,
Die hier ganz nahe einer Felsenkluft

Die Wasser sprüht in linde, weiche Luft.
Da schoss er auf und ab und liess sich sinken,
Als wollt' er, von der Mühe durstig, trinken
Aus dem krystallinen Strahl. Er streift die Welle
90 So zart, als fürchtet er, des Wassers Helle
Mit goldnem Flügelstaube zu beflecken.
Doch wie er sich so plötzlich kann verstecken,
Ist gar zu wunderbar; und ganz verwirrt
Sucht ihn Endymion überall und irrt
Zu allen Blumen, doch vergebens, hin;
Da warf er sich in's Gras mit trübem Sinn.
Wer ist's, der flüsternd seine Ruhe störte?
Des Baches Nymphe war es, die er hörte.
Sie war bis an die Brust enttaucht und stand
100 In Lilien als die schönste. Ihre Hand
Reicht sie ihm hin, verlegen, halb erschrocken
Wand sie um ihre Finger ihre Locken
Und sprach zu ihm: „O Jüngling, allzulange
Hast du gekostet, ach, wie sehnsuchtsbange,
Der Liebe Bitternis; wenn ich dich sehe,
Wie zart du bist. O könnte ich vom Wehe
Die Brust dir lösen, würd' ich Amphitriten
All meinen Reichtum der Krystallflut bieten:
Hellängige Fische, die rotgolden schimmern,
110 Die purpurn, regenbogenfarbig flimmern,
Und deren Flossen Silberschleier deckt,
Mein buntes Kieselbett, wo tief versteckt
Das keusche Licht sich birgt, den Grottensand,
Den schwärzlich goldnen, den aus fernem Land
Die fleissige Quelle führt, was ich nur hab',
Die Muscheln und den mächtigen Zauberstab,
Den Perlenkelch, den mir Mäander schenkte,

Als ich mit meinem Strahl die Durstigen tränkte,
Die in der wilden Wüste fast verschmachtet.
120 Doch weh, nur wie ein Kind hab' ich getrachtet,
Dich zu erfreun. Was ich zu sagen wage,
Ist, dass 'ich Mitleid hab', und heut am Tage
Dein Führer war, dass du in Regionen
Musst wandern, fern, wo keine Menschen wohnen,
Noch lange Tage, bis du dann dereinst
Frei aller Not, um die du seufzend weinst,
Zu deiner Liebsten Busen wirst erhoben.
Warum? Das wissen sie im Himmel droben;
Ich weiss es nicht, ich armes Kind der Welle,
130 Leb' wohl! Das wird ein Lied für meine Zelle.“

Schnell ward sie vor Endymions Aug' entrückt,
Der starr vor Staunen auf das Wasser blickt.
Die Quelle rauscht, und wo aus Gras und Rohr
Ihr kleiner Teich verschlafen guckt hervor,
Da spielen Mücken lustig in der Runde
Und Fische springen, als ob diese Stunde
Nicht Gut noch Böse bracht'. Der Wandrer fasst
Die Stirn, als wollte der Gedanken Last
Er sich erwehren, sitzt geduldig nieder,
140 Und während bei des Abends Träumen wieder
Glühwürmchen sich ihr Sternenlicht entzünden,
Sprach er zu sich: „Wer je sich unterfangen,
„Zur Traumstadt des Glückes zu gelangen,
„Elend ist er! Ist ihm zugleich verhängt,
„Dass er trotz aller Müh vom Ziel verdrängt,
„O wie viel grösser ist sein Elend dann!
„Und doch gerade in der Beschwer gewann
„Er Mut zu neuer Fahrt nach neuem Glück.

- „Kein Zweifelssteinchen hielte ihn zurück.
150 „Die neue Stadt soll Honigseim ihm bieten:
„Doch ist sie trocken. Mag enttäuscht er wüthen,
„Es treibt ihn doch nach einem neuen Ziel.
„Das ist das Menschenleben: Ernst und Spiel,
„Die Angst und die Enttäuschung, That und Krieg,
„Der Kampf der Phantasien und ihr Sieg
„Sind menschlich; in sich tragen sie dies Gut,
„Sind Lebensluft ihm, Nahrung seinem Muth,
„Dass er das Dasein liebt und doch ermisst,
„Wie sanft der Tod. Wo immer Erdreich ist,
160 „Erwächst der Mensch, Unkraut und Frucht zu tragen;
„Ich aber kann hier keine Wurzel schlagen,
„Ich finde nichts, des Mitleids wert zu sein.
„Auf neblig hohem Riff steh ich allein.
„Allein — o nein! — bei Orpheus süßer Laute,
„Als Eurydike lauschend auf ihn schaute,
„Weit lieber ständ' ich auf der Nebelklippe
„Voll Sehnsucht, nur den Seufzer auf der Lippe
„Nach meiner Liebsten Schattenbild, das ich
„Dreimal geschaut, als sein — gleichviel für mich! —
170 „O Cynthia, Göttin, sanfteste, die mild
„Von ihrem blauen Thron die Luft erfüllt,
„O blick besänftigend mit nur einem Strahl
„In meine Brust, der vor der mächtigen Qual
„Der Liebe Tyrannei sie mir bewahrt!
„Doch nein, o Königin, eine Qual erspart
„Wird eifersüchtigen Elends Schmerz mir bringen
„Weit schlimmer als die Qual. Nein, hefte Schwingen,
„Gewaltige, an die Schultern und bedeute
„Der Liebsten Wohnung mir! Wenn dich auch scheute,
180 „Dich Göttliche, Cupidos muntres Spiel,

- „Zu stolz und schön, dass deinen Silberkiel
„Du tauchtest in der Liebe sanfte Flut,
„Sei gnädig mir! Schilt nicht mit strengem Mut
„Die Tollheit gottlos! Bei den Sternen droben,
„Die dir gehorchen, schon fühl' ich erhoben
„Weit über alle Schranken meinen Geist!
„Wie er mit dir mich durch den Himmel reisst!
„Wie schön du bist! Die Erde muss entschwinden!
„Wie zitternd, blendend sich die Räder winden
190 „Um ihre Achse! Wie geschmeidig leicht
„Die Zügel sind! Wenn er den Saum erreicht,
„Dein Wagen hier, ob mir ein neidisch Dach
„Die dunkeln Augen hüllt, die Augen, ach!
„Hilf, teure Göttin, mir! Weit gähnt die Luft,
„Mich zu verschlingen!“ — Zitternd, wie er's ruft,
Hebt er die Hand, starrt mit des Wahnsinns Mut,
Gleichwie Deukalion überragt die Flut,
Wie blind Orion hungert nach dem Morgen.
Und käm' nicht eine Stimme halb verborgen
200 Aus dunkler Höhle, fröre er zu Stein,
Und nichts von Seufzern, nichts von heisser Pein
Hätt' man gehört. — So sprach es: „Du musst steigen
„O Sohn der Berge, wo sich Wege neigen
„Zum dunkeln, ehrnen Schacht der Erde; eile!
„Geschleudert sahst du oft des Donners Keile,
„Als wär's vor deiner Schwelle, durftest leben,
„Wo sich die eisigen Gipfel stolz erheben;
„Die Arme tauchtest du in Äther ein,
„Der Tod bringt allem, doch ihr Marmorsein
210 „Nur mehr verschönt. Nun steig so tief herab,
„Wie jene hoch sind. Eile! Niemals gab
„Unsterblichkeit man dem, mag er nicht achten

„Der Geister Führung: Zu der Erde Schachten
„Und tief in ihr Geheimnis dringe fort!“ —

Er hörte nur das allerletzte Wort,
Er floh zur Tiefe und zu ihren Schrecken,
Nicht überlegend, nur sich zu verstecken
Vor Mond und Bäumen und des Wahnsinns Schauer.

- Zu seltsam war's, zu wunderbar für Trauer;
220 Den Wunsch nur fühlt er, der sich mehr entfachte,
Ins Innerste zu tauchen. Zwielflicht machte
Die Reiche dort nicht hell, nicht dunkel ganz,
Ihn hüllt in Dämmerlicht schwermütiger Glanz,
Ein Schattenreich, wo Diademe scheinen,
Ein mattes Abendlicht von Edelsteinen.
Wo tausende auf goldner Ader funkeln;
Die wählt der Fürst als Pfad hinab zum Dunkeln.
Hier läuft ihr Weg wie ein gebrochener Stab,
Dort schießt sie wie ein Meteor herab,
230 Durch weite Höhlen hier entlang gezogen,
Scheint sie am First Hephästos' Regenbogen.
Hier leuchtet zornig sie in Abgrundtiefe,
Als ob sie Phantasie in's Leben rief.
Dort muss sie eingeengt auf schmalen Gängen,
Wo düstre Öde herrscht, sich abwärts drängen;
Um plötzlich der Vermutung dann zu spotten,
Zeigt sie in stetem Wechsel Silbergrotten
Und Säulen von Saphir, phantastische Brücken
Und Fluten von Krystall. Auf scharfem Rücken,
240 Der wie ein Fels am Meere ragt, da steht
Er an des Abgrunds Rand, in den er späht,
Aus dem zu ihm viel hundert Wasserfälle
Nur klingen wie das Murmeln einer Welle.

- Starr ward sein Herz, da er von fern entdeckt,
Wie sich vor eines Demants Strahl erschreckt
Die alte Dunkelheit vom Throne flüchtet,
So wie die Sonne rings das Chaos lichtet.
Er sah nicht, in sein Staunen ganz versenkt,
Was ihn von stolzeren Wundern noch umdrängt,
250 Die jenen nur allein zu schildern frommt,
Die, wenn das Ende unsres Sternes kommt,
Die Hohen sind, die an ihn mahnen werden,
Die Mächtigen, die ewigen Tag auf Erden
Für England schufen und für Griechenland.
Wie nun sein Staunen mählich Ruhe fand,
Lenkt er zu einem Säulengang die Schritte,
Sah eines Tempels Abbild in der Mitte,
So treu für heiligen Dienst, dass er sich scheute,
Hineinzutreten; und in ferner Weite
260 Schien ein Altar sich leuchtend zu erheben
Und zitternd über reinem Licht zu schweben
Dianas Strahl. Und ehrfurchtsvoll geneigt
Naht sich der Jüngling; vor dem Blicke zeigt
Verschleiert halb sich Säule und Kapelle.
Dann rührte er des Marmors kalte Schwelle
Mit seiner Stirn, wand sich mit leichtem Schritte
Durch Hof und Hallen, dass von seinem Tritte
Das tote Schweigen flüsternd rings erwacht.
Doch rastlos wandert er umher und macht
270 Mit den Mysterien allen sich bekannt,
Bis er sich müde an dem Eingang fand
Zu einer Schlucht, die end- und bodenlos
Ihm Schatten, ungewiss und wild, verschloss.
Da ihn nun ganz erschöpft der Wunder Schau,
Kam zum Bewusstsein ihm, wie schwer und rauh

Die Wandrung sei, die ihn zur Heimat weist:
Ein tolles Haschen nach dem Nebelgeist,
Ein Irrlicht, das durch Nesselkraut ihn führt,
In Sümpfen und in Feuern sich verliert
280 Bis in den Schoss von tiefverhassten Dingen.

Welch' Schmerzenlied hört nun Endymion singen,
Da des Bewusstseins Grenze er erreicht?
Ha, der Gedanke ist's, der ihn beschleicht:
Das tötliche Gefühl der Einsamkeit.
Nicht kann er seh'n den Himmel, klar und weit,
Die Flüsse nicht, der Blumen üppig Beet
In Blau und Purpur, sieht nicht aufgeweht
Die Haufenwolken sich im Westen türmen,
Gleich Elefantenherden vorwärts stürmen.
290 Er atmet nicht die freie, reine Luft;
Nein, ferne allen den Gefährten ruft
Für unbekannte Zeit in Gram begraben
Sein Schicksal ihn! Und muss Geduld er haben?
Kann er nur Zeichen mit dem Speere ritzen?
„Nein“, rief er aus, „warum soll ich hier sitzen?“
Nein! klang das Echo laut von allen Seiten.
Da stand er auf, mit eiliger Hast zu schreiten
Bis zu des Tempels Säulenbau zurück,
Gestärkt mit Hoffnung und mit Glut im Blick,
300 Dass ihm Diana helfe: Wie er dann
Aufs neu ihr Bild erschaute, da begann
Er näher kommend: „O Bewohnerin
Von Heide, Fluss und Wald, wo eilst du hin,
Wo magst du jetzt mit deinen scharfen Pfeilen,
Mit deinem Silberbogen, Königin, weilen?
Wo mag die Luft dir sanft die Stirne fächeln?

Wo magst du zu dem Spiel der Nymphen lächeln?
Welch dunkles Geäst grüsst wohl der Schein
Von deiner Sichel? Wo du auch magst sein,
310 's ist Himmelsluft. Freiheit darfst du genießen
Wie niemand sonst. Du brauchst nicht einzuschliessen
In dumpfes Element die Lieblichkeit;
Wo sich auf Erden süßer Frieden beut,
Da weilst du selig. Ach, wenn selbst für dich
Elysium dies ist, wie klingt für mich
Verbannt und fern der holde Name teuer!
In meinem Busen brennt ein zehrend Feuer;
Lass mich es unter Zephyrzweigen kühlen.
Ein Heimwehfieber muss ich sengend fühlen,
320 Lass mir Erfrischung deine Quelle bringen!
Ich hör' im Ohr ein lärmend Nichts mir klingen,
O lass mich hören deiner Vögel Stimmen!
Die Schatten, die vor meinem Auge schwimmen,
O dass des Himmels Strahlen sie verscheuchten!
Tauchst du die Füße in den Tau, den feuchten,
Denk, wie erfrischend süß das Nass mir wäre!
Stillst du den Durst dir mit dem Saft der Beere,
Denk, wie mein trockner Gaumen ihn ersehnt!
Wenn dir im Schlummer meine Stimme tönt,
330 Denk, wie ein Blumenbett mir wäre weich!
O Göttin, lass mich schaun mein Heimatreich,
Befreie mich aus räuberischer Tiefe.“

Als wenn sein Schicksal er zum Kampfe rief,
So stand er aufrecht mit gespanntem Blick;
Doch störrisch kam nur Schweigen ihm zurück
Und nahm Besitz von alter Herrschaft wieder.
Da beugt' er kleinmuthvoll sein Antlitz nieder

Bis auf des Marmorbodens kalte Schwelle.
Jedoch nicht lang; denn süßter als die Quelle
340 Das alte Bett und die geschwollene Flut
Den Weidenbaum erquickt es ihm den Mut,
Als dichtgehäuft er Blumenkränze schaut,
Und Myrtenzweige, überreich betaut,
Dass sie in Üppigkeit sich selbst verstecken.
Und nicht nur hier. O nein, die Blumen decken
Ihm jeden Tritt, und flüstern zaubervoll,
Wie wenn der alte Ozean wieder schwoll,
Und dann zum Strande rollt in langen Wogen,
Auf deren grünen Rücken schnell verflogen
350 Der flüchtige Schaum mit Lässigkeit zerstiebt.

Da wächst der Mut ihm, und aufs neu biegt
Er eilig sich auf seine Zauberreise,
Er drängt zum Ziel, so ängstlich, dass er leise
Die Hand nur einmal auf die Blumen legt.
Es treibt ihn fort, er stockt, sein Busen schlägt
So laut in's Ohr ihm wie der ferne Klang,
Der ihm dies Pochen schafft. Nun zwingt ihn bang
Die träumende Musik auf Zeh'n zu gehen.
Leis kam sie zu ihm wie des Ostwinds Wehen,
360 Das einst Arion nach Atlantis führte,
Und wie der West nach Phöbus' Lächeln spürte,
Und eifersüchtig nach der Leier blies
Und sie zurück nach Joniens Meeren stieß.

Hat je der einsam Liebende gelebt,
Den nicht Musik zermalmt? Weß ihm, der liebt,
Weil höchste Freude, höchste Unrast giebt!
Weil alles, was sonst lieblich ist und zart,
Zu einer Wüstenei verödet ward,

Von einer gierigen Flamme Glut versehrt,
370 Die uns zum Fluche wahren Segen kehrt!
Ein halbes Glück heisst Elend im Vergleich
Mit ganzem Glück. Wie klang zuerst so weich
Taugleich die Melodie Endymions Ohren,
Erst Himmel, Hölle dann, zuletzt verloren
In einer urgewaltigen Leidenschaft.

Ein dunkler Abgrund hätte ihn entrafft,
Wenn gütig ihn ein Himmlischer nicht führte,
Bis ihm ein Myrtenzweig die Stirne rührte,
Und er erwacht. Neu klingt es ihm entgegen
180 Und geht geräuschlos wie ein Mittagsregen
Sanft an der Laube hin, bei der er steht.
Wie letzter Sonnenstrahl zum Walde späht,
So zitternd spielt ein Licht: er wird's gewahr,
Eilt darauf zu und sieht — wie wunderbar —!
Rings Liebesgötter auf dem Rasen liegen,
Die sich im Schlummer in die Flügel schmiegen.
Zuletzt hat er sein Staunen doch bezwungen
Und ist mit schnellem Schritte vorgedrungen
Zu einer Kammer, myrtengrün umhüllt,
390 Von Licht und Weihrauch und Musik erfüllt.
Das seltsam Schönste aber war von allen:
Auf seidnem Kissen lag, von Schlaf befallen,
Ein schöner Jüngling, anmutvoll im Traum,
So reich an Liebreiz, dass ein Seufzer kaum
Sein lieblich Bild von fern erreichen mag;
Ein licht Geweb in tausend Falten lag,
Wie reifer Pfirsichflaum, wie Herbstes Gold
Auf seinem zarten Leib und deckt ihn hold,
Und birgt doch nicht der Schultern weiches Schwellen,

- 400 Des Nackens Götterschwung, der Linien Wellen
Von Knie zu Knie, der zarten Knöchel Schein —
Nein, liess sie deutlicher nur sichtbar sein
Bis zu den Lenden. Seitwärts angeschmiegt
Auf weissem Arm sein lieblich Antlitz liegt.
Es öffnen leicht sich ein paar Rosenlippen
Wie schmollend, grad' als wollt' die Rose nippen
Am Morgentau; und dicht darüber thronen
Vier weisse Lilien, die die stolzen Kronen
In eins verschlingen. Um ihn wachsen Ranken
- 410 Von allen Farben, Blüten, leichten, schwanken,
Die sich umwinden und zusammenschliessen:
Des Epheu dunkelfarbige Blätter spriessen,
Der wilde Wein, das Geissblatt, feucht betaut,
Mit hellen Blättern hier das Pfeifenkraut,
Die Winde mit den Blüten zartgestreift,
Die Traube, die im Herbst errötend reift
Und zart bewegt des Waldes duftige Reben,
Und andre dieser Schwesterschaft. Daneben
Stehn heitre Liebesgötter, acht zu geben.
- 420 Der eine rührt die Leier; doch beim Singen
Dämpft er die Töne leise mit den Schwingen,
Und ab und zu erhob er sich und kam
Den Schläfer anzuschauen. Ein anderer nahm
Den Weidenzweig, der ihm die Locken tränkte
Mit duftigem Tau; ein dritter aber lenkte
Den Flug zum grünen Dach und wie zum Segen
Streut er aufs Aug' ihm einen Veilchenregen.

In solch ein Wunder ganz verloren stand
Der Fürst von Latmos atemlos, gespannt.

- 430 Dann ungeduldig halb und halb verlegen

Ging er dem Leierspieler schnell entgegen
Mit leichtem Schritt. Und jener lächelnd leise
Begrüsst ihn flüsternd: „Wenn dich deine Reise
Vom Sonnenlichte führt und du allhier
Unheilig scheinen könntest, Heil sei dir.
Das ist's, womit aufs holdeste sie ehren,
Dass die Unsterblichen euch Gunst gewähren,
Ihr Haus zu schaun mit euerm Erdensinn.
Das ward Endymion dir, und darum bin
440 Ich nicht erstaunt. Lass dir ein Lager sein
Die frischen Blumen. Nimm hier diesen Wein;
Nie, so gesteh ich, sah ich Purpursaft,
Seitdem als Winzerin Ariadne schafft,
So kühl und funkelnd. Koste diese Frucht,
Vertumnus sandte sie, da ihn die Wucht
Der Sorge um Pomona drückt'; hier dieser Rahm,
Der von dem Glanz des Schnees die Farbe nahm;
Da Amalthea Jupiter genährt,
War er nicht süsser. Hier noch unversehrt
450 Sieh einen Zweig voll köstlich weicher Pflaumen,
Sie schmelzen leicht auf eines Kindes Gaumen.
Dies Manna sammelten in Syrien ein
Die Hesperiden bei der Sterne Schein.
So labe dich, indes will ich dir singen
Von allen diesen wunderbaren Dingen.“
Und halb verträumt beim Klange von Akkorden
Begann er so: „Längst ist dir kund geworden
Die heisse Liebe, die die Schaumgeborne
Für einen Jüngling hegt. Ja der Erkorne
460 Sollt' alles, ausser ihrem Dienst vergessen.
Wer liess sich da nicht fesseln! Er indessen
Begnügte sich, auf ihre Liebesklagen

- Sorglos zu hören, konnte es ertragen,
Dass sie zu Füßen ihm zu sterben schien.
Der Thörichte wagt sich zurückzuziehn,
Als sie in ihrem Kummer liebeskrank
Vor ihm im duftigen Grase niedersank,
Als in zerrissner Leidenschaft die Thränen
Ihr Aug und Lippen schlossen, und ihr Sehnen
- 470 Dem Busen manchen Seufzerhauch geraubt.
Still, still, kein Wort! — Du möchtest gar sein Haupt
Verdammen. — Ja, ich war fast froh, doch sah
Ich meine Herrin bald dem Wahnsinn nah,
Als ihn der Eber stiess: Sie aber flog
Zu Jovis Thron, und ihre Klage zog
Selbst Thränen nieder in des Donners Bart,
So dass dort oben dann beschlossen ward:
Er solle leben jede Sommerzeit.
Dies ist Adonis, der in Einsamkeit
- 480 In diesem Reiche schläft den Winterschlaf.
Ja Schlaf! Denn sieh, der Göttin Thräne traf
Den blassen Leib, und Heilung ward gebracht
Der Wunde durch der Zähre Balsammacht.
So ward zu langem Schlummer ihm der Tod,
Sie füllte ihn mit Träumen und gebot
Uns Göttern in den Gärten hier zu walten
Und ohne Unterlass die Wacht zu halten
Bei seinem Schlummer. Nun ist's fast vorbei;
In wenigen Minuten wird sie neu
- 490 Auf Zephyrs Fittich eilend ihn voll Beben
Mit langem Kusse wiederum beleben,
Dies Reich mit Cythereas Insel tauschen.
Sieh nur, wie die Beschwingten alle lauschen
Und ängstlich harren! sieh nur, schau!“ Dies Wort

Brach durch das lange Schweigen, und sofort
Flog rauschend durch das Blätterdach ein Schwarm
Von Tauben auf. Adonis hob den Arm,
Der schlummernd auf der Seite lag, empor,
Stiess leise murmelnd ein paar Worte vor.
500 Da hörte man ein Summen im Gemach
Und Stimmen riefen rings: „O komm, erwach!
Der helle Sommer ist hereingebrochen,
Zum Rasenklee hat er voll Lust gesprochen,
In jedes Nest zu jedem kleinen Fink.
Drum, dass man euch nicht strafe, regt euch flink.
Cupidos auf! Das Leben rings beginnt!“
Da eilten alle sie herbei geschwind
Und rieben mit den Fäustchen ihre Lider
Und dehnten gähmend die verschlafnen Glieder;
510 Doch schon dringt neues Leben auf sie ein,
Denn wie im klaren Wasser funkelnd Wein
In Nektarwolken auf und nieder kräuselt,
Quoll es vom grünen Dach, und lieblich säuselt
Balsamische Luft herab und macht, dass alle
Mit Lachen, Spiel und Sang und lautem Schalle
Nach ihrer Königin riefen. Sieh, da teilte
Die grüne Laube sich, und niedereilte
Vom blauen Himmel her ein Silberwagen
Auf leichten Rädern durch die Luft getragen,
520 Von denen lichter Tau herniederträufte,
Der feucht Adonis' weiche Schulter streifte.
Und heftig fing er sich zu regen an.
Bald sah man auch der Tauben weiss Gespann,
Die mit gestrecktem Nacken niederflogen;
Und aus der Liebe Ächtung hergezogen
Beugt sich die Königin, öffnet ihre Arme,

„Der Geister Führung: Zu der Erde Schachten
„Und tief in ihr Geheimnis dringe fort!“ —

Er hörte nur das allerletzte Wort,
Er floh zur Tiefe und zu ihren Schrecken,
Nicht überlegend, nur sich zu verstecken
Vor Mond und Bäumen und des Wahnsinns Schauer.

- Zu seltsam war's, zu wunderbar für Trauer;
220 Den Wunsch nur fühlt er, der sich mehr entfachte,
Ins Innerste zu tauchen. Zwielflicht machte
Die Reiche dort nicht hell, nicht dunkel ganz,
Ihn hüllt in Dämmerlicht schwermütiger Glanz,
Ein Schattenreich, wo Diademe scheinen,
Ein mattes Abendlicht von Edelsteinen.
Wo tausende auf goldner Ader funkeln;
Die wählt der Fürst als Pfad hinab zum Dunkeln.
Hier läuft ihr Weg wie ein gebrochener Stab,
Dort schießt sie wie ein Meteor herab,
230 Durch weite Höhlen hier entlang gezogen,
Scheint sie am First Hephästos' Regenbogen.
Hier leuchtet zornig sie in Abgrundtiefe,
Als ob sie Phantasie in's Leben rief.
Dort muss sie eingeengt auf schmalen Gängen,
Wo düstre Öde herrscht, sich abwärts drängen;
Um plötzlich der Vermutung dann zu spotten,
Zeigt sie in stetem Wechsel Silbergrotten
Und Säulen von Saphir, phantastische Brücken
Und Fluten von Krystall. Auf scharfem Rücken,
240 Der wie ein Fels am Meere ragt, da steht
Er an des Abgrunds Rand, in den er späht,
Aus dem zu ihm viel hundert Wasserfälle
Nur klingen wie das Murmeln einer Welle.

- Starr ward sein Herz, da er von fern entdeckt,
Wie sich vor eines Demants Strahl erschreckt
Die alte Dunkelheit vom Throne flüchtet,
So wie die Sonne rings das Chaos lichtet.
Er sah nicht, in sein Staunen ganz versenkt,
Was ihn von stolzeren Wundern noch umdrängt,
- 250 Die jenen nur allein zu schildern frommt,
Die, wenn das Ende unsres Sternes kommt,
Die Hohen sind, die an ihn mahnen werden,
Die Mächtigen, die ewigen Tag auf Erden
Für England schufen und für Griechenland.
Wie nun sein Staunen mählich Ruhe fand,
Lenkt er zu einem Säulengang die Schritte,
Sah eines Tempels Abbild in der Mitte,
So treu für heiligen Dienst, dass er sich scheute,
Hineinzutreten; und in ferner Weite
- 260 Schien ein Altar sich leuchtend zu erheben
Und zitternd über reinem Licht zu schweben
Dianas Strahl. Und ehrfurchtsvoll geneigt
Naht sich der Jüngling; vor dem Blicke zeigt
Verschleiert halb sich Säule und Kapelle.
Dann rührte er des Marmors kalte Schwelle
Mit seiner Stirn, wand sich mit leichtem Schritte
Durch Hof und Hallen, dass von seinem Tritte
Das tote Schweigen flüsternd rings erwacht.
Doch rastlos wandert er umher und macht
- 270 Mit den Mysterien allen sich bekannt,
Bis er sich müde an dem Eingang fand
Zu einer Schlucht, die end- und bodenlos
Ihm Schatten, ungewiss und wild, verschloss.
Da ihn nun ganz erschöpft der Wunder Schau,
Kam zum Bewusstsein ihm, wie schwer und rauh

Als dies Gesicht vor ihm verschwunden war;
590 Vereinsamt sah er fernen Glückes Spur
Für eine Zeit, da all sein Leiden nur
Ein Nichts erscheint dem mächtigen Gewinn.
So eilt er ungewöhnlich froh dahin
Durch Höhlen und Paläste von Metall
Mit goldnen Kuppeln, Mauern von Krystall
Und schwarzen Thoren. Nach manch dunklem Pfade
Sieht er sich auf demantner Balustrade
Wild majestätischer Pracht entlang geführt,
Die sich in Felsenspalten hier verliert,
600 An ungeheurem Abgrund dort erhebt
Und dräuend ob verborgnen Strömen schwebt,
Die tosend sich ihr tiefes Bette wühlen.
Hoch oben sieht man tausend Brunnen spielen,
Die Silberstrahlen kann er fast erreichen
Mit seinem Speer, jedoch vor seinen Streichen
Sah er die Säulen mächtig aufwärts schiessen,
Hoch wie die Pappeln seinen Pfad umschliessen,
Mit feinem Netz ihn stäubend zu erfrischen.
Dann tönte es wie Poltern und wie Zischen,
610 Wie wenn Delphine tosen, Muscheln klingen,
Um ein Willkommen Thetis Flut zu bringen.
Lang weilt er hier; denn jeder Augenblick
Weist wieder ihm ein neues Wunderstück.
Bald scheint's ihn wie ein Gitter zu umsäumen,
Krystallumrankt; jetzt gleich bewegten Bäumen,
Die ihre Thränen in den Wind vergiessen,
Jetzt wieder wie im Schleier zu zerfliessen,
Dann nimmt es eines Baldachins Gestalt,
Von reichen, flüssigen Stickerein umwallt,
620 Die Blumen, Schwänen und Najaden gleichen.

Blitzschnell sieht er sie kommen und entweichen.
Nun sammelt's sich in einem strengen Strom,
Nachahmend Balken, Fries und Pfeilerdom.
Auf Dämmerhallen wölbt sich hoch ein Dach
Gleichwie auf Kathedralen. Ungern sprach
Der Proteus-Quelle er ein Lebewohl.
Nun musste er durch Höhlen dumpf und hohl,
Am Wildbach, vielgestaltigen Felsenhängen,
Halb sichtbar nur, in Dunkelheit sich drängen.
630 Schwarz dräut's von allen Seiten; aber droben
Wölbt sich's gleichwie der Himmel, reich durchwoben
Von Edelsteinen. Seltsam fühlt und dräuend
Der Einsame, wie plötzlich ihm erneuend
Die Schwermut düster sich zusammenballt,
Gleichwie ein Adler ob dem nächtigen Wald
Geblendet von dem Nebel einsam schwebt.
Doch gleich darauf fühlt er sich neu belebt.
Wer fühlt's nicht, wenn sich plötzlich Neues zeigt?
Aus rauher Höhle, aus dem Dämmer steigt
640 Jetzt Mutter Cybele! — allein. — Sie steht
In dunklem Wagen; ihre Majestät
Umhüllen Falten. Ihre Stirn umflieht
Ein Türmekranz. Des Wagens Schwergewicht
Zieht ein Gespann von Löwen; buschige Brauen
Verbergen ihre Augen, schwere Klauen
Erheben schläfrig sie, am Boden schleift
Ihr nerviger Schweif entlang, und lautlos streift
Die Schattenkönigin dahin und sinkt
In eine andre Höhlung. —

Sag, was zwingt

650 Dich Wanderer, an so düsterm Ort zu weilen?
Bist du ermüdet? Kannst nicht weiter eilen

Auf deinem Demantpfad? Fand er ein Ende
Hier mitten in der Luft? Zur Erde wende
Die Stirn und fleh zu Jupiter empor
In heisser Inbrunst! Ja sein Pfad verlor
Sich wirklich abgebrochen in der Mitte.
Er beugt sich Jupiter. Auf seine Bitte
Erschien ein Adler, der auf seinen Schwingen
Ihn wieder in das Dunkel sollte bringen,

660 Und dem er wortlos sich nun anvertraute.
Herab, herab! Nur dämmernd, was er schaute!
Schnell wie ein Senkblei in die tiefe Gruft
Sank er herab, bis wunderbarer Duft
Von Spezerein und Rosen ihn umhüllt,
Der aus dem Grün, von kleinen Lauben quillt,
Um die des Moores dichte Polster schwellen,
Dass es fast schien, sie seien Honigzellen;
So köstlich war's. Am heimlich schönsten Ort
Liess ihn der Adler nieder und flog fort.

670 Die Laube von Jasmin war dicht bestreut
Mit goldnem Moos. O Lust des Himmels beut
Sich jedem Sinn; und über seinem Haupt
Schwebt Freude, dass er sie zu greifen glaubt;
Er tritt wie Hesper; dem erschlossnen Ohr
Erklang das Schweigen gleich der Sphären Chor,
Und Tau der Wollust leuchtet aus den Blicken;
Die kleinen Blumen fühlen sein Entzücken
Und zittern seinem Hauch; die grünen Zellen
Bestaunen, wie der Freude hohe Wellen
680 Ihn ganz umspielen. „Ach“, so seufzt er bang,
„Vergeht auch dieser Freude Überschwang
In Einsamkeit? Muss mir auch dies verschwinden

Wie Melodien, die kein Echo finden
Auf sandiger Ebne? Und so traurig soll
Beraubt ich sein allein und schwermutvoll?
Noch fühl ich göttlich mich. Mein Lieb, mein Stern,
Mein Lebensodem sprich, wo weilst du fern?
Führst vor den Morgenthoren du den Tanz?
Gehörst du zu der Sieben Sternenkranz,
690 Des Atlas Kindern, die gesetzt zu Wächtern?
Gehörst du zu Tritons schönhaarigen Töchtern?
Doch eine Nymphe Lunas bist du nicht,
Die einen Kranz von jungen Sprossen flicht
In süßem Müssiggang. Wo du magst leben,
Mich deucht: in meinen Willen ist's gegeben,
Dich zu umarmen. selbst Auroras Zug,
Dem Morgen dich zu rauben, dich im Flug
Dem Vogel gleich im Meeresbett zu fassen,
Dir nicht das leichte Schäferkleid zu lassen,
700 Mit dir zu kosen unter frischem Laube.
Doch ach zu sehnsvoll trägt mich mein Glaube.
Machtlos bin ich, ich weiss: es kann nicht sein.
So lass mich denn im süßen Traume ein
Zu deiner Wonne. Hierher, Traum! O neige
Dich, süßer Schlaf! Für wenig Stunden zeige,
Dass du die Einsamkeit von mir gedrängt.“

Und wie er's sprach, da fühlt er sich geschenkt
Die Macht zu köstlich süßem Traum: Er wand
Auf engem Pfade sich, bis dass er fand
710 Ein Bett von allerweichstem, tiefsten Moos.
Da warf er sich in seinen sanften Schoss.
Er streckt die Arme aus und drückt — o Lust! —
Drückt einen nackten Leib an seine Brust.

Und eine Stimme seufzte süß: „Hier bin ich!“
Und mit Entzücken, hingegeben, innig
Umschlungen sie sich zitternd. — Helikon,
Der Quelle Berg! Homeros' Helikon!
O wolltest du mit einem Strahl befeuchten
Mein Lied, wie würden seine Verse leuchten,
720 Wie über'm Nest die Lerchen schwebend singen
Von diesem holden Paar! Nun aber schlingen
Sich Nebel um dein altes Haupt. Im Dunkeln
Verborgen lässt du deine Quelle funkeln.
Es schloss der grossen Dichter Rechnung ab,
Die Muse faltete das Blatt und gab
Die lichte Rolle in Apollos Hand.
Im Westen ist die neue Glut entbrannt,
Die Welt that ihre Pflicht; doch wenn auch lang
Vorbei der Dichtung Sonnenuntergang,
730 Dies Paar umfasste sich in heisser Liebe.
O dass uns doch die alte Macht verbliebe
In ihrer Thränen Quell den Kiel zu tauchen!
Bang schien die Frage lange Zeit zu brauchen:
„Ob Wahrheit dies?“ Sie lagen lange dort
Und küssten zärtlich jeden Zweifel fort,
Lang, eh' ihr Liebesstammeln nun begann
In Worte hinzuschmelzen, doch dann rann
Die Rede gleich zwei Quellen im Verein:
„Du, unbekannt, gekannt! aus der mein Sein
740 Das Leben saugt, o warum kann ich nicht
Für immer dich umarmen? Mein Gesicht
An süßter Stätte immer ruhen lassen,
Im Liebesspiel die zarten Hände fassen,
Nicht immer, immer meine Augenlider
Dem süßen Atem neigen? Willst du wieder

Mich lassen, dich von mir zu stehlen trachten,
Des Einsamen Verzweiflung gar nichts achten!
O himmlisch Schöne, o Geliebte sprich:
Ist, ist es so? Ha nein, wer wagte dich
750 Von mir zu reissen? Und ich fühl's: verlassen
Wird mich dein eigner Wille nicht. Umfassen
Lass dich, lass fester, fester dich umwinden!
Wer trennt uns. O Elysium! Wo dich finden,
Du, die sich stets von mir aufs neu muss kehren?
O hebe mich zu deinen Sternensphären,
O Zauberin! Sprich bei dem sanften Kuss,
Bei dieses Angesichtes holdem Gruss,
Bei dieser Lippe, dieses Auges Flimmer,
Bei dieser Hoheit, diesem zarten Schimmer
760 Und bei dem Nektarwein, der Liebe Lohn
Der Leidenschaft! — „O Ida! Götterthron!
Endymion, Liebster, o Unselige ich!
Die Seele flieht; wie selig liebt er mich!
Wie pocht in seinen Schläfen heiss das Blut
Zu seinem Liebeslaut, wie süß, wie gut!
Erwach o Lieb, sonst schwinden meine Sinne,
Erwach, dass uns die Stunde nicht verrinne,
Verzückt und dumpf! O lass den schweren Bann
Des Zaubers brechen! Und wenn ich nicht kann
770 Vom schweren Druck dich lösen, will ich pressen
Die Lippe auf die deine und vergessen,
Bis neu uns scheint der Liebe Lebenssonne.
Wie! Du bewegst dich, küssest? Pein und Wonne!
Ich lieb dich, Jüngling, mehr, als ich's kann glauben,
Und jedes Fernsein muss der Seele rauben
All ihre Ruhe! Doch ich muss von hinnen.
Nicht für die Sterne kann ich dich gewinnen.

Noch kann ich mich aus Scham dir nicht ergeben.
O seufze nicht, Geliebter, du mein Leben!

780 Sonst wirst du mein Geheimnis von mir zwingen,
Schamröte mir auf meine Wangen bringen!
Hätt' ich es schon gethan! Wär schon der Spott
Mit dem die Leidenschaft ein jeder Gott
Belächeln wird wie den verlornen Glanz,
Vorüber! — Unsre Lust, vergessen ganz
Von allen, allen, ausser uns allein!
Warum die Scham? Denn Busse sollte sein
Ein feig Erröten für endlose Lust?
Doch ich muss feig sein! — Schrecken füllt die Brust

790 Zu bange mir. — Ich sehe Jovis Blick
So traurig ernst. — Minerva fährt zurück. —
Kein Busen ehrt in Keuschheit mich. — Es senkt
Eros die Schwinge nicht! — Ich halb verdrängt
Aus meinem Reich, der Lieder Stolz zu nichts!
Doch was ist das der Liebe? Auf zum Lichte,
Zur Himmelsmacht würd ich mit dir dann fliegen
Und viele Stunden würden wir so liegen,
Du mich umfangend. Ja, ich wollte schwören,
Ich nur bin weise, Pallas ist die Thörin!

800 Sollt' ihre Liebe unbekannt nur sein
Wie meine jetzt? — Ich glaube, ich allein
War keusch, und Pallas mochte seufzend finden
Der Abend, der mich sah mein Haar aufbinden
Mit Fingern kühl wie Espenlaub. O glaube:
Flüchtig war ich und einsam, eine Taube,
Und wusste nichts von Nesterbaun. Der Kuss
Gestehe dir: Endlos ist der Genuss,
Unsterblich ist auch meine Leidenschaft.
In kurzem will ich dich zu Götterkraft,

- 810 Zum Himmelsschein dich heben, und im Schatten
 Den ganzen Sommer an des Flusses Matten
 Will ich des Himmels Märchen dir erzählen
 Und von den Liedern dir die schönsten wählen.
 Die Liebe wird die Schranken überwinden.
 Lass mich in dir vergehn! Lass uns verbinden
 Gleich beim Entstehen unsrer Stimmen Klang.
 Lass uns verschlingen, schweben. — O der Zwang
 Des Menschenwortes, Sprache, irdisch rauh!
 Ich will die Zunge lehren Himmelstau
 820 Und Melodienhauch, den ich verstehe,
 Wenn ich mich so von dir umfassen sehe.
 Vor Liebe muss ich weinen. O der Qual!
 Endymion weh! Ist Kummer jedesmal
 In meines Lebens tiefster Lust verschlossen?“
 Und so in schmachkend Sehnen ganz zerflossen
 Löst sich ihr sanfter Kampf; und er vergalt
 Mit Thränen und Gelübden. —

Ihr macht Halt,

- Die ihre Leidenschaft mit fortgerissen;
 Nur um der Wahrheit willen sollt ihr wissen.
 830 Es ist ein Lied aus fernen, fernen Tagen,
 Zum alten Wald hat es der Wind getragen,
 Der Wald hat es im Traum dem See vertraut,
 Und in den feuchten, kühlen Schimmer schaut'
 Ein Dichter, der vor Zeiten zum Altar
 Des Phöbus wandert. Da er müde war,
 Kühlt' er die Glieder dort in langem Bade,
 Und gleich darauf auf gottgeweihtem Pfade
 Hat er in Luft hinaus das Lied gesungen,
 Und gab ihm Freiheit; und da ist's erklungen
 840 Und wird hinfort in jene Ohren klingen,

Die schnell erglühn. Die Wächter-Sterne bringen
Der Weise Huldigung dar; wer sie vernommen,
Verdammt sich selbst, fühlt er nicht heiss erglommen,
Undämpfbar eine Flamme in der Brust,
Geschärft durch Furcht vor eines Worts Verlust,
Das er nicht gönnet den neugierigen Winden.
Soviel als hier erzählt, wird immer finden.
Die Ruhestatt in deutlich klarem Sinn;
Nun aber stirbt der letzte Hauch dahin,
850 Als Echo tönte es zum Abschied jetzt,
Wie zögernd doch der schöne Gast zuletzt
Die Glieder löste und vom Schläfer schied. —
So klang aus Sturmestiefen her das Lied!

Uns lasst zurück zu unsrer Chronik kehren:
Endymion erwacht und meint zu hören
Noch ihre süsse Klage. Er empfand,
Wie er so einsam war, und traurig wand
Die leeren Arme er und hing das Haupt,
Sass schweigend auf dem Bett, verwaist, beraubt.
860 Er kannt' der Liebe Wahnsinn, manch ein Mal
Hat der gepressten Brust der Seufzer Qual
Wie dem gequälten Löwen sich entrungen;
Doch nun ist alle Wut in ihm bezwungen;
Mit dem Geschick führt er den Kampf nicht mehr;
Für solchen rauhen Streit fühlt er zu sehr:
Der Seele Leier ist zu sanft gestimmt,
Das Ungestüm vergessen. Leise nimmt
Ihn Schwermut nun gefangen. Ja wie trunken
War er am Kelch der Freude hingesunken,
870 Und taubengleich kann man die Liebe nennen;
Vom warmen Lager konnt er sich nicht trennen,

Und als er's that, barg er des Antlitz' Brennen
In seine Hand, schritt zögernd und mit Bangen,
Schaut halb Gesichte, dass Alektos Schlangen
Erzittern, fühlt ein seliger Entzücken,
Als Hermes, da er sah, es würde glücken
Den Argus einzuschläfern. Doch zuletzt
Sah er in einer Grotte sich, besetzt
Mit tausend Perlen, Schnörkeln, bunt und kraus,
880 Purpurne Muscheln schauen seltsam draus,
So ungeheure und gewaltige Höhlen,
Dass selbst die Wale sie zum Hafen wählen,
Die Brut zu schützen vor endlosem Sturm.
Da sieht man leuchten Fischgestalt und Wurm,
Bereit, in ihren Strom zurückzuzschnellen.
Hier sass Endymion, liess wie Traumeswellen
Vorüberziehen seines Lebens Gang,
Den Tag, da er mit Spielen und Gesang
Zu seinem Schäferthron emporgestiegen;
890 Sein weisses Schloss sah er im Walde liegen,
Sich selbst als ersten in so manchem Spiel,
Manch zartes Mädchen, das ihm einst gefiel,
Und jeder Freund und jeder Waldgenoss
Kam wie ein Traum. Der Thaten Lust erschloss
Ein altes Lied ihm einst, er träumte dann,
Dass eine goldne Zeit mit ihm begann,
Die Wundernacht, das Fest des grossen Pan,
Der Schwester Sorge, Wanderung und Wahn,
Bis er herab drang in der Erde Schoss,
900 Und ihre Zauber — bis sich ihm erschloss
Der Liebe Übermass und seliges Glück!
„Wie lang“, sprach er, „bleibt mir dies Wagestück,
Dies leere Staunen, da mir Staunen fern?

Seit ich gekostet ihrer Seele Kern,
Ist alles leer, dass mir, was jüngst noch Geist,
Jetzt nichts als seine schmutzge Hefe weist,
Die meine Wurzel zu befruchten sucht,
Dass meine Zweige ihre goldne Frucht
Zum Himmel heben. Jedes andre Licht,
910 Und wenn es schnell und scharf durch Wolken bricht,
Dass Jovis Adler selber müsst' erblinden,
Würd ich doch dunkel wie das Chaos finden.
Horch, halt mein Denken in den Muscheln wieder?
Wie? oder steigen Geister hier hernieder
Verklungner Töne? Horch.“ — Es lauscht sein Ohr
Gespannt; und leise summt ein Ton hervor,
Dann lauter; wo er lag, zu beiden Seiten,
Will sich's gleichwie ein weisser Nebel breiten.
Zwei Quellen, die zusammen sich ergiessen,
920 Schnell, toll, phantastisch über Felsen flessen,
Hier über Stein und Muscheln, über Schnecken,
Die sie mit ihrem Funkeltau bedecken,
Wie sie dort von des Firstes Höhe hasten!
Wie atemlos zwei Läufer ohne Rasten
Kurz vor dem Ziel an Kraft sich gleich gefunden,
So wird ihr Lauf nun langsam und gewunden.
Endymion folgte, — denn die eine schien
Der andern immer ängstlich zu entfliehn, —
Dem Irrgang nach, vergass doch ganz und gar,
930 Dass dies ein neues, fremdes Wunder war,
So sehr war in Gedanken er befangen
Um sein verlornes Glück. Was aber klangen
Für Melodien jetzt in seine Träume,
Sie rauschen leise flüsternd wie durch Bäume, —
Die wahrlich nicht daheim in solcher Öde:

- „O Arethusa, warum fliehst du blöde,
Du ohne Gleichen, mich, der zu dir fleht?
Warum, Diana, hörst du ihr Gebet?
O könnt ich ihre Schönheit nur umschlingen!
940 Umfliessen ihren Leib, sie dazu bringen,
Dass sie emportaucht! Satt wollt ich mich schauen,
Mich zu den Lippen stehlen, zu den Brauen.
O leuchteten die Locken in der Sonne,
Wie wollt ich als verliebter Quell mit Wonne
An ihrer zitternden Gestalt dann fliesen,
Wie wollt ich zögern an den Lilienarmen
Und zwischen ihrer weissen Brust erwarmen,
Entzückt berühren einen jeden Reiz! —
O denke mitleidsvoll all meines Leids.
950 O hemme deinen Lauf, o lass mich sein
Dein selig Liebender am Blumenrain,
Wo mich zuerst bethört dein Angesicht. —“
„Grausamer Gott, steh ab! Beleidige nicht
Die Göttin mehr, sie möchte dir die Pforten
Des Quells verstopfen, wenn mit Gleisnerworten
Du mich noch kränkst. Konnt ich dich so bethören!
Fort, fort von mir, ich darf nicht weiter hören!
Selbst die Gedanken — fort von mir auß Gnade!
O gütiger Alpheus; tödlich lade
960 Ich Schuld auf mich, folg' ich nur meinem Willen.
O Königin, könnten Schmerzen dich erfüllen
Wie meine, spräch ich furchtlos: ich bekenne
Mich als Verbrecherin. Doch ach, ich brenne,
Ich schaudre, sanfter Fluss. O geh von hinnen.
Alpheus, Zauberer, mit allen Sinnen
Fühlt in den Wäldern ich mich rein und gut;
Luft, Wiesen, Früchte, die unschuldige Flut,

Ein einsam Lager hat mein Glück gemacht,
Doch als in falscher Flut einst unbedacht
970 Ich mich gebadet, fühl'ich wachsend hier
Ein klopfend heisses Glühn. Das thatst du mir,
Und nennst es Liebe, was doch Grausamkeit;
Nie schliess ich mehr mein Auge ohne Leid
Beim Amselsang. O möchtest du doch gehen,
Grausamer Gott“ — „Nun höre ich dich schmäh'n
So sanft, o Arethusa, dass ich glaube:
Wenn du noch einmal spieltest, sanfte Taube,
An meinem Bach, du tauchtest nochmals nieder,
Und drum verhärte du dein Herz nicht wieder;
980 Lass dich erzürnte Mächte nicht erschrecken;
Denn Götter werden uns mit Schwingen decken,
Es tötet mich, dein Seufzen anzuhören,
O lass mich dir den Balsam hierfür lehren.
O Arethusa siehe solchen Schmerz
Muss selbst Diana fühlen; an mein Herz
Stiehl dich errötend und dann lass uns fliehen,
Zum offenen Licht aus diesen Höhlen ziehen.
Entzücken will ich dich mit meiner Welle
Vom grünen See bis zur verborgnen Quelle
990 Fern in Arkadiens Forst. Dich sollen grüssen
Die Bächlein, wo die kühlestn Wasser fliessen
Auf moosigen Stein, von üppigem Grün bedeckt,
In süssem Schattendunkel mehr versteckt
Als die Verbannung, wo Saturnus weilt.
Und wenn mein Strom um Blumeninseln eilt,
So wollen wir den süssen Honigseim
Mit tausend Bienen nippen, und ein Heim
Suchst du dir aus, wo uns zur Sommernacht
Ein Lager reich und weihrauchduftig lacht.

1000 Verbanne Furcht, du köstlich süßes Wesen,
Lass Trost uns finden, lass uns so genesen.
Es sei denn, dass dich's freut, wenn hoffnungslos
Mein Strom versiegt im dunkeln Erdschoss,
Und seine Spur der gierige Sand verweht. —
„Was kann ich thun, Alpheus? Strenge steht
Diana vor mir. Dräuendes Geschick!
Unselige Arethusa! Nie zurück
Kehrst du als freie Jägerin!“ — Da stoben
Die Ströme über einen Hang mit Toben.
1010 Der Jüngling lauscht, doch hörte er nichts mehr,
Als dass das Echo spielend hin und her
Den Namen Arethusa widertönt.
Da weint er, an des Abgrunds Rand gelehnt:
„O sanfte Göttin, bei der Pilgerfahrt,
Bei unsrer ewigen Hoffnung, sei nicht hart,
Hast du die Macht, mit ihrer Liebespein!
Lass sie in ihrem Glücke glücklich sein.“

Er wandte sich, hört einen hohlen Laut,
Er schritt, bis er ein kühler Licht erschaut,
1020 Auf einem schmalen Pfad, den er erspäht;
Und schneller, als ein Augenblick vergeht,
Sah er der Erde Wunder sich entfliehen
Zu Häupten ihm des Meeres Wogen ziehen.

Endymion.

Buch III.

So manche giebt es, die in Herrschgelüsten
Sich nur mit frechem Flittergolde brüsten,
Die überlaute Eitelkeit nicht dämmen,
Bis sie der Menschheit Weiden überschwemmen,
Ihr frisches Grün, ihr duftiges Gras zerknicken;
Dann sehn sie ruhig mit blödsichtigen Blicken,
Wie Füchse mit dem Feuerbrand die Ähren,
Die goldne Hoffnung, sengen und verheeren,
Bar sind sie alles echten, heiligen Glanzes,
10 Nicht wert der Eule Blick. Doch wert des Kranzes,
Erachten sie verblendete Nationen,
Bekleiden sie mit Purpur und mit Kronen.
Von Selbstlob uur die leere Brust beladen,
So klettern sie empor auf steilen Pfaden
Zur Hühnerstange ihres Geists, zum Nichts,
Zu dumpfen Thronen, und doch angesichts
Von trunknen Rufen, von Trommetenschallen,
Von Kanönaden! Ha, wie Sturm verhallen
Dem wachen Ohr sie, wie ein leerer Ton,
20 Gleichwie der Donner, der in Babylon
Einst die Chaldäer an ihr Werk gebracht. —
Ist goldne Maske jede Königspracht?

- Nein, Throne giebt's, wohin wir nur auf Schwingen,
Nur mit Geduld und stetem Zauber dringen.
In luftigen Äther müssen wir uns tauchen,
Den ewigen Wind als Leitersprosse brauchen,
In Donnerwolken unser Zelt uns bauen
Und dort der Elemente Werden schauen.
Ja höher als der welken Parzen Walten
30 Sind Mächte, die den heiligen Hofstaat halten
In Wasser, in dem Feuerreich, der Luft.
Still wie die Urne in geweihter Gruft
Erscheinen sie zur festgesetzten Stunde.
Nur wenig kam zu unserm Erdball Kunde
Von dieser fernen Majestäten Werke,
Nur wenige, die in Glanz und voller Stärke
Hier unserm Himmel ihre Wohlthat spenden,
Und sich zu unsrer Ceres grüssend wenden!
Sie füllen jeden Sinn mit Süßigkeit
40 Wie Bienen ihre Zelle. Bei dem Streit,
Der zwischen Nichts und Schöpfung herrscht, ich schwöre:
Ewger Apoll! Der Schwester hier gehöre
Der Preis, den ihre Sanftmut ihr erringt.
Denn wenn dein goldner Hauch im Westen sinkt,
Dann stiehlt sie sich in ihren Thron hinein
Und sitzt so sanft dort oben, so allein,
Als leiste sie auf jede Pracht Verzicht;
Als wenn dein Auge, hoher Dichter, nicht
Mit allen Musen sich zu ihr erhöbe,
50 Und es in ihrem Dienst nicht Sterne gäbe,
Die silberfüßig eilen durch die Räume!
O Mond, der älteste Schatten alter Bäume
Erbebt und zittert, willst du dich ihm neigen;
O Mond, es flüstert heiliger in den Zweigen,

Empfinden sie die Nähe deiner Stunde.
Du segnest alles; mit dem Silbermunde
Küssst' du das Tote wach: Die Herden ziehen
Im Traum zu Feldern hin, die köstlich blühen,
Unzählbar steigen Berge auf und streben,
60 Zu deinem heiligen Blick sich zu erheben.
Dein Segenslicht lässt keinen kleinen Fleck,
Kein Dunkel und verborgenes Versteck,
Dem es nicht Freude bringt. Zaunkönigs Nest
Hält deines schönen Antlitz' Strahlen fest;
Aus seinem Schutz hervor, vom Epheublatt
Lugt es nach dir. Ja selbst die Auster hat
Von dir Erquickung, wenn im Perlenhaus
Geduldig sie sich birgt. Es dehnt sich aus
Vor dir das Meer, das ungeheure Meer,
70 Der Ozean beugt sich vor dir, und schwer
Empfindet Tellus seiner Stirne Drängen.

Cynthia, wo bist du? Wo magst du in Engen,
In grünen Lauben deine Schönheit hüllen?
Ach deine Sehnsucht lässt sich nicht mehr stillen
Nach ihm, um den du sorgst. Blass sind die Wangen
Um ihn, der bleich wie du. Ach, dich bezwangen
Die Thränen, die er weint, und du weilst fern;
Das Licht dort kommt wohl nur vom Abendstern.
Was wäre Liebe sonst! Es ist ihr Schein.
80 Und doch wie fremd, wie voller Weh und Pein!
Die dünnste Wolke birgt sie, und ihr Strahl
Fällt auf Neptunus' Blau nur matt und fahl.
Doch jenseits jener Bäume, auf den Wogen,
Da tanzt es und kommt flimmernd hergezogen,
Wie lieb zu tändeln mit dem krausen Schaum.

Doch ist es kein so eitles Ziel; denn kaum
Trifft es den Wirbel, als es wild im Kreise
Herniederfährt und bei der schnellen Reise
Den Hai aus seinen dunkeln Höhlen schreckt,
90 Sein wildes Aug' mit fremden Blitzen neckt.
Wo endlich wird der Strahl sein Ziel ergründen?
O Liebe! Seltne Strassen lehrst du finden
Durch deine Macht. Wo immer Schönheit wohnt,
Ob sie in Schluchten, ob auf Bergen thront,
Im Licht, im Dunkel, Sternen oder Sonnen,
Du zeigst den Weg und schnell ist er gewonnen.
Zu seiner That liehst du Leander Luft,
Du führtest Orpheus durch der Toten Gruft,
Du bist's, die Pluto einst dem Tag gesellt,
100 Du hast der tiefen, tiefen Wasserwelt,
Beschwingte Herrscherin, den Strahl gesandt,
Endymion suchend.

Auf dem goldnen Sand,
Voll Perlenmuscheln und voll Kieselstein
Begrüssest du ihn, Cynthia, und dein Schein
Umschmeichelt süß sein blasses Angesicht;
Und atemlos fühlt er, wie ihm dein Licht
Sein Herzblut hold erwärmt; er hemmt bewegt
Der Schritte stete Wanderung und legt
Das Haupt so selig auf des Meeres Gras,
110 Dein Licht zu fühlen und das kühle Nass,
Das niederträufelt von der Fische Flossen.
So blieb er, bis von rosigem Glanz umgossen
Aurora um den Ost den Schleier wob,
Den sie vom Meeresbusen eben hob,
Und nüchtern drang der Morgen durch die Wellen.
Und wie der Kerze Licht sich mag erhellen,

Die schnell erglühn. Die Wächter-Sterne bringen
Der Weise Huldigung dar; wer sie vernommen,
Verdammt sich selbst, fühlt er nicht heiss erglommen,
Undämpfbar eine Flamme in der Brust,
Geschärft durch Furcht vor eines Worts Verlust,
Das er nicht gönnet den neugierigen Winden.
Soviel als hier erzählt, wird immer finden.
Die Ruhestatt in deutlich klarem Sinn;
Nun aber stirbt der letzte Hauch dahin,
850 Als Echo tönte es zum Abschied jetzt,
Wie zögernd doch der schöne Gast zuletzt
Die Glieder löste und vom Schläfer schied. —
So klang aus Sturmestiefen her das Lied!

Uns lasst zurück zu unsrer Chronik kehren:
Endymion erwacht und meint zu hören
Noch ihre süsse Klage. Er empfand,
Wie er so einsam war, und traurig wand
Die leeren Arme er und hing das Haupt,
Sass schweigend auf dem Bett, verwaist, beraubt.
860 Er kannt' der Liebe Wahnsinn, manch ein Mal
Hat der gepressten Brust der Seufzer Qual
Wie dem gequälten Löwen sich entrunken;
Doch nun ist alle Wut in ihm bezwungen;
Mit dem Geschick führt er den Kampf nicht mehr;
Für solchen rauhen Streit fühlt er zu sehr:
Der Seele Leier ist zu sanft gestimmt,
Das Ungestüm vergessen. Leise nimmt
Ihn Schwermut nun gefangen. Ja wie trunken
War er am Kelch der Freude hingesunken,
870 Und taubengleich kann man die Liebe nennen;
Vom warmen Lager kount er sich nicht trennen,

Und als er's that, barg er des Antlitz' Brennen
In seine Hand, schritt zögernd und mit Bangen,
Schaut halb Gesichte, dass Alektos Schlangen
Erzittern, fühlt ein seliger Entzücken,
Als Hermes, da er sah, es würde glücken
Den Argus einzuschläfern. Doch zuletzt
Sah er in einer Grotte sich, besetzt
Mit tausend Perlen, Schnörkeln, bunt und kraus,
880 Purpurne Muscheln schauen seltsam draus,
So ungeheure und gewaltige Höhlen,
Dass selbst die Wale sie zum Hafen wählen,
Die Brut zu schützen vor endlosem Sturm.
Da sieht man leuchten Fischgestalt und Wurm,
Bereit, in ihren Strom zurückzuzschnellen.
Hier sass Endymion, liess wie Traumeswellen
Vorüberziehen seines Lebens Gang,
Den Tag, da er mit Spielen und Gesang
Zu seinem Schäferthron emporgestiegen;
890 Sein weisses Schloss sah er im Walde liegen,
Sich selbst als ersten in so manchem Spiel,
Manch zartes Mädchen, das ihm einst gefiel,
Und jeder Freund und jeder Waldgenoss
Kam wie ein Traum. Der Thaten Lust erschloss
Ein altes Lied ihm einst, er träumte dann,
Dass eine goldne Zeit mit ihm begann,
Die Wundernacht, das Fest des grossen Pan,
Der Schwester Sorge, Wanderung und Wahn,
Bis er herab drang in der Erde Schoss,
900 Und ihre Zauber — bis sich ihm erschloss
Der Liebe Übermass und seliges Glück!
„Wie lang“, sprach er, „bleibt mir dies Wagestück,
Dies leere Staunen, da mir Staunen fern?

Als Unterströmung meiner Leidenschaft.

- 180 Auch jetzt beginn ich deines Sternes Kraft
Von neuem wieder mächtig zu empfinden.
Sei gütig, lass von mir, lass nicht erblinden
Mein herrschend Bild. Du Liebste musst vergeben,
Dass ich, ohn' dein zu denken, konnte leben.
Verzeihe du, o luftiger Planet,
Dass über dich mir ein Gedanke geht,
Weit über dich.“ Vor Überraschung ward
Der Quell im Busen plötzlich ihm erstarrt,
Denn wie zum Schwur er seine Augen hob,
190 Dass seine Göttin höher sei als Lob,
Sah fern in einer Kluft von Meer umwallt
Er eines Greisen friedliche Gestalt,
Der seinen Sitz auf moosigem Felsen hatte.
Ehrwürdig war sein Haar, und eine Matte
Lag unter seinem Fuss von kaltem Moos.
Und wie ein Leichentuch, so weit und gross
Umhüllt ein blauer Mantel sein Gebein,
Durchwirkt mit seltsam tiefen Zauberein,
Reich an Symbolen: jede Meergestalt,
200 Mit schwarzer Deutlichkeit des Sturms Gewalt,
Die Stille und das Rauschen, flüchtiger Sand,
Der Wasserwirbel, der verlassne Strand
Ward dort im Abbild in das Tuch gewebt
Mit allem, was da schwimmt und taucht und lebt.
Der mächtige Wal war wie ein Punkt im Bild,
Doch schau auf ihn, und sieh: er wächst und schwillt,
Wird Wirklichkeit, der kleinste Fisch wird nun
Dem eifrig Forschenden Genüge thun,
Zeigt seines kleinen Auges Wesenheit.
210 Dann war gemalt, wie ehrfurchtsvoll bereit

Des Meeres Nymphen vor Neptun sich neigen
Und sich als schöner Hofstaat um ihn zeigen.
Ein Perlenstab lag diesem Greis zur Hand,
Ein Buch im Schoss, worin er unverwandt
Und eifrig las, so dass der fremde Gast
Ihn unbemerkt und lang ins Auge fasst.
Er stand voll Ehrfurcht, forschend lange da.

Nun hob der Greis sein graues Haupt und sah
Den Fremdling an, und sah ihn doch wohl nicht,
220 So leblos starr erschien sein Angesicht.
Dann brach der Zauber, und die weissen Brauen
Erhoben sich und liessen plötzlich schauen
In seiner breiten Stirne tiefe Falten,
Die starr und fest wie Felsenränder halten,
Bis um den welken Mund ein Lächeln schien.
Da stand er auf, wie wer mit grossen Mühn
Die Jahre durchgewacht in Einsamkeit,
Selbst vor den Bäumen nicht in all der Zeit
Mit einem Laut der Seele Überlast
230 Erleichtert hat. Da stand er auf und fasst
Mit heftigem Griffe schüttelnd sein Gewand
Und sprach, von feierlicher Lust entbrannt,
Mit einem Laut, vor dem das Echo weicht:

„Du bist der Mann, nun wird mein Haupt sich leicht
In Frieden auf den Pfühl der Wogen legen,
Nun kommt dem Müden süssen Schlafes Segen,
O Jupiter, ich werd mich neu verjüngen!
Meerherrschender Neptun, mich soll durchdringen
Ein neues Leben. Was thu ich? Befreit,
240 Werf ich wie Schlangenhaut von mir das Leid?
Schönhaarigen Sirenen will ich lauschen,

Hör einen Augenblick die Lieder rauschen,
Bis es mich in des Riesen Arme reisst,
Der stetig um Siziliens Wurzel kreist.
Im Segel flattr' ich zu des Nordens Meeren,
Des Wales Schnauben soll mich steigen lehren
Zur schwarzen Wolke. Selig will ich schwinden
Auf zackigem Blitze zu den tiefsten Gründen,
Und in des Wirbels Trichter eingesogen

250 Sei ich zur andern Welt hinabgezogen.

O selig bin ich! Schwestern drei, euch Gruss!
Ganz neig ich mich vor eurem hohen Schluss.
Ja, Dank sei jeder Macht und jedem Gotte.
Nicht leb ich welk und matt, mir selbst zum Spotte.
Du bist der Mann!“ Endymion fuhr zurück,
Als wenn mit Folterqual sein Missgeschick
Sich ihm entgegenstellt', ihn zu verderben.
„So muss ich denn einsamen Tod hier sterben!
Soll ich erstarrt in diesen Regionen,

260 Im eisigen Polarmeer ewig wohnen!

Rührt er mich sengend mit dem Druck der Hand?
Und nichts bleibt, als ein schwarzes Mal im Sand?
Will er in Stücke meinen Leib zerreißen,
Dass an den Köder Zauberrische beissen,
Um durch verhasste Flammen sie zu ziehen?
O Höllenpein, muss ich nach allen Mühen
Geopfert sein? Nein, nein, sie sollen's hören,
Die Götter, bis sie Hilfe mir gewähren.
O Tartarus, nur noch vor wenig Tagen

270 Durft dieser Arm sie zu umschlingen wagen,

Und ihre Lippen liessen mich nicht darben,
Ich hing an ihrer Stimme; reiche Garben
Des Glücks, wie sie den schwachen Mut nie schmücken!

Muss ich mich nun zum Fuss des Todes bücken,
Um ihn zu küssen? Lieb, leb wohl, mein Lieb!
Ist keine Hoffnung mehr von dir? O gieb,
Den Spuk zu bannen, deines Atems Nähe!
Bei Cynthias zahmer Hindin, ha, ich sehe
Dein strömend, lichtetes Haar. Und nun bei Pan,
280 Was kümmert mich der rätselhafte Mann!“

So trat er zu der welkenden Gestalt
Mit trotzigem Mute. Doch Mitleids-Gewalt
Erwärmt sein Herz; denn sieh, es weint der Greis.
Ein Herz verletzt er, das von Kummer weiss?
Und konnte er durch blindes Schmäh'n kränken
Ein gütig feuchtes Aug, ein menschlich Denken,
Macht Lippen zucken, die der Schmerz verschlossen?
Er that es! Und die Reuethränen flossen;
Dann kniet er hin. Der'schmerzgebeugte Weise
290 Berührt ihn zitternd jetzt und tastet leise
Auf seinen dunkeln Locken hin und spricht:

„Steh Jüngling auf bei Phöbus Angesicht,
Mir ist dein Herz vom tiefsten Grund bekannt,
Und eines Bruders warme Sehnsucht fand
In deins den Weg. Ja, aus des Kerkers Thoren
Halfst du mir, wo ich lange und verloren
Mich müd gewacht; und wenn auch unbewusst
Du hast zu diesem Orte hergemusst
Als ein Erlöser. Weine länger nicht;
300 Denn deiner Liebe Freund ist's, der hier spricht;
Denn hätt'st du nie geliebt die Unbekannte,
Ich trauerte noch jetzt als der Verbannte.
Wie ich dich jetzt, noch jammervoll und alt,
Erblickte, blieb mein Blut nicht länger kalt,

Es pochte heiss. Dies schlotternde Gebein
Umschliesst ein Herz, das froh wie deines sein
Und tanzen kann. So lass dich Furcht nicht quälen,
Ich will dir mein Geheimnis nun erzählen,
Dass eilig dann sich unser Werk erfülle.“

310 Er sprach's, ein Jüngling doch in Altershülle,
Ging an des Carers Seite voller Mut,
Und fing nun an, indes des Meeres Flut
Hochschwellend stand dicht hinter ihrem Rücken,
Und sie in goldnen Sand die Spuren drücken:

„Befreit von Sterblichkeit ist meine Seele;
Dum schick ich seufzerlos mich an, erzähle
Dir kurz von meiner Freude, meinem Leid.
Ein Fischer war ich einst vor langer Zeit.
Es tanzt mein Boot um Bucht und Felsenriff,

320 Es war mein Heim bei Tag und Nacht mein Schiff.
Die Möwe war nicht flüchtiger; denn kein Haus
Hatt' ich für Sturm und Ungewittergraus
Als hohle Felsen. Doch Paläste waren
Sie voller stillen Glücks. — Ich hab's erfahren,
Ein langes Elend hat es mich gelehrt,
Ein Elend, das eintausend Jahre währt!
Eintausend Jahre. Ist es Möglichkeit,
Sie zu durchschauen und die lange Zeit
Mit einem hohen Blick zu übersehen,

330 Wie Schlamm und Schaum vom Wasser sie zu wehen,
Dass aus der Tiefe dann das eigne Bild
Emporschaut, das der klare Grund enthüllt?
Der Elende bin ich nun länger nicht;
Die Kette und die lange Knechtschaft bricht.
Nur Schlamm ist sie, und nur ein dünner Schaum.

Ich blase drauf, und wie ein heller Traum
Von gestern kommt mir meine Jugend wieder.

Die Laute spielt ich nicht, sang keine Lieder,
Denn einsam lebt ich, an verlassnen Küsten,
340 Allein musst ich zu Jagd und Spiel mich rüsten,
Bei ewiger Brandung und der Möwe Schrei,
Die Erd' und Himmel klagt ihr Einerlei.
Delphine waren meine Spielgesellen;
Grüngolden sah ich's schimmern durch die Wellen,
So war ich nicht allein. Oft wenn mit Tosen
Sich wirbelnd hoben dräuende Wasserhosen,
Bereit, mit ihrer hungrigen Gestalt
Zu bersten, und mit donnernder Gewalt
Mein Leben wie ein Schwamm in sich zu saugen,
350 So musste mir ein Ungeheuer taugen,
Das schlürfte mitleidvoll das Wasser ein,
Um mich dann sicher wieder auszuspein.
Doch höchste Ruhe krönte all mein Wesen.
Wie oft hab ich den hohlen Stein erlesen,
Horcht auf Neptunus Stimme, um von neuen,
Wenn ich sie hörte, mich daran zu freuen.
Kein goldner Sommerabend ging zur Rüste,
Ich steuerte mein Schiff denn an der Küste
Und lauschte, wie mit klaren Flötenklängen
360 Ringsum der Herden Blöken sich vermengen.
Und nie erstand ein Tag zur Sommerglut,
Ich sah ihn denn erwachen auf der Flut,
Und Nächte lang konnt es den Schlaf mir rauben,
Am Morgenthor zu schaun der Rosse Schnauben,
Wie sie auf Fluten streuen goldne Schätze.
Noch stets vor Morgengrau hatt' ich die Netze

Wohl ausgebreitet, eh' ich Ruhe fand;
Dann schenkte ich dem armen Volk am Strand
Von zarten Fischen täglich manch Gericht.
370 Von wem der Reichtum kam, sie wusstens nicht,
Und streuten Blüten aufs Gestade hin.

Warum nur strebt' mein unzufriedner Sinn
Nach Dingen, die, o Latmier, ohne dich
Nur düstern Tod mir brachten. Thor, der ich
In heisser Sehnsuchtspein mich konnt verzehren!
Es sollte mir der Meere Herr gewähren,
Was er als höchstes Vorrecht nur verliehen:
Frei durch sein ganzes Königreich zu ziehen.
Lang streift ich elend und mit trübem Mut,
380 Stürzt dann auf Tod und Leben in die Flut.
So allen Sinnen Luft und Atem rauben
Ist eine That des Schmerzes, sollt man glauben;
Doch sanft und lind fühlt ich es mich umfliessen
Und Wohlgefühl die Glieder mir umschliessen.
Zuerst umfing mich Staunen, unermessen;
Ich lebte mein und meines Seins vergessen,
Liess mit der mächtigen Flut mich auf und nieder;
Dann wie ein flügger Vogel sein Gefeder
Ausbreitend aufwärts steigt zum tauigen Hügel,
390 Versucht ich furchtsam meines Willens Flügel,
Und Freiheit war es; selig schaut ich aus
Nach all den Wundern in dem Meereshaus.
Doch dir erzählen brauche ich das nicht;
Denn alles sahst du ja von Angesicht.
Doch hast du's dürstend nicht wie ich erspät,
Wie mir am Mund ein Schmerzenszug verrät.
So lass ich dieses und berichte hier

Nur, was mir sonst geschah. O wehe mir,
Dass ich nur Gift fand in der Liebe Weh!
400 O Scylla, warum wagte Glaukus je
Von dir zu fordern deines Herzens Gabe!
Ich liebt' sie bis zur Wahrheit Kern, o Knabe.
Doch sie zu halten wollt mir nicht gelingen;
Denn wie ein Vogel schnell auf seinen Schwingen
Zog sie um Inseln, Riff und Meeresschacht,
Bald dort, wo Herkules sein Werk vollbracht,
Bald zu Ägyptens Nil; und die Gewalt
Der Liebe wuchs, je mehr ich die Gestalt
Zart schimmern sah in klarem Azurlicht;
410 Und nun ertrug die Pein ich länger nicht.
Da sah ich plötzlich einen Hoffnungstrahl:
Erleichtert Kirke meine herbe Qual?
Ich tauchte auf, — grausame Zauberin!
Nach ihr, nach Phöbus Tochter, schaut' ich hin.
Ääs Insel schien den Mond zu grüssen;
Ich fühlte, wie die Sinne mich verliessen,
Und preisgegeben war ich ihrer Macht.

In lauschiger Laube bin ich dann erwacht,
Das Frühlicht stahl mit dem Gesumm der Bienen
420 Sich durch die Bäume, die mir duftend schienen;
Und süß und süßer hört ich eine Laute,
Der seufzend eine Stimme sich vertraute.
Nun hört' es auf, dann kamen Schritte nah.
Das schönste Antlitz, das der Morgen sah,
Blickt spähend her durch ein Geflecht von Rosen,
In Thränen lächelnd, und mit weichem Kosen
Wob sie ein Netz, mich süßter zu umstricken
Als holde Blumen, die Elysium schmücken.

Dann sprach sie: „Bist du wach? Darf ich dich stören?

430 O bei Cupido, lass ein Wort mich hören.

Die Freude drückt mich nieder; meine Thränen,

Sie flossen reichlich: tot musst ich dich wähen.

Nun bist du lebend, und nun fließen wieder.

Die Silberströme meiner Augenlider,

Bis sie erschöpft zum letzten Tropfen sind,

Wenn das dich freut und dich für mich gewinnt,

Dass du mir bleibest, dich mit mir zu laben.

Verschnähst du aber solche trüben Gaben,

Bist süsser Wärme, Zärtlichkeit du hold,

440 Und willst du kosten von der Liebe Gold,

Wenn Lächeln, Grübchen, Lippen, stumm von Glut

Dich locken, Früchten gleich so süß und gut,

Lass mich sie für dich pflücken.“ Also schlang

Die Zauberworte sie, bis dann ihr Klang

Verschwimmend meine Seele ganz umstrickte.

Da trat sie nahe zu mir hin und bückte

Sich zu mir nieder. Wär es nie geschehen,

Du hättest diese Furchen nie gesehen!

Dies, Latmier, berichte ich dir klar,

450 Auf dass, wie schwer mir die Versuchung war,

Ob du auch drob erstaunest, magst ermessen,

Dass ich so Scylla konnte ganz vergessen.

Wer könnt' auf dieser Erde widerstehen?

Ambrosia war ihres Atems Wehen,

Mein Wesen tauchte ein in goldne Luft,

Sie bettet mich dem Säugling gleich in Duft

Von Rosen ein. So war es mir verhängt,

Mein Lebensstrom aus altem Bett gedrängt,

Und dieser Herrscherin in meinen Sinnen

460 Beugt ich verzaubert mich als Knecht. Von hinnen
Hätt mich Amphions Harfe nicht gezogen
Zurück zu Scylla auf die rauhen Wogen.
Denn wie Apollo stets ein neues Kleid
Im West dem Himmel jeden Abend leiht,
So löscht der Abend, ja die flüchtige Stunde
Mit süßem Balsam des Bewusstseins Kunde.
Und frei streift ich in schattigen Gehegen,
Im Waldrevier, auf allen tiefen Wegen.
Ich sah den Fuchs, das Eichhorn und das Reh,
470 Vom Neste jubeln Vögel in die Höh
Mit Überlust all ihre süßen Sorgen.
Wie selig neu war das!

Nun lass mich borgen
Für Augenblicke Stimmung, streng zu nennen
Wie Plutos Zepter. Auf den Lippen brennen
Soll mir das Wort nicht. Ruhig will ich enden,
Wie sich zur Hölle konnt mein Himmel wenden.

Im Schlaf hat sie mich einstmals früh verlassen,
Halb wach sucht Arm und Lippen ich zu fassen,
Mit langem Zug den heißen Durst zu kühlen.
480 Doch sie war fort. Wie scharf musst ich nun fühlen
Die Pfeile der Enttäuschung mich durchbohren.
Da sprang ich auf und sucht, was ich verloren.
Wie ich so durch die dunkeln Cedern strich,
Befiel mich dumpfe Furcht. Bang hörte ich
Nun Laute voller Todesangst und Stöhnen
Wie Grabeslaut von allen Seiten tönen,
Bis dann ein Donner alles schnell verschlang,
Die Klagen schweigen hiess. Ich taumelt bang
Den steilen Pfad hinab wie fortgetrieben
490 Bis in ein dunkles Thal. Die Seufzer blieben

Wie Gift im Ohre mir so laut und grell.
Und wie ich näher kam, da sah ich hell
Ein nahes Licht durch Dornenbüsche zücken,
Ein Feuer, gleissend wie von Schlangenblicken!
Ich folgte wie behext; da sah ich schwül
Ein Bild zu furchtbar selbst für Furchtgefühl.
Im Dickicht hab ich dem Gesicht geflucht:
Die Königin meiner Lust, die ich gesucht,
Sie sass auf einem ausgerissnen Stumpf,
500 Und um sie lagern Schatten, wild und dumpf;
Sie lachen, jammern, kriechen, winseln, heulen,
Und weisen Hauer, Stachel, giftige Beulen
Samt andrer Missgestalt. Selbst Charon würde,
Liess er nur einmal seine düstre Bürde
Und schlief bei des Cocytus Rauschen ein,
Nicht so voll wilder Phantasieen sein.
Der Herrin Blick war böß, tyrannisch, stolz,
Und über sie schwang sie ein knorrig Holz.
Oft lacht sie auf, wenn aus dem Korb sie leerte
510 Die Trauben, die der gierige Schwarm begehrte,
Die brüllend sie verschlangen, dann sich reckten
Und die behaarten Schnauzen hungrig leckten.
Bis sie zur Rache langsam und gemach
Sich einen Zweig vom Mistelstrauche brach.
Drauf goss sie eine schwarze Flüssigkeit.
Da ächzten alle; denn nur war bereit
Die Qual, die elend sie durchdringen sollte.
Sie hob den Zauber. Ach vergebens wollte
Ihr Flehn sie rühren, das umsonst verhallt;
520 Denn wie ein Säuglingsarg so hart und kalt
Blieb sie und spritzt auf sie das giftige Nass.
Da hob sich ein Geräusch von Schmerz und Hass,

- Es wuchs zur Wut und tollen Raserei
 Mit Gellen, Seufzen, grimmem Qualgeschrei,
 Bis dann sich die gequälten Leiber blähen
 Und steif vom Kopfe bis zum Schwanze stehen.
 Drauf ein entsetztes Schweigen. Dann ein Bild,
 Das mehr als heisre Angst mit Grausen füllt:
 Ein Wirbel riss die ganze Schar fürbass
 530 Durch düstre Luft, als wenn mit Boreas
 Der mächtige Python kämpft, bis sie verschwand.
 Doch war's kein Windzug; nur ihr Nicken bannt
 All die Phantome. Sieh, vom Dunkel drangen
 Satyr und Nymphen, die possierlich sprangen
 Und rauschend tanzten und dann schneller gingen,
 Als wenn Centauren nach dem Raube springen.
 Und dann erschien gebeugt ein Elefant,
 Der seufzend vor der stolzen Hexe stand
 Und menschlich sprach: „Machtvolle Zauberin
 540 „Quell bitterer Schmerzen! Nimm mein Leben hin,
 „Befreie mich aus schwerer Kerkernot,
 „O gieb mir wieder Luft, sonst gieb mir Tod.
 „Ich flehe nicht, gieb mir mein Reich zurück,
 „Erflehe nicht mein Heer und nicht mein Glück,
 „Und nicht mein einsam und verwitwet Weib,
 „Ich fleh' nicht um mein Leben, meinen Leib.
 „Die schönen Kinder, meine Mädchen, Knaben,
 „Will ich vergessen, nichts mehr will ich haben,
 „Nicht um so himmlisch Hohes will ich werben.
 550 „Dies eine Höchste fleh' ich: Lass mich sterben,
 „Befreie mich aus diesem fleischigen Rumpfe,
 „Aus diesem groben, grausig starren Sumpfe,
 „O lass mich nichts als schwarze Luft nur sehen
 „Hab Gnade, Göttin! Kirke hör' mein Flehen!“

- Der Zauberin Name fiel wie Eis so kalt
Auf meine wilden Zweifel. Mit Gewalt
Durchfuhr mich scharf der nackten Wahrheit Qual;
Ich sah: die Furie wetzt den Todesstahl,
Bis dass mein Geist von Schrecken übermannt
560 In die verpestet leere Luft entschwand.
Du kannst dir denken, wie trostlos verlassen
Dann mein Erwachen war. Abscheu und Hassen,
Und Schrecken mannigfalt zerrissen mich
Wie ihre Beute. Da versuchte ich
Ins Innerste des Waldes zu entfliehen;
Ich floh drei Tage, doch umsonst mein Mühen;
Die Hexe stand vor mir mit wildem Blick,
Noch fühl ich kalten Schweiss, denk ich zurück,
Ihr Götter! an den Fluch, ihr fahles Lachen:
570 „Ha ha, Herr Lecker! Dir soll ich wohl machen
„Ein Bett aus Rosen und aus Daunen, grade
„Mein Lieb darin zu wiegen? O wie schade!
„Ich bin zu rauh, dass du mich zart berührest,
„Dass du den Griff der Riesenfaust verspürest.
„Solch ein lieb Ding muss Wiegenlieder haben,
„Drum sollst du dich an Unerhörtem laben.
„Nach lilienweisser Brust darfst du wohl trachten.
„Onein, du sollst nicht schmachten — schmachten — schmachten
„Mehr als die Kleinigkeit von tausend Jahren.
580 „Wie schade! Könnt das Schicksal sie doch wahren
„Als Ewigkeit. Verliebter Meeresfant,
„Du Wassertäuberich, wahrlich meine Hand
„Krümmt dir kein Haar. O sieh, ich weine ja,
„Dass unsre Trennung herzerbrechend nah.
„Und müssen wir uns trennen? Es muss sein.
„Doch eh' du mich verlässt in herber Pein,

- „Sei dir mein letztes Lebewohl geweiht.
 „Hör meinen Segen an: Unsterblichkeit
 „Ward dir zu teil, du stammst von Göttersippe;
 590 „So lieb ich dich, dass jetzo meine Lippe
 „Auf ewig Jugendblüte von dir nimmt
 „Und dich zu einem düstern Grab bestimmt.
 „Hinweg sollst du in eine Wasserwüste,
 „Und ehe wenig Tage geh'n zur Rüste,
 „Soll missgestaltet Alter dich befallen.
 „Doch sollst du nicht der Greisen Pfade wallen.
 „Nein, welken sollst du und als Krüppel leben
 „Zehnhundert Jahre. Dann erst will ich geben
 „Dein welk Gebein dem unbekannten Grab.
 600 „Fahr wohl, süß Lieb!“ — Schnell wie ein Stern herab
 Vom Himmel schiesst, so floh sie gnadenlos.
 Verzweiflung war in meinem Geist so gross,
 Dass sie ein Trutzlied allen Höllen sang.
 Doch eine Hand an meiner Schulter zwang
 Den Fuss; mit ausgestrecktem Finger wies
 Mich eine andre, die mich nicht verliess,
 Bis ich den Strand des Meeres wiedersah,
 Und da ich meinem feuchten Heim so nah,
 Liess ich aufs neu mich von den Wellen kühlen.
 610 Es schien mein Leben neues Heil zu fühlen,
 Ich tauchte nieder mit wollüstiger Wut
 Und schlug die Wogen nun mit wildem Mut.
 Wie ich den weissen Schaum so vor mir trieb,
 Sah ich, dass Mark noch meinen Knochen blieb.

„O ich muss weinen ob dem Höllengrimme,
 Wer bliebe trocknen Aug's? Wie ich so schwimme,
 Um meine Kraft zu prüfen, kühn gewandt

Sank auf ein totes Antlitz meine Hand.

Ha, es war Scylla. Kirke, fluchbeladen,

620 Du Geierhexe! hörtest nie von Gnaden?

O hast du nicht genug an mir zu rächen?

O musstest du die Unschuld auch zerbrechen,

Weil ich sie liebte? Kalt, o kalt für immer

Die schönen Glieder. Ihrer Haare Schimmer

Lag auf den Wogen wie gemeiner Tang.

Und schnell, indem die Tote ich umschlang,

Durcheilt' ich wie ein Pfeil der Wogen Wall.

Zuletzt erschien ein Haus mir von Krystall,

Mit Perlen und Korallen reich besetzt.

630 Und nieder wie ein Wirbel stürzt ich jetzt,

Und wie ich nun sein glänzend Thor gewann,

Starrt mich Verlassenheit und Öde an. —

Und rings umher — warum dir dies vertrauen,

Der du in Bälde alles selbst wirst schauen!

Dort legte ich die arme Scylla nieder

Und floh. Ein Fieber dörrte meine Glieder,

Das alle Kräfte bald von ihnen nahm,

Sie wurden saftlos, wankend, schwach und lahm.

„Lass mich die grausam lange Zeit verschweigen!

640 Nicht Lindrung! keine Hoffnung mir zu eigen;

Mit keiner bunten Seifenblase spielte

Jemals mein Traum. Ich fürchte, Wahnsinn fühlte

Dein Hirn, erzählt ich's. Lass mich nur berichten,

Wie eine Wendung kam, mir halb zu lichten

Des Zaubers Schleier.

„Einst von meinem Sitze

Auf eines wilden Meeresfelsen Spitze

Sah ich ein Schiff am Horizonte blinken,

Doch schien es bald vor meinem Blick zu sinken,

Als nähme es aufs neue seinen Lauf
650 Trotz hindernder Gewalten wieder auf.
So schwand es hin, doch kurz darauf erhoben
Sich dunkle Wolken, die im Winde stoben.
Es wollte Äolus sein Mütchen kühlen,
Und konnt es nicht. Die Wogen liess er's fühlen,
Liess ihren Silberschaum gen Himmel stäuben,
Das Wetter kam. Bald sah das Schiff ich treiben
Ohnmächtigen Kampfes. Auf dem Decke stand
Die Mannschaft zitternd; aber bald verschwand
Ein Wrack, und aus der Armen Kehlen quollen
660 Die letzten Rufe unter Donnerrollen.
Ich hätt' sie retten können, wär' die Kraft
Mir durch das welke Alter nicht erschlaft.
Gebeugt sass ich, o Latmier, und rang
So mit dem Mitleid, fluchte dann dem Zwang,
Den mir der Kirke Höllenkunst gebracht.
Die Mannschaft sank allmählich hin in Nacht;
Ich aber sah der Brandung zu mit Stöhnen,
Und mir im Auge brannten heisse Thränen.
Da tauchte aus dem Meere eine Hand,
670 Die diese Rolle, diesen Stab umspannt.
Ich kniete nieder, griff danach und sieh:
Sie liess mir diese Schätze ohne Müh.
Ich fasste einen Finger, doch hernieder
Zog ihr Gewicht, sie sank. Dann durfte wieder
Die Sonne siegreich mit dem Sturme streiten.
Wie durstig sucht ich in des Buches Seiten!
In lauer Luft entziffert' ich die Lettern
Und forscht' mit grösster Sorgfalt in den Blättern,
Und Seltsames ward mir darin enthüllt,
680 Was mir die Seele so vollauf erfüllt,

Dass sie sich ganz vergass. Da plötzlich blickt
 Ich diese Worte, und ich las entzückt,
 Hob meine Augen, blickt aufs neu hinein.
 O welche Last von Elend und von Pein
 Nahm atlasgleich ein jedes Wort von mir!
 Ein Hoffnungsstrahl schien freundlich golden hier
 Die wilde Höllentyranei zu brechen.
 Du kamst, mir zu erfüllen ihr Versprechen:

„Es lebt ein Elender in wilden Meeren,
 690 „Zehnhundert Jahre soll sein Leiden währen,
 „Mit ekel siechem Leibe soll er schwinden,
 „Um einsam dann verlassnen Tod zu finden.
 „Wer fände da zum Widerstand den Mut?
 „Drum muss millionenmal noch Ebb' und Flut
 „Den Ozean schwellen. Doch er soll nicht sterben,
 „Wagt er um einen hohen Preis zu werben.
 „Denn forschet er in des Zaubers tiefsten Gründen,
 „Der Töne und Bewegung Sinn zu finden,
 „Erläutert der Substanzen und der Formen
 700 „Symbolisch Sein und kündet ihre Normen,
 „So stirbt er nicht. Mehr noch sei er bereit
 „Zu einem frommen Werk voll Freud und Leid.
 „All die Verliebten, die der Sturm vertrieben
 „Und die im wilden Wogenraus geblieben,
 „Soll er zusammenbetten, bis sich wendet
 „Die Zeit und ihren dunkeln Weg vollendet.
 „Und ist sein Werk dann reif und ganz vollbracht,
 „So wird ein Jüngling, der von Himmelsmacht
 „Geleitet und geliebt wird, vor ihm stehen;
 710 „Den lehre er, wie alles muss geschehen.
 „Er muss, sonst wird sie beide Tod zerstören.“

„Dann“, rief Endymion überfroh, „gehören
Wir Zwillingenbrüder in ein gleich Geschick!
Sag, wo bewahrt die Welt das hohe Stück,
Das für und durch mich zur Vollendung reift,
Und das, wär ich vom Wege abgeschweift,
Den Tod uns bracht?“ Der Weise sprach: „Schau her.
Siehst du ein Leuchten durch die Flut im Meer?
Das ist, wie ich dir schon erzählt, die Stätte,
720 Die meiner Scylla dient als Totenbette;
Und sie bestimmt ich auch den Liebespaaren,
Die seit der Zeit im Sturm getötet waren,
Dass meine Knechtschaft währt.“ Sie sah'n beim Sprechen
Den Glanz ganz nahe durch die Wellen brechen;
Und wie sie in das Thor nun eilig traten,
Ward nie vordem in des Poseidon Staaten
Erblickt solch Wunder unter'm Sternenzelt.
Schau hin, wenn Mars, der Stolze, auf dem Feld
Die Schlacht geschlagen, sieh es dicht bedeckt
730 Mit Kriegern, die die Füße ausgestreckt
Die Brust erfassen, sieh die langen Reihen
In Stahl und Eisen. Wer darf sie entweihen
Mit frechem Schritt? Dann denke sie gesellt
Die tausend Krieger rücklings auf dem Feld.
So ruhten dort in dem krystallnen Haus
Die Liebenden von Freud und Leiden aus.
Der Berge Fremdling wagte atemlos
Kaum all die Augen, die der Tod verschloss,
Die stummen, rosigen Lippen anzublicken;
740 Denn keine Blüte durft der Tod hier knicken,
Er sah die Brauen, Stirnen und ihr Haar,
Das voller Sorgfalt schön geordnet war.
Ehrfürchtig waren beide zarten Hände

Auf jeder Brust gekreuzt.

„Und nun zum Ende“,

So flüsterte jetzt ganz der Freude Raub,

Der Greis, und zitterte wie Espenlaub.

Dann riss er Blatt für Blatt das Buch entzwei

Und sumnte leis ein Totenlied dabei.

In kleinste Stückchen war es bald zerrieben,

750 Wie Schnee, der dicht vom Nordwind fortgetrieben.

Als dies geschehn, nahm er den Mantel, wand

Ihn um Endymion, nahm den Stab zur Hand

Und schlug ihn neunmal in die Luft hinein.

Was sonst zu thun ist, ist o Jüngling dein.

Doch noch Geduld! Erst musst du noch entwinden

Dies Wirrsal, um zum Knäul es dann zu binden.

O sanft; denn spinnwebfein ist's anzusehen.

Wenn es dir reisst —! Was, ist es schon geschehen?

Dir helfen hohe Mächte. Habe Dank,

760 Nun seh ich, dass der Hölle Zauber sank.

Die Muschel hier ist mir stets leer gewesen,

Nicht Zeichen und nicht Ziffer sind zu lesen.

Kannst du es thun? O lies um Himmelswillen,

Gerettet sind wir. Du wirst es erfüllen.

Zerschlag an jener Leier meinem Stab.“

Das war geschehn, und augenblicklich gab

In süßen Tönen sie der Seele Hauch,

Ein Wiegenlied dem Schweigen. „Jüngling streue

Auf mich die Blätter, und dann eil' aufs neue

770 Durch jene toten Reihn und wirf sie nieder,

Dann siehst du deinen Lohn.“ Beim Klang der Lieder

Von Geigen, Flöten, der sein Herz erfreut,

Stand nun Endymion Glaukus nah und streut'
Ihm wenige Blättchen auf das Angesicht.
Blitzschnell kam nun der Wechsel. Hehr und licht
Erschien ein Jüngling, im Korallenkranz
Aufleuchtend wie des Edelsteines Glanz.
Der eilt auf eine liebliche Gestalt
Und kniet und drückt mit zärtlicher Gewalt
80 Die kalte Hand, bis Scylla leise hauchte.
Und wie Endymion nun den Zauber brauchte,
Erwacht die Nymphe. Ihrem Glück sie lassend
Eilt er davon, sein hohes Ziel erfassend,
Streut auf die Toten rings die Blätter nieder,
Und wo er schritt, erhoben sie die Glieder
Wie Blumen bei Apollos Gruss ihr Haupt.
Aufs tiefste fühlt der Tod, was ihm geraubt,
Im Beinhaus barg er weinend seine Trauer.
Wohin der Latmier der Blätter Schauer
790 Auch warf, war alles wieder neu belebt.
Von seligen Jubelharmonieen bebt
Die hohe Luft; und viele, die verschlungen
Vereint in Treue einst der Tod bezwungen,
Sie flogen freudevoll sich nun entgegen.
Die andern fühlten nahe hohen Segen.
Sie starrten auf Endymion. Seligkeit
Ergriff sie freudetrunken weit und breit.
Es schwellen köstlich selige Harmonieen,
Wie Blütenknospen, die in Licht erglühen
800 Und Töne streun wie unsichtbare Blätter.
Der Freude Nektar kosten die Erretter,
Den aus der Kelter eine Fee gewann.
Und sprachlos schauten sich die beiden an.
Die andern wandern ohne Unterlass,

Getrieben von der Freude höchstem Mass,
Das je vom Himmel auf sie ausgegossen.

„Nun“, rief der neugeborne Gott, „Genossen
„Folgt mir, dass zu Neptun wir dankend beten.“
Und Scylla mit des Traumes süß Erröten,
810 Die Staunende, führt allen er voraus
Durch mächtige Säulen dieses Riesenbau's,
In das Smaragdgewölbe endlos tief.
Froh folgten alle, wie der Führer rief.
Leicht sieht man sie von Marmorstufen gleiten,
Wie Sand im Stundenglas, und wie zu Weiten
Des Südens Schwalben vor dem Winter fliehn
Und Schwäne sanft den Fluss hinunterziehn.

So wallte, doch nicht weit, die schöne Schar
Da nahm sie auf dem nahen Felsen wahr
620 Rasch näher kommend einen andern Reigen
Vom glitzernden Gestein herniedersteigen.
Sie schritten schneller auf dem weiten Sand,
Sie sahen sich und feuchten Auges fand
Sein altes Lieb ein jeder. Stimmenschwall
Erhob sich lauter als ein Wasserfall
Und Windesbrausen, mehr als Menschentraum
Zu sagen wagt, ja selbst zu denken kaum.

Und als dies hohe Ziel erreicht, da zogen
Die Scharen weiter fort durch Meereswogen,
530 Jetzt rückwärts sich in dichten Haufen zwängend,
Jetzt alle nach den ersten Reihen drängend.
Ein schwacher Schein zwang plötzlich sie zur Rast.
„Schaut her“, rief Glaukus aus, „Neptuns Palast,
„Sein stolzes Haus, schaut her!“ Da wuchs das Lärmen,

Bis sie dem lichten Ost entgegenschwärmen.
Mit jedem Schritte wuchs ein stolzer Bild:
Demantne Kuppeln, reich mit Gold umhüllt,
Der Ambra wogt vor ihrem Angesicht;
Und froh wie Frühlingsblätter leicht und licht
840 So ziehn entgegen sie dem hellen Glanz.
Opalne Kuppeln trug ein hoher Kranz
Von Jaspissäulen, und es zeigt ihr Schaft
Korallenadern. O der Zauberkraft!
Ein jeder schaut und trinkt mit vollen Zügen.
Was uns zum Bau in Stücken muss genügen,
Der edle Marmor, war hier unerreicht
Getürmt als ein Palast. Vor diesem weicht
Das alte Dreigestirn an Grösse schon:
Memphis und Ninive und Babylon.

850 So breit, so bunt, so glänzend wie das Band,
Das Iris blühend um den Himmel spannt
Jenseits des Silberregens, war der Bogen
Durch den zum äusseren Hof hereingezogen
In des Neptunus Haus die Liebesschaar.
Nun wurden sie ein goldnes Thor gewahr,
Sie eilten darauf zu — doch kaum noch dort,
Da öffnet es sich wie auf Zauberwort,
Und liess geblendet aller Augen schliessen,
Wie flügge Adler, die die Sonne grüssen.
860 Doch reifte schnell nach Adlerart ihr Blick
Und kehrt zu all dem goldnen Glanz zurück.
Und sieh: Neptunus sitzt in lichtem Schein
Auf dem smaragden Thron; doch nicht allein:
Zur Rechten sah man Eros freundlich winken,
Und lächelnd stand die Schönheit ihm zur Linken.

So weit der Seemann von dem hohen Mast
Mit einem Blick den Horizont umfasst,
So war die Halle. Wie der Himmelsbogen
Sich hoch und prächtig wölbt, so stolz umzogen
870 Die Wasser mit dem feuchten Schleier jetzt
Neptunus Thron. Wenn sonst vom Sturm zerfetzt
Den Blitz sie zeigen hoch in Jovis Reich,
So ziehen nun besänftigt, lautlos weich
Im Meeresgrund die Wölkchen; glühender Glanz
Bringt Tod dem Menschenauge: Wie ein Kranz
Von Süd und Nord und West und Ost entsprang
Ein Licht wie vierfach Sonnenuntergang.
Rings um den Gott ein goldener Zenith!
Und ihm zu Füßen tief und leuchtend zieht
880 Sich's wie ein See, so still, dass leicht und schnelle
Sein schwankes Boot ein Indier durch die Welle
Wie durch die Luft hinführte. Wahrlich Luft,
Nur spiegeln Himmelswolken sich im Duft.
Ja Luft der Boden, doch bewegungslos,
Denn alle tiefen Wunder zeigt sein Schoss;
Und tausendfacher Widerschein der Halle
Wölbt sich zur Kuppel.

Staunend stehen alle.

Da blies Triton sein Horn, und alles klang,
Die Nymphen tanzten, die Sirene sang,
890 Der grosse König neigt die feuchten Locken.
Eros schwang sich empor, und Nektarflocken
Streut auf die Schar er nieder, wo er flog.
Die schaumgeborne Göttin nickte, zog
Schön Scylla und die Ihrigen zu Rat.
Wie diese sich dem hohen Throne naht,
Küsst sie die Nymphe. Diese neigte sich

Den Tauben kosend: „Mächtiger, höre mich“,
Sprach Venus, „Herr in diesen Reichen,
Einst wolltst du liebend Nais Herz erweichen,
900 Schau her.“ — Des Gottes Aug’ entfielen Zähren
Und lächelnd liess er freundlich sie gewähren,
Und Glaukus segnend hob er seine Hand. —
„Endymion, zwingt dich noch der Liebe Band
Zu wandern? Das ist grausam! Seit den Stunden,
Da in der Erde Schoss ich dich gefunden,
War meine Macht stets deinem Dienst bereit.
So hält dich noch das Netz der Sterblichkeit?
Geduld o Jüngling. Sieh, es währt nicht lange!
Ich wär nicht Kennerin; denn blasse Wangen,
910 Beschwingter Schritt und seltsam feuchte Augen,
Sie sollen bald mir als Verräter taugen.
Ich sah bei einer Himmlichen die Zeichen,
Als alle andern blind. Müsst ich nicht weichen
Dem bindenden Geheimnis, würd ich heut
Ein Wort dir sagen. Doch will Liebe Zeit.
So warte denn; doch hab ich eine Bitte:
Du musst in deines Honigmondes Mitte
Mich bald besuchen in Cytheras Hain.
Eros wird brav, Adonis gütig sein.
920 Und bringe mit dir — zu viel sagt ich schon.
Nimm meinen vollen Segen, süsser Sohn!“ —
So weit die Göttin. In die Knie sank
Endymion, der ihre Worte trank.

Rings um des Ozeans mächtigen Fürst begann
Ein glorreich Fest. Des Nektars Quelle rann
In alle Becher, die ihr nahe standen,
Und üppig grüne Ranken Weines wanden

In reichem Wuchs um Muschel sich und Leier;
Und löste man davon den grünen Schleier,
930 So ward das Grün als Decke hingestreut
Für süßes Kosen. Eros eilt erfreut,
Der Herrschaft sicher, lachend durch die Menge,
Und wo er weilt, da werden Tanz, Gesänge
Und Reigen wilder, und es herrscht die Lust.
Man fesselt sich mit zartem Spross die Brust,
Und drängt sich in des Grünes tiefste Gründe,
Um dort sich zu verstecken!

Es ist Sünde,
So arm an Vers und mit so schwachem Licht
Dies hier zu wagen. Musen, scheltet nicht!
940 O lasst es eilend mich zu Ende bringen.

Ein plötzlich Schweigen und ein sanftes Klingen
Von weichen Tönen dringt bezaubernd her,
Und dann ein Hymnus:

„Herr im Sturmesmeer,
Du Jovis Bruder und Miterbe hier
Der Elemente! Ewig neigt sich dir
Die Woge ehrfurchtsvoll, und schnell erschliesst
Der starre Fels, wenn ihn dein Dreizack grüsst,
Den tiefen Quell im weissen Schaume zischend.
Bergströme deinen Wassern sich vermischend,
950 Sie bringen deinem Busen ewigen Gruss.
Und runzelst du die Stirn, selbst Äolus
Sucht murrend seine Höhle zu gewinnen
Mit seinen Sturm-Rebellen. Leicht zerrinnen
Die dunkeln Wolken, wenn ein Strahl die Wellen
Von deinem Diademe darf erhellen.
Es schäumt dein glänzendes Gespann entlang

Dem Morgenstrahl und horcht dem goldnen Sang,
Den harrend vor des Himmels goldnen Thoren
Apollo singt. Du hast dir nie erkoren
960 Ein Schauspiel so wie dies. Dein Reich ist herbe
Und deine Stirn gefurcht — heut scheinst du Erbe
Der Himmelslust. Wir sehen dich bereit,
Dass du mit goldner Zeit
Geziemend Majestät verknüpfen wirst.
O meergeborner Fürst
Lass unser Herz uns heute vor dich bringen! —
Wir beten an und singen.

Blas sanft Schalmeien;
Spielt sanft ihr Lauten euern leichten Reihen,
970 Trompeten tönt nicht hart, — zu laut, zu laut!
Kein Frühlingsregen, der auf Blumen taut,
Kein Bächlein, kein verträumtes Taubengirren,
Ja selbst nicht Eros leises Bogenschwirren
Macht die Musik so würdig, dass sie höre
Die göttliche Cythere.
O Schönheitskönigin, gütig wolle seh'n
Der Herzen Opferfleh'n.

Beschwingtes Kind,
Wer sorgt noch, der dein Lächeln sich gewinnt?
980 Wir Schmerzenssöhne dieser Erde sehen,
Wie aller Schatten, alle Todeswehen
In deinem lichten Fittich mag genesen.
Verzogner Liebling, o du holdes Wesen,
Gott heisser Pulse, wilder Lockenflut,
Der nackten Busen Fieberglut,
Du Licht, das unsichtbar im Dunkel trifft,

Du Lichtbesieger, o du köstlich Gift!
 Wir schlürfen selig aus dem Taumelbecher,
 Wir Zecher, Zecher!

990 Bei deiner Mutter Lippenpaar —“

Verloren

War alles Weitere. Zu goldnen Thoren,
 Die sich geräuschvoll öffneten, da schien
 Jetzt eine neue Hoheit einzuzieh'n.
 Okeanos der Alte naht mit Würde,
 Wirft einen letzten Blick auf seine Hürde,
 Eh' er sich birgt in seiner stillen Zelle
 Ewig zu denken. Eine lichte Welle,
 Die von der hohen See die Schwestern schicken,
 Trägt Doris Majestät auf ihrem Rücken,
 1000 Nächst ihr sieht man Ägäas Seher zieh'n —
 Lorbeergeschmückt, auf mächtigem Delphin
 Amphion, der sich auf die Leier neigt
 Und leise spielt —; und alles ringsum schweigt,
 Schaut auf die Perlenkönigin Amphitrite
 Und Thetis hin. —

Endymion bemühte

Umsonst sich, dass sein Sinn sich nicht verwirrt;
 So weit von Sterblichkeit war er verirrt.
 Er trug es nicht; er schloss umsonst die Lider,
 Die Phantasie bracht neue Qual ihm wieder:
 1010 „Ich sterbe! Süsse Venus, sei mir Stütze!
 Sag, wo ist meine Herrin? O beschütze, —
 Ich höre ihre Stimme, — fühle Schwingen! —“
 Neptun zu Füßen sank er; ihn umringen
 Des Nereus Töchter freundlich, um dem Leben
 Den wirren Geist aufs neu' zurückzugeben.
 Noch schlief er, als die Arme sie verschränkten,

Den Zug fern nach krystallnem Obdach lenkten,
Wo sie ihn sanft und weich zu betten dachten.

Wie man so mitleidvoll ihn trug von hinnen,
1020 Sah er die Worte mit den innern Sinnen,
Mit Sternenlicht in's Dunkel hingeschrieben:
„Endymion, dich muss ich ewig lieben.
„Oft weilte ich mit Furcht bei dem Geschick.
„Gewannst du doch auch mir endloses Glück.
„Steh auf, steh auf! Es brüte nicht die Taube
„Die reifen Eier, eh' ich küssend raube
„Zum ewigen Himmel dich. Erhebe dich!“

Der Jüngling sprang empor. Da breitet sich
Ein klarer See, wo Bäume kühler wehen,
1030 Als alle Wunder, die ihr je gesehen.
Sie wiegten sanft mit Liedern ihn zur Ruh
Und deckten glücklich ihn im Grase zu.

Endymion.

Buch IV.

- O Muse meiner Heimat, luftgeborne!
Du erste von der Bergeswelt erkorne!
Vom Himmelslicht erzeugt in Geisterluft!
Du sassest einsam lang in Felsengruft,
Als England noch der Wölfe Aufenthalt,
Als Menschenlaute fremd noch unserm Wald,
Eh noch ein Kind der erste der Druiden. —
Lang warst du in der Wildnis abgeschieden,
In Einsamkeit prophetisch eingesponnen.
- 10 Erst tönt ein Ruf vom Aufgang her der Sonnen:
Noch harrest du. Dann sangen im Verein
Apollon Musen. Du im stillen Hain
Errietest eignen Ruhm —; umsonst ihr Bitten:
„Komm zu uns, Schwester aus des Meeres Mitten!“
Ausonia sprach klar und zweimal laut
Ertönt ihr hoher Ruf. Du hast vertraut
Der Heimat Hoffnung und du hast gewonnen,
Zum hohen Ziel gebracht, was du begonnen,
Was heut die öden Seelen nicht verstehen!
- 20 Du grosse Muse kannst die Schranke sehen,
Die unsres Geistes Flügel beugt und knickt,
In Kleinmut uns auf unsre Kissen drückt.

Es scheint, als wolle jeder frische Morgen
Mit seinem Licht verspotten unsre Sorgen
Und unser schneckenlangsam, dumpfes Leben.
Lang pries ich den, der zu dir durfte streben;
Doch dacht ich der Vergangenheit Poeten,
So konnt ich nicht, und ach, kann nicht mehr beten,
Und so in Kleinmut suche ich mein Ziel!

30 „O wehe mir! Wie trennt in frohem Spiel
Ich von der Heimat mich, ich thörichte Maid.
Froh waren Tausende mit mir bereit
Zum Abschied von des Ganges schönen Wellen!
Wer freundlos ist, dem bringen frische Quellen
Nur bittere Kühlung. Sauer seinem Munde
Sind reife Trauben. Götter! Eine Stunde
Voll Heimatluft — O lasst daheim mich sterben.“

Endymion, um des Himmels Gunst zu werben,
Sandt grade zahllose Gelübde auf,
40 Als diese Worte ihn erreicht. Worauf
Das Haupt er wandte nach den grünen Zweigen,
Um ängstlich sich den Tönen zuzuneigen
Wie eine Hindin, wo ihr Kalb verborgen.

„Hilft niemand mir, und dämmert meinen Sorgen
Kein freundlich Frühlicht? Will kein süßes Lallen
Mehr meinem dumpfen, trüben Geist gefallen?
Will keine Hand mir schmeicheln? Darf ich schmachten
Nach keiner Lippe? Will kein Auge trachten
Auf mich zu schaun? Ist niemand, den Entzücken
50 Zum Sklaven macht, eh ihm von meinen Blicken
Erlösung funkelt? — Traurig und verloren!“

O Karerfürst, o wärst du nie geboren!
 O hätt ein Wirbel dich in Luft getragen!
 Warmherziger Jüngling, trägst du diese Klagen
 Der Einsamen in süsser Traurigkeit?
 Sieh ihren Reiz nicht! Phöbe, schöner weit,
 Ist auch nicht liebelos. — O schau nicht mehr!
 Doch willst du, schaue auf die Schönheit her,
 Wie sie sich sehnsuchtsbang ins Waldgras schmiegt.
 60 Scheint nicht der Locken dunkle Flut besiegt
 An Zartheit von den weich verschlungenen Armen?
 Fühlst du in süsser Pein dich nicht erwärmen,
 So holde, feuchte Augen zu erblicken,
 Die bange flehen um ein heiss Entzücken,
 Das schüchtern wie die Taube scheint zu nisten
 Im Augenwinkel?

„Hätt' ich Hermes' Listen,
 Gäb ich der Blume menschliche Gestalt,
 Dann sollte Hyacinth, entflohn dem Wald,
 Der grünen Haft, mich kniend hier erkennen
 70 Und seine Königin und Krone nennen.
 Ha, wollt ich lieben! — Ja mein ganzes Herz,
 Es schmolze bei des Jünglings grossem Schmerz. —
 Dir Liebe fühlte ich mich hingezogen,
 Die mir zu süss mein Denken vorgelogen.
 An Thränen könnt mein Leben dir verbluten! —
 O all ihr tauben, sinnlosen Minuten.
 Du alter Wald, ja recht wirst du mir geben:
 Es kann kein Blitz, kein Tau kann sich beleben
 Als in der Liebe Blick. Es ist kein Sang,
 80 Wenn er auch reich an Melodien klang,
 Der je den Himmel auf die Erde trug,
 Wie Liebestimme: Und kein Atemzug

Wird sich so weich der Waldesluft verbinden,
Darf er an Herzensglut sich nicht entzünden,
An Sehnsuchtspein!“

Gelehnt an Blütenzweigen
Steht er gequält. Er darf sich ja nicht neigen
Zu neuer Liebe. O unseliger Mann,
Der selbst im Traume hieran denken kann!
„Warum“, so dachte er, „bin ich nicht tot?“
90 Und musst ich nur, bewahrt zu solcher Not,
Die Wunder schaun in Meer und Erdenschoss?
Ach meine Liebe ist nicht minder gross.
Bei Junos Lächeln, nicht von dir mich wenden
Will ich, es müsste Ebb' und Flut denn enden.
O zwiefach muss die Seele Schmerzen leiden;
Doch unermessne Liebe fühl ich beiden.
Zerrissen wird mein armes Herz zu Stücken.“

Er stöhnt getroffen von der Schönheit Blicken.
Schnell pocht des Mädchens Herz, er konnte sehen
100 Den jungen Busen auf und nieder gehen.
Da sprang er aus dem lauschigen Verstecke.
Wie eine Rose auf der Rasendecke
Lag zitternd sie, geschlossen ihre Lider
Und wie lebendig doch. Er beugt sich nieder:
„Vergieb, verzeihe mir, du schönste Blume,
Dass ich dich störe in dem Heiligtume.
So voller Kummer bin ich, — o vergieb, —
Den, Engel du bereitet, holder Dieb.
Gestohlen hast du mir, ach, meine Schwingen,
110 Mit denen ich zum Himmel wollte dringen.
Du Mädchen fällst den Todesspruch; ich weiss,
Dass Wohl und Wehe, Hass und Liebe heiss
In wenig Stunden schon mich nicht mehr quälen,

„Ihn schlug die Leidenschaft“, soll man erzählen.
So lächle auf den Abend meiner Tage,
Dass mein gequälter Geist ihn noch ertrage,
So pflege mein und lass durch dich mich wissen,
Wie ich die Lilienhand mag sterbend küssen.
Weinst du für mich? dann klage ich nicht mehr.
120 Grollt Parzen, bis der Himmel dumpf und schwer
Den Hades aussticht und die hohle Erde
In sich verschrumpft. Bei Jovis' Wolkenherde!
Die Thränen haben mir den Mut gegeben,
Dem Nichts zu trotzen!“ Gleich als ob das Leben
Es gelte, schluchzt die Maid, um dann zu sprechen:
„Warum denn soll Vernichtung niederbrechen,
Von der du sprichst? Sind nicht die grünen Wälder
Von Unglück leer? Und flüstert durch die Felder
Der Bach mit Schlangenlaut? Will Geistermären
130 Die Amsel ihren flüggen Jungen lehren,
Wenn sie im Wald sie heisst die Flügel recken?
Sprich nicht von Leid, dass nicht die kalten Schnecken
Die Rose nächtig töten. Dir zu willen
— Mir deucht, es hiesse Schuld ihn nicht erfüllen —
Will ich bis Tagesanbruch bei dir weilen
Und Licht und Dämmer, Dunkel mit dir teilen.“
„O Herrin“, sprach er schnell, „es ist geschehen,
Dich lieb ich, will den Tag nicht fürder sehen.
Sprich mehr, dass an Geduld ich mich gewöhne,
140 Und mach, dass sterbend mich Musik umtöne.
Dann frage ich nicht mehr nach andern Wonnen.
Hast du dich nicht gesehnt nach fernen Sonnen?
Hört ich dich nicht von Indiens Strömen träumen?“
Da sass sie nieder unter Waldesbäumen,
Sang mitleidvoll ihm diese Weise:

„O Sorgen,
Was wollt ihr borgen
Gesundheitfarbe von den Rosenlippen?
— Erröten sanft zu mischen
150 Mit weissen Rosenbüschen?
Mit tauiger Hand Massliebchen leis zu tippen?

O Sorgen,
Was wollt ihr borgen
Die heisse Glut vom Falkenaug' entlehnen?
— Glühwürmchen zu erleuchten?
Den Salzseeschaum, den feuchten,
In düstrer Nacht am Ufer der Sirenen?

O Sorgen,
Was wollt ihr borgen
160 Die weiche Weise von dem Trauermunde? —
Um sie beim Abendschein
Der Nachtigall zu leihn?
Um ihr zu lauschen in taukühler Stunde?

O Sorgen,
Was wollt ihr borgen
Leichtherzigen Frohsinn von der Lust im Mai? —
Kein Liebender wird treten
Auf Veilchen in den Beeten,
Tanzt er von Abend bis zum Hahnenschrei. —
170 Er knicket keine Blume
In eurem Heiligtume,
Spiel' er und tummle sich auch noch so frei!

O Sorgen,
Euch guten Morgen!
Ich dachte schon, den letzten Abschied fänd ich.

Doch munter bliebet
Ihr, die mich liebet;
Ach freundlich seid ihr mir und stets beständig.
Ich täuscht euch gerne
190 Und blieb euch ferne.
Doch ach ihr seid zu freundlich und beständig.

Bei meinem Palmenbaum am Bachesrand
Da sass ich weinend, ach und keiner fand
Zu mir sich, mich zu fragen nach den Zähnen.
So liess ich sie gewähren,
Liess von den Wasserlilien Thränen fangen,
Kalt wie mein Bangen.

An meinem Palmenbaum am Bachesrand
Da sass ich weinend. Welche Braut, verkannt,
190 Verraten von dem himmlischen Gemahl
Birgt ihre Qual
An meinem Palmenbaum am Bachesrand?

Ich sass und über lichte blaue Weiten
Kam laut ein Zug von Zechern. Purpurn leiten
Zum breiten Strom die Bäche ihre Wogen.

Ha, Bacchus kommt gezogen!
Drommeten klangen, es ertönten Saiten.
Wie an mein Ohr das Cymbal silbern schlug!
Ha, Bacchus und sein Zug!

200 Sie brausten wie ein Winzerschwarm hernieder
Und kranzgeschmückt strahlt Lust ihr Antlitz wieder.
Und alle tanzten bei den wilden Tönen,
Dich Schwermut zu verhöhnen!
O, da hab ich vergessen, wer du bist,

Wie den Hollunderstrauch der Hirt vergisst,
 Wenn ihm im Juni der Kastanie Schatten
 Den Mond, die Sonne birgt auf grünen Matten.
 Mein Heil die Thorheit ist.

210 In seinem Wagen stand Bacchus der Junge,
 Den Epheustab hielt spielend er im Schwunge,
 Mit Lachen winkend.
 Und Ströme roten Weines rannen blinkend
 Von Arm und Schultern, weiss genug und rund
 Für Venus' Perlenmund.
 Nächst ihm auf seinem Esel ritt Silen,
 Ihn trafen Blumen im Vorübergehn;
 Er trunken trinkend!

„Woher nur kamt ihr denn, so viele, viele,
 Ihr frohen Mägdelein zu Tanz und Spiele?
 220 Wie liesst ihr öde Laute und Gemach,
 Das traute Heimatdach?“
 „Wir folgen Bacchus, Bacchus auf dem Flug,
 Erobrungszug!
 Jung Bacchus nach in gut und bösen Zeiten!
 Wir tanzen mit durch aller Reiche Weiten. —
 Komm zu uns, Schönste, eine dich dem Tanz
 In unserm wilden Kranz!“

„Woher nur kamt ihr denn so viele, viele,
 Ihr lustigen Satyrn her zu Tanz und Spiele?
 230 Wie liesst ihr öde eure Waldverstecke,
 Die Nüsse in der Hecke?“
 „Um Wein, um Wein verliessen wir die Kühle,
 Um Wein die Haide und im Waldesschoss
 Das weiche Moos.

Wir folgen Bacchus durch die Welt, wir Zecher,
Gott seliger Lust und immer voller Becher,
Komm zu uns Schönste, eine dich dem Tanz
In unserm wilden Kranz!“

Nun ging's auf Berg und Strom durch weite Welt,
240 Es sei denn, Bacchus schlief im Epheuzelt,
Und wilde Tiger, Leoparden rannten
Mit Asiens Elefanten,
Zu Tausenden dahin mit Sang und Tuten,
Mit Zebras, mit Arabiens schlanken Stuten,
Schwimmfüssigem Alligator, Krokodilen,
Auf deren Schuppenrücken Putten spielen,
Die lachend und possierlich sich bestreben
Des starken Seemanns Ansehn sich zu geben.
Sie fragen nicht bei seidner Segel Binden
250 Nach Flut und Winden.

Auf Pantherfell und Löwenmähen reiten
Von früh bis spät sie stürmend durch die Weiten.
Ein Augenblick führt sie drei Tagereisen,
Und fängt die Sonne morgens an zu kreisen,
Muss Speer und Jagdhorn in die Lüfte ragen,
Das Einhorn zu erjagen.

Ich sah Ägypten ehren tief im Staub
Den Kranz von Rebenlaub!
Ich sah das dürre Äthiopien singen
260 Beim Cymbal-Silberklingen!
Des Weins Unwiderstehlichkeit erfahren
Den grimmigen Tataren!
Juwelenzepter Indiens Könige schwenken,
Aus ihrem Schatz den Perlenhagel schenken,

Und Brahma seufzend in des Himmels Haft
Mit seiner Priesterschaft
Vor Bacchus' Wink blass seine Augen senken. —

Bis hierher zog ich mit; doch ach nicht stille
Ward so mein krankes Herz; und einer Grille
270 Folgt ich, zu streifen in dem düstern Hain,
Hier ganz allein.
So viel mag gut für dich zu hören sein. —

„O junger Knabe!
Sieh, ich habe
Die Welt durchzogen, suchend das Vergnügen.
Ach es ist nicht für mich!
Ein Zauber sicherlich
Will um die Jugendblüte mich betrügen.

Komm denn Sorge!
280 Süsse Sorge!
Gleich meinem Kinde reich ich dir die Brust.
Dacht' dich zu lassen
Und dich zu hassen,
Nun bist du auf der Welt mir höchste Lust.
Hier ist nicht einer,
Ach keiner, keiner,
Der armen Maid zu spenden Trost und Ruh,
Mir Mutter, Schwester,
Der Freunde bester,
290 Mein Spielgesell, mein Liebster bist nur du!“

Wie seufzte sie, als sie den Sang beendet.
Sie schien ganz von der Erde abgewendet.
Endymion spricht nicht, da er sie nur sieht.

Er lauscht dem Winde, der sein traurig Lied
Nun leise flüstert durch entlaubte Eichen,
Und doch so süß, als könnte ihn erweichen
Erinnerung an seinen Sommersang.

Doch endlich sprach er: „Herrin, o wie lang
Ertrug ich deine Stimme mir zur Qual.

300 Sirenensang! Ich habe keine Wahl;

Denn dir als Sklave folgend muss ich ziehen.
Ich kann nicht wählen, beten nur und knien.
Ich darf nicht denken, nein bei Phöbe, nein,
Lass mich nicht denken! Wird's auch stets so sein?
Sag, schöner Engel, werd ich nie mehr denken?
Du kannst mich jenseits der Erinnerung lenken.
Schliess meiner wachen Angst das Augenlid,
Dass die Verzweiflung sie nimmer sieht.
O morde meine halbe Seele linde,

310 Dass ich die andre Hälfte nur empfinde.

Mir schwindelt, seh ich dieser Wangen Schimmer.
Lass sie erröten, dass sie mir für immer
Den Wahnsinn dämpfen, und so rosig warm
In Lieb sich färben und in Sehnsuchtsharm.
O dies ist deine Hand nicht. — Doch ist sie's.
Und hier die andre zarte. Ach und dies
Dein schöner Busen! Darf ich an ihm lehnen?
Schläfst du? O lass mich trinken diese Thränen.
O sag ein süßes Wort mir, dass ich sehe:

320 Dies ist die Welt. — Du tauige Blüte!“ — Wehe, —

Weh, weh Endymion! Wo ist er hin? —
Als düstres Echo klang der Worte Sinn
Den weiten Wald entlang, erschreckt und scheu
Gleichwie ein letzter Seufzer später Reu.
Und sieh, ein Schatten kam vorbeigeflogen

- Wie eine Sturmeswolke. Wenn vom Bogen
Die Pfeile schwirren, bergen sich im Schrecken
Die Tauben zitternd unter Flügeldecken.
So lehnten aneinander diese beiden,
- 333 Als müssten sie Vernichtung nun erleiden. —
Da sieh: Hoch über allerhöchstem Gipfel
Erschien Merkur geflügelt, und vom Wipfel
Schoss schneller als ein Hagel er hernieder
Zum Rasengrund. Doch dann verschwand er wieder
Im Augenblick, nur dass sein Zauberstab
Ganz flüchtig einen Schlag der Erde gab.
Dann war er fort, eh noch die grünen Matten
Von seinem Zauber eine Ahnung hatten.
Und plötzlich tauchten weisse Schwäne leise
- 340 Empor und zogen die krystallinen Kreise,
Dass sie verwirrt den Blick gefangen nahmen.
Wie aus dem Nichts sie doch so plötzlich kamen,
Bis aus dem Rasen schwarze Stuten stiegen,
Zwei dunkle Schwingen ausgespannt zum Fliegen.
Da setzt auf eine sanft sein schönes Kind
Der Karerfürst; er aber zählt geschwind
Der andern Wildheit, und gleich Adlern tauchen
Sie in die Luft, wie Tropfen Tau verhauchen
Bei Phöbus' Kuss. Sie waren schnell gegangen
- 350 Fort von der Erde. — Ungesehn gelangen
Zu Wind und Wolken sie, und nur das Leben
Des freien Sangs darf über ihnen schweben.
Er darf zu folgen ihnen sich erdreisten.
Willst du, o Heimatmuse, mich begeistern?
Sieh, hier ist schwanke Luft; um mich zu halten
Muss ich der weiten Schwingen Macht entfalten;
Ich fürchte keine Weite, Tiefe, Höhe,

Wenn ich auch unter mir die Rosse sehe,
Die stolzen mit der trauervollen Fracht.
360 Wie trüg ich furchtlos der Gedanken Macht;
Ich müsste, deiner Hilfe bar, ermatten! —

Wie müde Dämmerung wirft die duftigen Schatten
Ein nahend Wunder schon voraus, so zittern
Die Flügelrosse, ihre Nüstern wittern
Zur Ferne hin, bis sie sich müde kehren
Und an dem eignen Feuer sich verzehren!

Wie Purpurnebel ballt sich's um die beiden,
Als hätte Zephyr gleich den Trauerweiden
Die Wolken um den blassen Mond geneigt. —
370 Es war der Schlaf; er wallt, das Haupt gebeugt,
Zum ersten Mal, seit ihn fast tot geboren
Die alte Nacht, liess träumerisch verloren
Zum ersten Mal er seine dunkle Zelle
Und fühlt zum ersten Mal des Tages Helle,
Weil in der Tiefe ihm ein Traum erschien:
Kühn sah er einen Jüngling aufwärts ziehn,
Der, eh die Fledermaus ihr Fell abstreift,
Bei Jovis Thron Unsterblichkeit ergreift,
Wie er sich Jovis Tochter darf vermählen
380 Und sich zum himmlischen Geschlechte zählen.
Nun wallt er schlummernd zu des Himmels Pforten,
Um eine Stunde an der Schwelle dorten
Den Hochzeitsmelodien zuzuhören
Und dann zu seinem Reiche heimzukehren.
Halblichter Nebel war ihm Lagerstätte,
Mit Rosen, Amethyst geziert sein Bette.
Die Augen, die hineinzudringen wagen,
Sie können keinen Augenblick ertragen

Den Anblick dieser ruhenden Gestalt.

390 Die beiden Reiter suchten mit Gewalt
Hineinzuschauen. So mag wohl einer streben,
Durch Uferweiden, die den Bach umgeben,
Im Wellenspiel den Silberaal zu schauen,
So sucht von Skiddaws Haupt, wenn Nebel brauen,
Die schleiergleich sein Felsenhaupt verstecken,
Im Thale man ein Hüttchen zu entdecken,
Ein Lieblingsdörfchen, ferne und verschwommen.

Und ob der Rosse Ursprung auch genommen
Vom ungestümen Erdenfeuer her,

400 So senken Ohren sie und Nüstern schwer;
Auf ödem Nebel breiten sie die Schwingen
Und lassen sich vom toten Schlaf bezwingen.
Auf ihrem Fittich, ausgespannt und weit,
Schläft auch Endymion und die holde Maid.
Sie segeln langsam, wie die Schollen ziehn
Auf ruhiger See; und sieh: ein Traum erschien
Dem trüben Wanderer: ihm deucht, er wandelt
Im Himmelssaal, und brüderlich verhandelt
Mit Göttern er. Aus seinen Händen gerne
410 Pickt Junos stolzer Vogel kleine Kerne.
Selbst Phöbus' goldner Bogen wird versucht.
Dann fragt er nach der Äpfel goldner Frucht,
Er wiegt auf seinem Arme Pallas' Schild,
Im Übermute ist er selbst gewillt
Des Jovis Blitz zu schleudern. Hebe bringt
Den vollen Becher, tanzt vor ihm und singt,
Und quält ihn lange, bis er endlich trinkt
Und glückverloren vor ihr niedersinkt,
Auf ihre Hand sich seine Lippen neigen.

- 420 Er bläst ein Horn — und sieh, in lustigem Reigen
Erscheinen oben die vier Jahreszeiten:
Der grüne Lenz, der reife Sommer leiten,
Der goldne Herbst, der weisse Winter schreiten
Zum Tanz, in dem sich luftige Horen schwingen.
Und unermüdet zu dem Reigen klingen
Des Hornes Töne. „Wem“, spricht er voll Staunen,
„Gehört dies Horn?“ und hört sie lächelnd raunen:
„Woher der Sterbliche? Kennst du denn nicht,
Selbst du nicht, deiner Herrin Angesicht?”
- 430 Dianas ist's. Dort steigt sie auf.“ Da kannt'
Er seine Göttin. — Fahr hin Meer und Land
Und Luft und Pein und aller Sorgen Chor;
Nur Liebe bleibt! Da springt er schnell empor
Und auf sie zu — und er erwacht. Doch oben
Sieht seltsam er, aus gleichem Duft gewoben,
Wach seinen Traum: Die Götter alle blicken
Ihn lächelnd an, und Hebe lacht mit Nicken,
Im Halbmond neigt sich Phöbe zu ihm nieder.
O Wirrsal! Neben sich auf dem Gefieder
- 440 Fühlt er — ach nur zu wach! — die weiche Hüfte
Der süssen Frau. Ha er, der in die Lüfte,
Zur Sonne schwebte, allzu kühn und stolz,
Fühlt, als das trügerische Wachs nun schmolz,
Sich nicht so sprachlos wie Endymion.
Sein Herz schlug nach dem angestammten Thron
Und trieb ihn zu der Schattenliebe hin.
O welch ein Zwiespalt! welch ein wirrer Sinn!
So schön sah er hier seinen Bettgenossen,
Dass er ihn küssen muss. Und doch zerflossen
- 450 War alle Schönheit, alles fortgeweht
Vor Phöbes goldnem Haar. Vergebung fleht

Er nun von ihr; doch ach, es kehrt sein Blick
Zur holden Schläferin nochmals zurück.
Im Schlummer drückt sie seine Hand, von neuem
Muss er sie küssen, mocht es ihn auch reuen.
Da weint der Schatten und zerfloss in Nichts.
Der Latmier sprang auf: „Göttin des Lichts!
Schau in mein Herz, ich schwöre beim Gewissen:
Es ist nicht falsch. Warum wird es zerrissen
460 Von der Verzweiflungsqual? O schöpfe ich
Nur Elend aus dem Born des Glücks für mich?“

Dies weckt die Fremde mit den dunkeln Locken.
Ihr Liebesblick macht alle Zweifel stocken
In seiner Brust. Schlaf gähnt von unten her.
„Du Gangesschwan, o lass uns niemals mehr
Die düstern Schatten sehn. Du scheinst zufrieden.
In Liebesmusse wähnst dich abgeschieden,
Träumst nicht, was uns bedroht, weisst nichts von Nöten,
Ha, sollte mein Verrat auch dich noch töten! —
470 Doch nein, du weinst, ach deine Seele weiss
Von Rache nichts, sie glühet voll und heiss
In Zärtlichkeit. Wär meine Liebe ganz!
Darf ich dir reichen aller Schönheit Kranz,
Selbst wenn ich wahr wie Unschuld sie empfände.
Wo kam die Seele mir, zu welchem Ende?
Sie scheint mein eigen nicht; ach von mir wich
Die eigne Leidenschaft, mein eignes Ich!
Das ist ein böses Ziel, worauf dies weist.
O Nemesis, ich fühle meinen Geist
480 Allein im Dunkeln hier, vergieb mir, Süsse,
Und lass uns fort!“ Da hoben ihre Füße

Die Rosse, schwangen sich in klare Luft
Und liessen hier den Schlaf im Nebelduft.

Des Abends letzter Gruss war schon verblasst
Und Hesperus warf langsam, sonder Hast
Zum Dämmerhimmel seinen Silberglanz,
Da sprengten diese durch der Sterne Kranz.
Die Eile hindert nicht, dass alle beide
In seltsam weicher Zwiesprach ewige Eide,
490 Voll Leidenschaft und heisser Inbrunst tauschen,
Dort unterm Sternendach beim Windesrauschen,
So unbekümmert, was noch mag geschehen,
Dass schwer es ist, in ihre Brust zu sehen;
Und ob sie lachten, weinten oder scherzten,
War's tolle Lust, war's Sorge, die sie schmerzten.

So flohn sie, bis durch dunkle Wolken bang
Mit einer Demantspitze Luna drang,
Nicht grösser als ein Stern, weit und entlegen,
Gleichwie das Spitzchen eines Elfendegen.
500 Sie hat sich nur gebeugt, den Fuss zu zieren,
Die silbernen Sandalen zuzuschnüren;
Dann steigt sie langsam auf zum Himmelsthron,
So schüchtern zart, als wär sie gern geflohn,
Indes der Karier zu der Maid sich wandte,
Ob wohl ihr dunkles Auge auch erkannte,
Der Schönen Aufgang? — Da, Verzweiflungspein!
Sah er den Leib im kalten Mondenschein
In Nichts vergehn. Er fasst nach ihrer Hand;
Doch hat sein Griff nur leere Luft umspannt,
510 Küsst sie und küsst die eigne Hand allein.
Ein wenig höher schwebte noch ihr Ross,
Bis habichtgleich es auf die Erde schoss.

Fern liegt ein Höhlenthor in düstern Schimmer,
Wo selbst die Forschbegier der Seele nimmer
Nach Rätseln ihres eignen Wesens spürt,
Wo ringsumher die Dunkelheit regiert
Und Gräber alter Schmerzen uns durchschauern.
Doch keine Stunde darf hier zögernd trauern,
Von neugebornem Schmerz wird sie besiegt,
520 Wo mancher giftige Pfeil durch's Dunkel fliegt.
Hier hat die würdige Heimat sich erkoren
Ein jedes Übel. Der sei noch geboren,
Der niemals diese Hölle hat gesehn!
Doch wenige wissen nur, wie still und schön
Der Schlaf in jener tiefen Höhle ist,
Wo man die Angst verliert, das Leid vergisst.
Wohl klopft der Sturm der Leiden an die Pforte,
Doch still und ruhig ist's an jenem Orte.
Von Schmerz umtobt, erklingt darinnen nur
530 Ein Ton, kaum laut genug, die Totenuhr
Am Sarg zu dämpfen. Niemand tritt hinein,
Der nach ihr strebt; nur plötzlich wird sie dein.
Wenn zu dem Dulder schon die Flamme dringt,
Ist sie ihm frei; aus einem Krüge trinkt
Er einen Zug von köstlichem Gemisch,
Selbst Semele schlürft nichts so kühl und frisch
In ihrer Muttersehnsucht. Selige Rast
Im Paradies, wo jede Blüte blasst,
Beredtest der ist, der am tiefsten schweigt,
540 Wo alles sich der Hoffnung feindlich zeigt,
Wo hellster Strahl in jenes Aug' sich giesst,
Das tief traumloser Schlaf am längsten schliesst!
O Geisterheim, o wunderreiche Seele,
Der es vergönnt, in einer solchen Höhle

Aus eigner Tiefe dir dein Selbst zu retten!
Heil Karier, nie seitdem des Leidens Ketten
Dich fest umschlangen, fühlst du solchen Frieden!
Der Ruhe Höhle wurde dir beschieden
Nach düstrem Streit. Ward er auch fortgetragen,
550 Sein Herz weilt dort; er brauchte nicht mehr zu klagen,
Er wusste nicht, wohin er vorwärts drang.
So glücklich war er, nicht Drommetenklang,
Kein Heroldsruf vom Ost kann ihn erschrecken,
Kann ihn aus festlich süßter Ruhe wecken.
Gereizt, unruhig stürmt sein Ross einher,
Den Tönen nach. Doch hob kein Zauber mehr
Endymions Haupt. Sonst müsste er gewahren
Den Himmelsfestzug, die beschwingten Scharen,
Denn silbern flog's vorbei und Stimmen klangen,
560 Die jauchzend ihren Gruss dem Wanderer sangen.
So schmettert's jubelnd in die klaren Lüfte.
Indes der helle Zug vorüberschiffte.

„Wer bliebe heute fern Dianas Feste?
Denn all des Tages goldene Paläste
Sind leer. O wer, wer bliebe heute gern
Dianas frohem Hochzeitstage fern?
Nicht Hesperus! Auf Silberflügeln schwingt
Er sich zum höchsten Himmel auf und singt,
Und fröhlich in die Hände klatscht der Stern! —
570 Sieh! Zephyrus und Flora zu uns lenken!
Ihr Zarten, die euch Tau und Regen tränken,
Der Rosen und Narcissen Spielkameraden,
Denkt, eh ihr kommt, die Körbe hoch zu laden,
Die ihr beim Fest verteilt,
Mit grünem Fenchel, Pinien, goldner Raute,

Akley und Krausemünz und Bohnenkraute,
Basilicum und sonnigem Thymian,
Bringt Blumen aller Reiche nur heran,
Im Morgentau gepflückt. O geht und eilet,
550 Dass ihr euch nicht verweilet.
Du Bruder in dem Kreis am Himmelszelt,
Aquarius! Dem Jupiter gesellt
Zwei lebend helle Ströme statt der Schwingen,
Lass deine fächergleichen Quellen springen,
Diana zu gewinnen!
O tau den Frost der klaren Lüfte los,
Zeig deine Schultern, silberweiss und blos,
Durch Wasserschwingen. Gieb noch hellre Pracht
Der Königin Aufgang in der Hochzeitsnacht.
590 Fort, fort von hinnen! —
Den Löwenstern hat Kastor schon gezähmt,
Und Pollux hat den wilden Bär beschämt,
Ein dritter kommt. Gleich ist auch er zur Stelle?
Wer eilt dort nieder mit des Adlers Schnelle?
Ein springender Kentaur!
Des Löwen Mähne sträubt sich; und der Bär
Schaut wild, und der Kentaur hebt die Wehr
Auf einen Feind. Es ragt in Himmelszelten
Der Bogen in das Blau. Man wird ihn schelten!
600 Auf Feindeslauer,
Statt dass er hört der Hochzeitsleier Grüsse! —
Andromeda! Was zögerst du o Süsse!
So schüchtern bei den Sternen? Komm und dränge
Dich zu uns her, um unsrer lichten Menge
Dich anzuschliessen.
Vor Jovis Antlitz beugt sich Danaes Sohn;
Er weint um dich und fleht zu Jovis Thron,

Entzaubert hat er Sanfte dich, befreit,
Auf immer Lieb und Leben dir geweiht.

610 Lass deine Thränen fliessen. —

Bei Daphnes Furcht — schaut her, Apollo naht! —“

Mehr hört Endymion nicht; zum Erdenpfad
Lenkt nun sein Ross, zum Bergesnebelhaupt.

Und da die Erde er berührt, da glaubt
Zu sterben er; doch rief er aus: „O würde
Ich sturmgetragen stets! Könnt ich die Bürde
Im Höllenschlunde bergen! Ihre Schrecken,
Sie segnet' ich, da sie die Unrast wecken,
Mich selbst zu unterjochen. Ihm allein,

620 Der jenseits Erdschranken lebt, sind Schein
Und Schatten Gram und Sorge. Ach nun sehe
Das Gras ich, fühl den Grund, auf dem ich stehe. —

Ha! ist das deine Stimme? — Liebste sprich:

Auf dies betaute Bett, wer führte dich?

Und durften wir uns zu der Erde kehren,

So wollen wir uns lieben und uns nähren

Von Waldesfrüchten; nimmer, nimmer gehen

Dorthin, wo Menschen ihre Heimat sehen.

Kein Schatten soll uns kränken. O Geschick!

630 Ein Labyrinth sucht meine Seele. Doch dein Blick,
Ja deine Schönheit tötet es in mir.

Wo schwandest du? Jetzt bleibe ich bei dir.

Hier möge unser Schicksal sich vollenden.

Ein Lämmchen opfre ich: Pan wird uns wenden

Zum Frieden und zur Liebe unser Leben

In Waldeswildnis. Einem Nichts ergeben

War ich und liebte, was ich nie gesehen,

Es war ein grosser Traum. So war's geschehen,
Dass ich vermessen gegen Himmel, Liebe
640 Und alle Elemente und die Triebe,
Die Menschen binden, und der Helden Grab,
Und Bach und Blumen aufgelehnt mich hab,
Und dass sich meine eigne Brust verschworen
Zu wider eignen Ruhm, den ich verloren!
Reumütig lehr ich Kindern mein Geschick.
Nie kosten Sterbliche das volle Glück,
Und wen sein Streben über Schranken führt,
Der darbt und stirbt. Dir Süsseste gebührt,
Dass ich hier knie; denn du machst mich frei.
650 Ich atmete zu dünne Luft. Vorbei
Sind Nebelbilder. Lebt wohl stille Zellen,
Ihr Luftgebilde und ihr Riesenwellen
Erträumter Meere. Nimmer, nimmer
Zieh'n luftige Stimmen mich zum fernen Schimmer
Gespenstischer und wirrer Wundermär!
Leb wohl geliebter Traum! Bist du auch leer,
Noch lieb ich dich. Mag uns die Stunde scheinen,
Wo in Elysium wir uns vereinen.
Hier kann ich dich nicht lieben. Darum richte
660 Ein Taubenopfer ich und süsse Früchte,
Die uns das Jahr gebiert. Dann scheinst du wieder
Auf mich und diese schöne Frau hernieder
Und segnest unser stilles Glück. Dir Gruss
Du Lotusblume! O ein Menschenkuss,
Ein Hauch des Atems, süsser Arme Last,
Warm wie ein Taubennest am Blütenast
Und warm von dem lebendig heissen Blute!
Wohin entwandst du? Nichts mehr — alles Gute
Besprechen wir — und niemals mehr von Träumen.

- 670 Wo suchen wir ein Heim uns? Unter Bäumen?
Am moosigen Hügel, wo ein Epheudach
Uns birgt, ist auch der Frühling noch nicht wach;
Wo Taxusbäume, die wir leicht durchstreifen,
Den Tau aus Scharlachbeerenkelchen träufen?
Wie würde dich ein solcher Ort beglücken:
Dämmerung der Liebe, licht genug, zu schmücken
Die zarten Glieder, die im Moos sich strecken.
Ein Schritt wird uns des Himmels Blau entdecken.
Ein andrer bringt dem tiefen Thal den Gruss,
680 Und durch die Bäume strömt ein kleiner Fluss
In vollem Mittagsgold und lichtem Schein.
In alten Stöcken fänd ich Honigseim
Und süsse Äpfel, die ich für dich pflückte,
Und Kressengrün, wonach sich niemand bückte,
Und Kräuter, wo nie Fohlenhufe streifen.
Vom Schilf der Syrinx schnitzte ich mir Pfeifen,
Auf dass dein Ohr mich stets zu finden wüsste,
Wenn in des Hauses Stille dich gelüste
Nach Liebestraum. O lass mich weiter wagen,
690 Von Freuden die ich suche dir zu sagen,
Denn noch hält das Vergangne mich. Den Bach,
Den du am meisten liebst, füll ich gemach
Mit Feenfischlein aus dem Bergesweiher.
Dann fütterst du sie aus des Eichhorns Scheuer,
Und Ambramuscheln streu ich in die Wellen
Und blaue Kiesel aus den Zauberquellen,
Um seine Ufer pflanz ich wilde Rosen;
Lass ihn mit leichten Geissblattranken kosen;
Dann will ich ihn durch grüne Wiesen treiben,
700 Der Liebe süsse Namen drauf zu schreiben.
Zu Vesta fleh ich kniend um ihr Feuer

- Und zu Apollo um die goldne Leier,
Bis mir Diana ihren Speer verspricht
Und Hesperus sein klares Silberlicht,
Dass ich dich Schöne sehe selbst zur Nacht.
Und eine Nachtigall sei dir gebracht,
Gezähmt von Flora. Quellengötter sollen
Dir Angelruten reinen Goldes zollen,
Die Schnur aus glänzenden Najadenhaaren.
710 Für deine Huld mag dich der Himmel wahren!
Dein moosiger Schemel sei mir ein Altar,
Da bring ich täglich dir Gebete dar.
Delphi sind deine Lippen; ihrem Zwange
Folgt jeder Schritt, die Farbe meiner Wange,
Der Stimme Zittern oder Festigkeit;
Drei höchste Freuden finde ich bereit:
Das süsse Licht, der Demantstrahl der Augen,
Die Leidenschaft, die Perlenknospen taugen
Zu höchstem Glück und auch zu tiefstem Leide.
720 Sprich: Bietet unsre Siedelei nicht Freude? —
Wär ich von Zweifeln frei!“

Umsonst sein Mühen,

- Den Dornenpfad mit eitlen Phantasieen
Sich zu entwirren, dass ihm Ruhe winkte.
Wenn auch in ihrem Auge Freude blinkte,
So weinte sie doch Thränen süsser Sorgen,
Und Antwort gab sie, wie der goldne Morgen
Aufstrahlend aus des Ostens Thälern steigt:
„Ob je das Zucken meines Herzens schweigt,
Der Liebe süsser Name je verklingt!
730 Geflügelter Tyrann, zur Erde zwingt
Dein Herrscherwort den Körper, zum Verfall.

- Von erster Jugend an fand Widerhall
Dein holder Name in der jungen Brust.
Dein dacht ich immer schon voll hoher Lust,
Und segnete die Sterne im Gebet,
Bist du nicht grausam? — all mein Sehnen flieht,
Dich mild zu sehn. Umsonst hab ich's gewollt!
Als Kind hört ich, du wärest Küssen hold,
Da hab ich Küsse leerer Luft gezollt,
740 Und bat sie innig um der Liebe Gaben.
Doch als ich fühlte, du seist hoch erhaben
Weit über Stolz und Unbeständigkeit,
Weit über Erdenglück und Lust und Leid,
Da war der warme Hauch, der Liebeskuss
Mir eine Ahnung und ein holder Gruss —
Da sank ich nieder, schmachete drei Nächte
Auf einem Blumenbett. Ihr milden Mächte,
That man mir unrecht nicht? Mein ganzes Leben,
Endymion, Teuerster, o könnt ich weben
750 Mir Lebenskränze aus den Phantasieen,
Du solltest einer sein! O bittres Mühen!
Ich kann dein Lieb nicht sein; ich bin verfemt,
Ich bin erschreckt, verstossen und gelähmt
Von der Gorgonen Wut, der Schreckensdinge.
Du fragtest zweimal mich, wohin ich ginge,
Frag mich nicht mehr. Ich kann nicht weiter sprechen;
Dein Lieb kann ich nicht sein. Wohl kann sich rächen
Das Schicksal, dem wir trotzen, und wir stürben
Im Kissetod — Gedanke voller Lust!
760 O schärfe meinen Hunger nicht. Die Brust
Mücht mir das Netz verderbter Lust umstricken.
Es soll nicht sein, nein segnend will ich blicken
Zum langen Lebewohl auf dich.“

Kein Wort

Erwidert er, in Lieb verloren fort
Ziehn beide nun durch's grüne Thal, vereint,
Wo jeder nur gezwungen glücklich scheint.
Sie sitzen nieder unterm Birkenbaum
Und sehn sich nicht. Ein jedes wie im Traum
Starrt auf der welken Blätter braunen Kreis.

770 Unglücklicher Endymion! Ja ich weiss,
Wie es mich schmerzt, dich so bedrückt zu schaun
Der du im Himmel eben warst. Doch traun:
Ein Erstlingssang muss wahre Töne bringen.
Dein Bruder, auf der Laute will ich singen.
Du wirst mir helfen. Halfst du mir nicht schon,
Du hoher Fürst auf mondbestrahltm Thron?
Vor tausend Jahren hat dein Glück begonnen,
Und doch hat mir's oft Thränen abgewonnen,
Als wärst du Jäger noch, den ich beklage, —
780 Und ich vergass den Schluss der alten Sage.

Von toten Blättern hob er nicht den Blick,
An Freude bar. Doch streift sein Geist zurück,
Wo ihm nie welker Amarant sich beut:
Zum alten Garten seiner Kinderzeit:
Ganz nahe bei ist's, wo das Flösschen schäumt,
An dessen Ufern er zuerst geträumt.
Und in des Stammes Rinde, der ihn stützt,
Hat er die Mondessichel eingeritzt
Und kleine Sterne drum. Der Baum im Sprossen
790 Hat grün und gross die Zeichen aufgeschlossen,
Sie nicht verwischt. Kein steiler Abhang ragt,
Wo er die Antilope nicht gejagt,

Kein Baum, wo er, wenn ihn der Schatten kühlte,
Nicht mit den zahmen Leoparden spielte,
Kein leichter Pfeil, kein Wurfspiess trifft das Ziel,
Wohin der seine nicht schon einmal fiel.
Doch er, er wusste es nicht.

Verriet sie ihn?

Ein Lächeln in der Herrin Auge schien,
Ein Hohn dem Kummer? Doch er sieht sie nicht.
800 Wer aber blickt auf ihn? Die Schwester kommt?
Päona aus dem Wald! — Ob es ihr frommt —
Unmöglich — wie sie innig sich umarmen!
Das macht der Herrin lächeln und erwarmen
Und nicht Verrat.

„Geliebter Bruder mein,

Wein' nicht, Endymion. Kannst du traurig sein,
Wenn helle Freude durch ganz Latmos zittert?
O dank den Göttern, schau nicht so erbittert.
O sprich ein Wort und seufze nun nicht mehr,
Ich kann nicht glauben, dass dein Gram so schwer,
810 Dass du zu meinem Kusse dich geflüchtet.
Gewiss, es hat den Schmerz in dir vernichtet:
Hältst du die schönste Frau doch an der Hand,
Seid glücklich beide! Schmücken soll ein Band
Von Herbstesblumen eure Stirn als Krone,
Dich ruft, Endymion, zurück zum Throne
Pans hoher Priester. Du sollst, Schönste, bald
Uns Königin sein. Welch traurige Gewalt
Zwingt euch so trüb zu sein und so zu weinen?
Seid ihr zu glücklich selbst, um froh zu scheinen?
820 O denk, wie früher wären diese Stunden.
Sei frohen Muts. als wärest du nie verschwunden;
Woher du kommst, das soll dich niemand fragen,

Als Götter sollt ihr uns vom Throne ragen.
Ich selbst will einen Mond nicht in dich dringen,
Dass du mir sagst, wie dir die Tage gingen,
Seit ich in meiner Laube dich bewacht.
O Hermes, heut noch steigt in dieser Nacht
Zu Cynthia unser heisses Dankesflehen.
Wahrsager haben gestern Nacht gesehen
830 Aus günstigen Zeichen, wie die Weisen sprechen:
Es soll das Wohl der Hirten nie zerbrechen,
Nie das der Herden. Und noch weitres spricht
Mit sanfter Lehre Lunas Angesicht.
Drum hört ihr, wie die Abendsänge schallen.
Von fern und nah ruft's unsern Freunden allen.
Gar viele haben deinen Tod besungen.
Und andre tragen noch die Stirn umschlungen
Mit der Cypresse wie zum Opferfeste.
Lehr unsre Mädchen deiner Lieder beste,
840 Und pflück die Sorgen von der Jäger Brauen.
Sprich Königin du! Dir wird er ja vertrauen.
Wie kann ich ihm die rechte Freude geben?
Er schaut auf dich, als hättest du sein Leben
Göttlich vergiftet. Hilf, ich bitte dich,
Endymion zu locken. Bruder sprich:
Was fehlt dir?“ Er ertrug nicht ihre Thräne,
Er spannt die Seele gleich des Bogens Sehne,
Zwang sich zur Ruhe und sprach dann bereit:
„Du solltest, einzige Freundin, süsse Maid,
850 Du, die mich einzig sucht, es wohl erkennen,
Dass jene Täuschung, die sie Freude nennen,
Den Menschen wohl als wahre Freude gilt.
Doch giebt es höhere. Ich verlör ihr Bild,
Wenn ich hier eine Erdenkrone trage.

Seit ich zuletzt dich sah, wacht' lange Tage
Und Nächte ich, bis mir zum Lohn zuletzt
Die durstigen Lippen Himmelstrank genetzt.
Lass dir genügen, dass mir Glück beschert,
Mehr als der Sterblichkeit es je gewährt.

560 Ein junger Eremit in moosiger Zelle,
Leb ich und öffne dir allein die Quelle
Der Wunder, die ich dir will prophezeihn.
Durch mich soll unser Hirtenreich gedeihn;
Denn deinem Mund will ich sein Wohl vertrauen.
Und diese Maid, sie soll als Schwester schauen
Auf dich, um meinetwillen mit dir gehen,
Doch du nur kommst zu mir. Ich muss gestehen,
Wohl klingt es seltsam. Doch wenn, liebstes Kind,
Mein wahres Glück du sehen willst, so rinnt

870 Dir keine Perle über deine Wangen.
Wirst du, Geliebteste! auch ohne Bangen
Mit ihr ihr einer Schwester Liebe zeigen?“
Wie wer geneigt, sich dem Geschick zu neigen,
So sprach ergeben sanft die Unbekannte:
„Klang mir im Ohr nicht ein Gerücht, das nannte
Dianas Fest? — O hab ich wahr gehört,
Wohl denn, so sehe ich: Zeus' Sorge kehrt.
Zu jedem zarten, kleinen Vogel sich.
Lang sucht' ich Ruhe; und nun finde ich

580 Sie unverhofft, wie ich sie finden musste,
So ganz nach meinem Herzen! Ja, ich wusste:
Es wär ein leerer Platz mir aufbehalten,
Und dort soll nun die reine Keuschheit walten
Und einsam nächtlich mich zum Schlummer mahnen.
Mit keuscher Lippe weih ich mich Dianen.
Mit deiner Hilfe, gütigste der Frauen,•

Werd ich mich in der Zahl der Schwestern schauen,
In ihrem Heiligtume, noch vor morgen.“

So wie ein Träumer, der die eignen Sorgen
890 Sich selbst erschafft, so fühlten diese bang,
Wie einer, der in Folgezeiten lang
Vor Luzifer gekniet und ewig schmachten
Nach Schlummer muss. Wie wenn in tiefen Schachten
Den Schläfer Freunde treffen und nicht kennen,
So müht sich jeder eifrig, sich zu nennen
Gedanken, Dinge, die ihm Furcht erregen,
Die böse Krankheit sänftlich noch zu pflegen,
Als wär's ein Ding, mit Ja und Nein beendet
Wie Weiberklatsch. Doch war ihr Geist verblindet,
900 Sie waren alle Träumer, bis zuletzt
Endymion sprach: „Es ist nun festgesetzt.
Warum noch stehn? Lebt wohl nun alle beide.“
Die Mädchen schauten auf in wildem Leide
Und gingen fort. Es folgt' mit heisser Pein
Sein Auge nach, bis ein Cypressenhain
Im Augenblick in seinem dunklen Schlunde
Von ihnen jede Spur und jede Kunde
Verwischen wollt'. „Bleibt“, rief er aus, „o bleibt!
O wendet euch; ein einzig Wort! Mich treibt
910 Der Wunsch, noch einmal Mädchen, dich, zu sehen,
Ich kann nicht anders, muss darauf bestehen.
Päona komme Hand in Hand mit ihr
In stiller Stunde in den Hain zu mir,
Bei Lunas Tempel. Ich bin an dem Ort
Beim ersten Abendrot.“ — Dann sind sie fort.
„Noch einmal, einmal noch!“ Die Hände presst
Er heftig auf das heisse Antlitz fest.

Auf moosigen Hügel legt' er drauf sein Haupt
Und blieb so still, dass man ihn tot geglaubt
920 Den ganzen Tag. Und nur von Zeit zu Zeit
Hob spärlich er den Blick und sah, wie weit
Die Schatten müd den trägen Stunden wichen,
Bis dann der Pappeln Gipfel endlich strichen
Bis an des Baches Rand. Da stand er auf
Und wandelt langsam mit des Baches Lauf
Dem Waldestempel zu, indem er klagt:
„Warum der goldne Abend? Zephyr wagt
Kaum zu beschleunigen eines Blattes Fall,
Eh nicht der Herrscher dieses lichten All
930 Sein sommerliches Haupt zum Westen senkt.
Noch hab' ich Atem, Sprache; Eile drängt,
Und doch muss ich beim Untergang erneuen
Mein letztes Lebewohl. Die Nacht wird streuen
Myriaden Blätter auf das Gras umher.
Ich sterb mit ihnen. Nein, es'ist nicht schwer
So mit dem Sommer auf der Flur zu sterben.
Warum musst ich als Schmetterling auch werben,
Mich Herrn der Blumen, Kränze, Töne glauben,
Der Haine, Wiesen und der Rosenlauben?
940 Es stirbt mein Reich, und so ist es gerecht:
Ich sterbe mit. Es stünde mir wohl schlecht,
Wenn ich's als Sorge, Gram und Schmerz beweint.
Was klag ich nur? O nein, bei Titans Feind,
Man dient mir recht!“ Und fast mit Freudigkeit
Schrift leicht er hin und schien zum Tod bereit.
Er lacht zum Fluss, zur Sonne auf, als höhnt'
Er sie im Scherz. Noch war dies nicht vertönt
Vor der Natur ernstheiligem Angesicht,
Als ihm der Hain erschien im Abendlicht;

- 950 Und gleich ernüchtert und besänftigt wagt
Sein Fuss ihn zu betreten. „Ha, ich sagt':
„Der Schmetterlinge Herr'. Bei diesem Ort,
Bei Rhadamanthus' altem Schicksalswort,
Der heiligen Dämmerung und dem stillen Thal,
Dem Staub, für den Prometheus Leben stahl,
Bei Alt-Saturnus Locke, bei dem Haupt,
Das ewiger Schrecken bannt: ich hab geglaubt
Von Kindheit an, nur um das Licht zu werben.
Nun so verstossen und verloren sterben,
- 960 O sicher, das muss zur Verzweiflung bringen
Den Sterblichen.“ Und innerlich ob Dingen,
Für die man keine Worte findet, denkt
Er tief und tiefer nach, bis er versenkt
Sich jenseits findet aller Laute Reich.
Er hört nicht Cynthias Chor, wenn auch Gesträuch
Und Dickicht nicht den Abendhymnus hemmt,
Der ferne Ton, jetzt voll und ungedämmt,
Durch Waldesäste bricht, die ihn umfächeln.
Er sieht die Mädchen nicht und nicht ihr Lächeln,
- 970 Blass wie die Primel, die der Lenz sich bricht
Zur Nacht mit kalter Hand. „Unseliger“, spricht
Päona, „sieh, sieh, Bruder, hier uns stehen.
Ach wolltest du uns auf der Bahre sehen?“
Er küsste sie, drückt' seiner Herrin Hand
Und sprach: „O Schwester, dürfte ich das Band
Loslösen von dem traurigen Geschick!“
Die dunkeläugige Fremde stand zurück.
Nun sprach sie mit so seltsam süssen Laut,
Dass sie Endymion voll Staunen schaut:
- 980 „Du sollst bei Eros Tauben, Liebster, musst,
Und bei der Lilien-Unschuld meiner Brust!“

Und wie sie sprach, kam in ihr Angesicht,
Gleichwie von Silber widerstrahlt, ein Licht.
Ihr langes, dunkelschwarzes Haar entfaltet
Sich golden, und ein hellrer Tag gestaltet
Sich in des Auges blauem Dämmerflor.
Da schaut er Phöbe. Und sie hob empor
Den lichten Bogen und sie sprach: „Wie trüb
War all die lange Zögerung, mein Lieb.

- 990 Erst hat mich Furcht, dann Schicksalsspruch gebannt.
Beschlossen ward: Du sollst vom Erdenstand
Durch hohe Wandelung vergeistet sein.
Wir ziehn, Päona, oft durch diesen Hain.
Auf diesen Wegen triffst du uns. Sie sind
Dir sicher wie die Wiege einem Kind.“
Und Cynthia drückt Päona einen Kuss
Auf ihre Stirn als schönsten Abschiedsgruss.
Ihr Bruder küsst sie auch, kniet selig dann
Vor seine Göttin, die er sich gewann.
1000 Sie reicht ihm ihre Hände, eh dreimal
Die flüchtigsten der Küsse er ihr stahl,
Entschwanden sie —. Päona lenkt die Schritte
Voll Staunen heim durch dunkler Wälder Mitte.
-

II.

L a m i a.

I. Teil.

Zu einer Zeit, eh noch das Volk der Feen
Satyrn und Nymphen trieb aus Wald und Seen,
Eh König Oberons Haupt, das taubekränzte,
Und sein Gewand, das von Juwelen glänzte,
Faun und Dryade zwang, erschreckt zu weichen
Aus Schilf und Farrn und ihren Blumenreichen,
Verliess der immer liebende Merkur
Den goldnen Thron auf einer Liebesspur.
Weg vom Olympos stahl er sich behend,
10 Durch Wolken von Zeus' Angesicht getrennt,
Als ob er so sich ihm zu bergen wüsste,
Und eilt in einen Hain an Kretas Küste.
Dort wohnte auf dem heiligen Inselland
Die Nymphe, die der Satyrn Herzen band,
Der die Tritonen ihre Perlen brachten,
Die anzubeten, sie am Lande schmachten;
Und bei dem Quell, wo sie zu baden pflegte,
Und auf den Wiesen, wo sie Ruhe hegte,
Da sah man reiche Gaben hingestreut,
20 Wie sie das Füllhorn Phantasie nur beut.
„O welche Welt von Liebe ihr zu Füßen!“
So dachte Hermes, und wie Liebesgrüssen

Und wie sie sprach, kam in ihr Angesicht,
Gleichwie von Silber widerstrahlt, ein Licht.
Ihr langes, dunkelschwarzes Haar entfaltet
Sich golden, und ein hellrer Tag gestaltet
Sich in des Auges blauem Dämmerflor.
Da schaut er Phöbe. Und sie hob empor
Den lichten Bogen und sie sprach: „Wie trüb
War all die lange Zögerung, mein Lieb.

- 990 Erst hat mich Furcht, dann Schicksalsspruch gebannt.
Beschlossen ward: Du sollst vom Erdenstand
Durch hohe Wandelung vergeistert sein.
Wir ziehn, Päona, oft durch diesen Hain.
Auf diesen Wegen triffst du uns. Sie sind
Dir sicher wie die Wiege einem Kind.“
Und Cynthia drückt Päona einen Kuss
Auf ihre Stirn als schönsten Abschiedsgruss.
Ihr Bruder küsst sie auch, kniet selig dann
Vor seine Göttin, die er sich gewann.
- 1000 Sie reicht ihm ihre Hände, eh dreimal
Die flüchtigsten der Küsse er ihr stahl,
Entschwanden sie —. Päona lenkt die Schritte
Voll Staunen heim durch dunkler Wälder Mitte.
-

II.

Lamia.

I. Teil.

Zu einer Zeit, eh noch das Volk der Feen
Satyrn und Nymphen trieb aus Wald und Seen,
Eh König Oberons Haupt, das taubekränzte,
Und sein Gewand, das von Juwelen glänzte,
Faun und Dryade zwang, erschreckt zu weichen
Aus Schilf und Farrn und ihren Blumenreichen,
Verliess der immer liebende Merkur
Den goldnen Thron auf einer Liebesspur.
Weg vom Olympos stahl er sich behend,
10 Durch Wolken von Zeus' Angesicht getrennt,
Als ob er so sich ihm zu bergen wüsste,
Und eilt in einen Hain an Kretas Küste.
Dort wohnte auf dem heiligen Inselland
Die Nymphe, die der Satyrn Herzen band,
Der die Tritonen ihre Perlen brachten,
Die anzubeten, sie am Lande schmachten;
Und bei dem Quell, wo sie zu baden pflegte,
Und auf den Wiesen, wo sie Ruhe hegte,
Da sah man reiche Gaben hingestreut,
20 Wie sie das Füllhorn Phantasie nur beut.
„O welche Welt von Liebe ihr zu Füßen!“
So dachte Hermes, und wie Liebesgrüssen

Nimm, was als höchste Freude dir mag taugen,
Sagst du mir, wo sie lebt, an welchem Ort
Sich meine Nymphe birgt.“ — „Ich hab dein Wort,
Besiegle mir mit einem Schwur die Gabe.“

„Ich schwöre“, sprach er, „bei dem Schlangenstabe,
90 Bei deinen Augen, deinem Sternenkranze!“

Leicht klang sein ernstes Wort bei luftigem Blütentanze.
Worauf die Schillernde das Wort ergreift:
„Du leicht Erregter! Deine Nymphe streift
Unsichtbar frei umher gleichwie die Luft
Durch dornenloser Wildnis süßen Duft.
Ihr zarter Fuss drückt unsichtbare Spuren
Auf Gras und holde Blumen auf den Fluren;
Und unsichtbar von grünem Zweige pflückt
Die Früchte sie und badet unerblickt.

100 Ich hüllte ihre Schönheit in die Falten,
Sie unbeleidigt, unversehrt zu halten
Vor unliebsamer Augen Liebesblicken,
In die sich Satyr, Faun, Silen verstricken.
Ganz blass ward ihre holde Göttlichkeit
Von aller der Verliebten Weh und Leid.
Sie jammert' mich. Da hiess ich sie, ihr Haar
In Zaubersäfte tauchen, unsichtbar
Sollt ihre Schönheit sein; doch könnte frei
Sie wandernd streifen, wie ihr Wunsch es sei.

110 Du Hermes, du allein, du sollst sie schauen,
Darf ich auf deinen Eid nur sicher bauen.“
Noch einmal hat der Gott es ihr geschworen;
Wie lieblich, psaltergleich erklang den Ohren
Der Schlange nun, was sie sich auserkoren.
Entzückt hob sie ihr Haupt, der Kirke gleich,
Und lebhaft glühend sprach sie schnell und weich:

- „Ich war ein Weib; o gieb wie einst mir wieder
Die liebliche Gestalt, die holden Glieder.
Ich liebe einen Jüngling von Korinth.
120 Führe mich im Frauenleib zu ihm geschwind.
Neig Hermes dich zu meines Atems Wehen
Und gleich sollst du die holde Nymphe sehen.“
Es schloss der Gott den Fittig, ihr zu nahn,
Sie hauchte seine Augen an — da sahn
Die Nymphe lächelnd sie auf grünem Plan.
Es war kein Traum, doch Traum magst du es nennen.
Wirklich sind Götterträume, und sie kennen
Die Freuden nur als langen ewigen Traum.
Ein warm erspähter Augenblick war's kaum,
130 Dass glühend ihn der Nymphe Schönheit bannte.
Dann leicht auf ungebeugten Halmen wandte
Er sich zur Schlange, ihr mit linden Händen
Des Stabs erprobten Zauber zuzuwenden.
Als dies geschehen war, kehrt schnell sein Blick
Zur Nymphe, seliger Thränen voll, zurück.
Er trat zu ihr. Wie letzter Mondenschimmer
Welkt schauernd sie vor ihm und konnte nimmer
Ihr Schluchzen bergen, wie sich Blumen schliessen,
Wenn sie des Abends letzte Strahlen grüssen.
140 Doch als der Gott die kalte Hand umschloss,
Fühlt sie die Wärme, öffnet weit und gross
Den Blick; wie Blumen bei der Biene Sang
Gab sie erblühend Honig ihm zum Dank.
Schon flohen sie auf dunklen Waldeswegen,
Nicht blass, wie Sterblichliebende wohl pflegen.

Allein gelassen, fing die Schlange an
Sich zu verwandeln. Wild und stürmisch rann

- Ihr Blut; es schäumt der Mund; das Gras, besprengt
Mit giftig süßem Tau, welkt wie versengt.
- 150 Die Augen schauen qualvoll weit das Wunder,
Verglast und heiss. Die Wimper, dürr wie Zunder,
Blitzt Phosphor auf, von Thränen nicht gekühlt,
Indes der Leib in Flammenfarben spielt
Und sie sich windend blutige Schmerzen fühlt.
Ein tiefes Schwefelgelb nimmt bald die Stelle
Von ihres Leibs anmutiger Mondeshelle,
Das, wie die Lava das Gefild verheert,
Den lichten Silberpanzer ganz zerstört,
Und was an Streifen und an Flecken funkelt,
- 160 Und ihre Monde, Sterne ganz verdunkelt,
Dass sie in kurzer Zeit entkleidet ist
Von allem Saphir, Gold und Amethyst
Und rotem Silber; von dem prächtigen Kleid
Bleibt bald nichts mehr als Schmerz und Hässlichkeit.
Noch schien die Krone; doch auch sie verschwand.
Als sie geschmolzen war, da plötzlich fand
Sich nur ein weicher Laut noch in der Luft,
Der „Lycius, holder Lycius“ schmachtend ruft.
Auch dieser löst sich, mit dem Nebel steigend,
- 170 Und Kretas Wälder blieben stumm und schweigend.

Wohin floh Lamia nun, ein stolzes Weib,
Mit neugebornem, herrlich schönem Leib?
Sie floh in jenes Thal, das man durchschreitet,
Wenn nach Korinth von Kenchreä man reitet.
Am Fuss der wilden Hügel wollt' sie rasten,
Wo laut Peräas Bäche niederhasten,
Bei jenem Riff, das seinen öden Nacken
Südwestlich mit den neblig wilden Zacken

Bis nach Kleonä streckt. Dort macht sie Halt;
180 Gleichwie ein flügger Vogel in dem Wald
Lehnt sie am Hang, wo sie von moosiger Matte
Ihr Bild im klaren Teich erspähet hatte,
Zu sehen, wie sie aller Qual entrissen.
Indessen flattert ihr Gewand gleich den Narzissen.

Glückseliger Lycius, eine Maid war sie,
Es flocht die Flechten eine Schönre nie
Und breitet ihr Gewand errötend bang
Auf blumiger Frühlingsau zum Liederklang,
Mit jungfraureinen Lippen, doch gelehrt
190 In Liebeskunst, die heiss das Herz verzehrt;
Kaum eine Stunde alt, kann sie erkennen,
Wie man die Nachbarn Schmerz und Lust muss trennen,
Die eigensinnigen Grenzen richtig stellen,
Zusammenhang und Wechsel muss erhellen,
Mit sicherer Kunst ihr Chaos muss vermeiden
Und ihre dunkelsten Atome scheiden,
Als hätt' in Amors Schule sie gesessen,
Ein lieblicher Scholar, und selbstvergessen
In müssigem Schmachten dort den Kursus durchgemessen.

200 Warum das holde Wesen gleich den Feen
Am Wege harrete, werden wir nun sehen.
Erst sei gesagt, wie sie so eingeschlossen
Als Schlange Freiheit doch im Traum genossen,
Wie sie gelauscht seltsamen, prächtigen Dingen.
Wohin sie wollte, durft' ihr Geist sich schwingen,
Ob fern sie zu Elysium hingeflogen,
Ob dort, wo Nereiden durch die Wogen
Zu Thetis' Haus auf Perlenstufen zogen,
Ob dort, wo Bacchus seinen Becher leerte,

- 210 Wo ihm die harzige Fichte Rast gewährte,
Wo Plutos fürstlich stolze Gärten schimmern,
Fernhin Hephästos' Säulenreihen flimmern.
Gern mochte sie sich auch zu Städten wenden,
An prächtigen Festen sich im Traum zu blenden.
Als so ihr Traum sich einst zu Menschen senkte,
Ersah sie Lycius von Korinth; er lenkte
Als erster einer neidischen Schar den Wagen.
Gleich Zeus sah sie ihn ruhigen Blickes ragen
Und fühlt ihr Herz ohnmächtige Glut verwirren. —
- 220 Im Abendschimmer, wenn die Mücken schwirren,
Kehrt er — das wusste sie — heim nach Korinth
Vom Meeresstrand. Erfrischend blies der Wind
Von Osten her. Sein stolzes Schiff am Ziel
Rieb an dem Landungsstein den ehernen Kiel,
In Kenchreä, wo von Äginas Strand
Es jüngst geankert. Ein Gelübde band
Ihn, Zeus zu opfern. dessen Tempel dorten
Auf Blut und Weihrauch harrt mit hohen Marmorpforten.
Zeus hörte ihn und läutert sein Begehren.
- 230 Aus einer Grille wollt er heimwärts kehren
Getrennt von den Gefährten, ohne Zaudern,
Vielleicht ermüdet durch ihr müßig Plaudern.
Gedankenlos sah man ihn anfangs ziehn,
Doch ehe noch der Abendstern erschien,
War er dort, wo Vernunft das Feld muss räumen
Dem sanften Zwielficht, Platos hohen Träumen.
Und Lamia sah ihn nah und näher kommen.
Er ging vorbei, von Gleichmut eingenommen.
Mit den Sandalen schleift er still das Gras;
- 240 Sie stand so nah, doch ungesehn. Fürbass
Schritt er, den die Mysterien so erfüllen,

- Dass sie ein Mantel seinen Geist umhüllen.
Ihr Blick folgt seinem Schritt, sie beugt zum Gruss
Den königlichen Nacken: „Lycius“,
Sprach sie, „du lässt mich auf den Bergen hier?
Schau rückwärts, Lycius, zeige Mitleid mir.“
Er that's; doch nicht wie jemand, der erschrickt,
Nein, wie auf Eurydike Orpheus blickt.
So köstlich drang zu ihm der Worte Klang;
250 Als liebt' er sie schon einen Sommer lang.
Es sog sein Auge ihre Schönheit ein
Und liess im Zauberkelch kein Tröpflein.
Doch blieb der Kelch gefüllt. Er war erschreckt,
Dass sie verschwände, ehe er entdeckt,
Wie er so heisse Liebe ihr wollt' bringen.
Sie sah mit züchtigem Blick die Fessel ihn umschlingen.
„Dich lassen? Rückwärts schauen? Göttin sieh,
Mein Blick kann sich nicht wenden, lässt dich nie.
Hab Mitleid, lass dies Herz nicht ganz verderben;
260 Denn schwindest du vor mir, so muss ich sterben.
Bleib! Bist du eine Nymphe aus den Wellen?
Gehorchen deinen Wünschen lichte Quellen?
Gehorchen grüne Wälder deinen Winken?
Lass sie allein die Morgennebel trinken.
Stiegst du herab als eine der Plejaden,
So magst du eine deiner Schwestern laden,
Dass sie die Melodie der Sphären halte.
Wie süß in die entzückten Ohren schallte
Dein holder Gruss. O würdest du mir schwinden,
270 So muss Erinnerung mich als Schatten finden.
Aus Mitleid schmilz nicht hin.“ „Und sollt ich bleiben“,
Sprach sie, „am Erdenstaub die Füße reiben,
Die selbst die rauhen Blumen nicht vertragen?

- Und wie sie sprach, kam in ihr Angesicht,
Gleichwie von Silber widerstrahlt, ein Licht.
Ihr langes, dunkelschwarzes Haar entfaltet
Sich golden, und ein hellrer Tag gestaltet
Sich in des Auges blauem Dämmerflor.
Da schaut er Phöbe. Und sie hob empor
Den lichten Bogen und sie sprach: „Wie trüb
War all die lange Zögerung, mein Lieb.
- 990 Erst hat mich Furcht, dann Schicksalsspruch gebannt.
Beschlossen ward: Du sollst vom Erdenstand
Durch hohe Wandelung vergeistert sein.
Wir ziehn, Päona, oft durch diesen Hain.
Auf diesen Wegen triffst du uns. Sie sind
Dir sicher wie die Wiege einem Kind.“
Und Cynthia drückt Päona einen Kuss
Auf ihre Stirn als schönsten Abschiedsgruss.
Ihr Bruder küsst sie auch, kniet selig dann
Vor seine Göttin, die er sich gewann.
- 1000 Sie reicht ihm ihre Hände, eh dreimal
Die flüchtigsten der Küsse er ihr stahl,
Entschwanden sie —. Päona lenkt die Schritte
Voll Staunen heim durch dunkler Wälder Mitte.
-

II.

Lamia.

I. Teil.

Zu einer Zeit, eh noch das Volk der Feen
Satyrn und Nymphen trieb aus Wald und Seen,
Eh König Oberons Haupt, das taubekränzte,
Und sein Gewand, das von Juwelen glänzte,
Faun und Dryade zwang, erschreckt zu weichen
Aus Schilf und Farrn und ihren Blumenreichen,
Verliess der immer liebende Merkur
Den goldnen Thron auf einer Liebesspur.
Weg vom Olympos stahl er sich behend,
10 Durch Wolken von Zeus' Angesicht getrennt,
Als ob er so sich ihm zu bergen wüsste,
Und eilt in einen Hain an Kretas Küste.
Dort wohnte auf dem heiligen Inselland
Die Nymphe, die der Satyrn Herzen band,
Der die Tritonen ihre Perlen brachten,
Die anzubeten, sie am Lande schmachten;
Und bei dem Quell, wo sie zu baden pflegte,
Und auf den Wiesen, wo sie Ruhe hegte,
Da sah man reiche Gaben hingestreut,
20 Wie sie das Füllhorn Phantasie nur beut.
„O welche Welt von Liebe ihr zu Füßen!“
So dachte Hermes, und wie Liebesgrüssen

Mit Ehrfurcht nur, wie Schönheit sie erteilt,
Die wohl verwundet, doch zugleich auch heilt,

340 Erwidert er beredt das Wort; verknüpft
Mit einem Seufzer es, der ihm entschlüpft,
Und weist dann auf Korinth und fragt die Süsse,
Ob es zu weit für ihre zarten Füße.
Der Weg war kurz; denn Lamias grosse Eile
Verkürzt' mit einem Zauberwort die Meile
Zu wenig Schritten; Lycius ganz verblendet
Merkt' nichts, so sehr war er ihr zugewendet.
Geräuschlos kamen sie am Thore an,
Er weiss nicht wie, und dachte nicht daran.

350 So wie im Traume Menschen reden, schallen
Die Stimmen durch Korinthus Säulenhallen,
Durch Tempel, volksbewegte Gassen, laut,
Dem Wetter gleich, das in der Ferne braut,
Zur Nacht, die über Türmen hoch sich breitet;
Denn Frau und Männer, Reich und Arm, es schreitet
Auf weissem Pflaster, schlüpfend die Sandalen,
Begleitet und allein. Allmählich stahlen
Sich Lichter schon hervor von reichen Festen,
Ihr Schatten huscht' auf Mauern und Palästen,
360 Hier tanzend, dort gedrängt in düstern Ecken,
Wo weite Bogen Säulen überdecken.

Sein Antlitz bergend, Freundesgruss zu meiden,
Drückt er die Hand ihr, als erschaut von beiden
Kahlhäuptig, scharfen Blicks, mit grauem Bart
Im Philosophenkleid ein Alter ward.
Lycius hüllt sich, da sie vorübergingen,
Noch fester ein und eilt gleichwie mit Schwingen,
Und Lamia zittert. „Ach“, sprach er voll Trauern,

„Warum mein Lieb seh ich dich so erschauern?
370 Warum ist deine Hand so feucht und heiss?“
„Müd' bin ich“, sprach sie, „wer ist jener Greis?
Ich kann mich nicht erinnern, sein Gesicht
Gesehn zu haben. Warum willst du nicht,
Dass dich sein Blick erreicht?“ Und er sprach leise:
„'s ist Apollonius, der treue Weise,
Mein guter Lehrer; doch er scheint heut Nacht
Der Thorheit Geist mir, der mein Glück verlacht.“

Da er noch sprach, erreichten sie ein Thor,
Aus hohen Säulenbogen schaut es vor,
380 Wo einer Silberlampe Phosphorlicht
Sich an den glatten Marmorstufen bricht,
Mild wie ein Stern im Wasser; denn so rein
Und unbefleckt war noch der Marmorstein,
So leuchtend klar in dem Krystall verfiessen
Die dunkeln Adern, dass nur Feenfüssen
Zum Tritt er dient. Mit Harfentönen regten
Sich jetzt die Angeln, die das Thor bewegten;
Es liess sie weit zur fremden Stätte ein,
Fremd allen ausser diesen zwei allein
390 Und einigen stummen Persern, die dies Jahr
Am Markt sich zeigten, aber niemand war,
Der ihre Wohnung wusst. Wen Neugier plagte,
Der ward genarrt, wenn er zu folgen wagte.
Der leichtbeschwingte Vers nur darf es sagen,
Um Wahrheit willen künftige Leiden klagen.
Wohl gab es Herzen, die sie gerne liessen
Vor der geschäftigen Welt Unglauben sich verschliessen.

Nimm, was als höchste Freude dir mag taugen,
Sagst du mir, wo sie lebt, an welchem Ort
Sich meine Nymphe birgt.“ — „Ich hab dein Wort,
Besiegle mir mit einem Schwur die Gabe.“

„Ich schwöre“, sprach er, „bei dem Schlangenstabe,
90 Bei deinen Augen, deinem Sternenkranze!“
Leicht klang sein ernstes Wort bei luftigem Blütentanze.
Worauf die Schillernde das Wort ergreift:
„Du leicht Erregter! Deine Nymphe streift
Unsichtbar frei umher gleichwie die Luft
Durch dornenloser Wildnis süßen Duft.
Ihr zarter Fuss drückt unsichtbare Spuren
Auf Gras und holde Blumen auf den Fluren;
Und unsichtbar von grünem Zweige pflückt
Die Früchte sie und badet unerblickt.

100 Ich hüllte ihre Schönheit in die Falten,
Sie unbeleidigt, unversehrt zu halten
Vor unliebsamer Augen Liebesblicken,
In die sich Satyr, Faun, Silen verstricken.
Ganz blass ward ihre holde Göttlichkeit
Von aller der Verliebten Weh und Leid.
Sie jammert' mich. Da hiess ich sie, ihr Haar
In Zaubersäfte tauchen, unsichtbar
Sollt ihre Schönheit sein; doch könnte frei
Sie wandernd streifen, wie ihr Wunsch es sei.

110 Du Hermes, du allein, du sollst sie schauen,
Darf ich auf deinen Eid nur sicher bauen.“
Noch einmal hat der Gott es ihr geschworen;
Wie lieblich, psaltergleich erklang den Ohren
Der Schlange nun, was sie sich auserkoren.
Entzückt hob sie ihr Haupt, der Kirke gleich,
Und lebhaft glühend sprach sie schnell und weich:

- „Ich war ein Weib; o gieb wie einst mir wieder
Die liebliche Gestalt, die holden Glieder.
Ich liebe einen Jüngling von Korinth.
120 Führe mich im Frauenleib zu ihm geschwind.
Neig Hermes dich zu meines Atems Wehen
Und gleich sollst du die holde Nymphe sehen.“
Es schloss der Gott den Fittig, ihr zu nahn,
Sie hauchte seine Augen an — da sahn
Die Nymphe lächelnd sie auf grünem Plan.
Es war kein Traum, doch Traum magst du es nennen.
Wirklich sind Götterträume, und sie kennen
Die Freuden nur als langen ewigen Traum.
Ein warm erspähter Augenblick war's kaum,
130 Dass glühend ihn der Nymphe Schönheit bannte.
Dann leicht auf ungebeugten Halmen wandte
Er sich zur Schlange, ihr mit linden Händen
Des Stabs erprobten Zauber zuzuwenden.
Als dies geschehen war, kehrt schnell sein Blick
Zur Nymphe, seliger Thränen voll, zurück.
Er trat zu ihr. Wie letzter Mondenschimmer
Welkt schauernd sie vor ihm und konnte nimmer
Ihr Schluchzen bergen, wie sich Blumen schliessen,
Wenn sie des Abends letzte Strahlen grüssen.
140 Doch als der Gott die kalte Hand umschloss,
Fühlt sie die Wärme, öffnet weit und gross
Den Blick; wie Blumen bei der Biene Sang
Gab sie erblühend Honig ihm zum Dank.
Schon flohen sie auf dunklen Waldeswegen,
Nicht blass, wie Sterblichliebende wohl pflegen.

Allein gelassen, fing die Schlange an
Sich zu verwandeln. Wild und stürmisch rann

Wie in die Knospe den verborgnen Duft?
Gieb einen Kuss. Dein Leid ist eitel Luft.
Und soll ich dir mein Denken ganz entfalten:
Was irdisch ist, muss einen Preis erhalten,
Der andre nur verwirren kann und drücken.
Drum zeig es manchmal stolz sich aller Blicken;
60 Wie ich mich im Triumphe dein würd freuen
Im tosenden Korinth, wenn Feinde schreien,
Der Freunde Rufe bis zum Himmel schlagen,
Indes durchs Volksgedräng dein Hochzeitswagen
Die Räder schimmernd dreht.“ Der Herrin Wange
Erzitterte, doch sagt sie nichts, nur bange
Kniet sie vor ihm und weinte einen Schauer
Von Thränen bei dem Wort. Zuletzt voll Trauer
Beschwor sie ihn, dass Hand sie innig presst,
Von seinem Ziel zu lassen. Er blieb fest;
70 Begierde stachelt ihn: Ihm muss gelingen
Dies scheue, wilde Wesen zu bezwingen.
Trotz seiner Liebe, ob er sich verachte,
Und gegen all sein bessres Selbst, — es brachte
Nur Lust ihm dieser Schmerzen neues Bild.
Grausam ward seine Leidenschaft, ja wild,
Blutdurstig, wär dies bei ihm Möglichkeit,
Dess Stirn die Zornesader nie entweiht.
Er schien in mildem Zorn Apollo gleich,
Der auf die Schlange führt den Todesstreich.
80 Die Schlange — ha! wer sagt, dass sie es sei?
Nein! Sie entbrennt, sie liebt die Tyrannei.
Ganz unterwürfig willigt sie nun ein,
Als seine Braut ihn am Altar zu frein.
Doch er, ins nächtige Schweigen flüsternd, sagte:
„Gewiss hast einen Namen du? Doch fragte

Dich niemals noch nach diesem meine Lippe.
Ich glaubte dich entstammt von Himmelssippe
Und glaub es noch. Hast einen Erdenamen,
Für dieses Bild den passend holden Rahmen,
90 Verwandte, Freunde, die auf Erden weilen,
Um Hochzeitsfest und Lust mit uns zu teilen?“
— „Nicht Freunde hab ich. Keinen könnt ich nennen,
In ganz Korinth wird mich kaum einer kennen.
Der Eltern Staub liegt längst in tiefer Gruft;
Niemand entzündet dort des Weihrauchs Duft.
Tot ihr unseliger Stamm; ich blieb allein;
Auf heiligen Brauch verzichtend ward ich dein.
So lade du die Gäste, wie du willst.
Doch wenn du noch bei mir dein Sehnen stillst,
100 So bitt ich: lade Apollonius nicht.
Verbirg du mich vor seinem Angesicht.“
Lycius, dem ihre Worte unverständlich,
Forscht näher nach und drängt, bis sie dann endlich
Schlaf heuchelte, und er sich auch im Land
Des tiefen Schlafs im Augenblicke fand.

Beim Abenddämmer war es damals Sitte
Die Braut zu führen aus der Heimat Mitte.
Verschleiert fuhr, im Wagen, sie entlang
Durch Blumen, Fackelschein und Hochzeitssang
110 Und anderes Gepräng. Sie aber kannt'
Nicht einen Freund. Wie sie sich einsam fand,
— Lycius war fort, die Freunde zu gewinnen, —
Wohl wissend, dass von thörichtem Beginnen
Sie nie vermag sein eitel Herz zu wenden,
Gedachte sie es hochgesinnt zu enden,
In stolze Pracht ihr Elend zu verhüllen.

- Sie that's! Woher nur kam, das zu erfüllen,
Was sie befahl, der Diener flüchtige Schar?
Um Hallen, her und hin durch Thüren war
120 Ein Wehn von Schwingen; und sogleich durchzogen
Den Festsaal anmutvoll gespannte Bogen.
Musik der Geister — nur vielleicht ihr Klang
Stützt dieses Feendach — erseufzte bang
Aus Furcht: der Zauber schwände wie ein Traum.
Und frische Zedern, Farrn und Palmenbaum
Sah man die Gipfel zu einander kehren
Zur Mitte hin, wie um die Braut zu ehren;
Und je zwei Palmen links, zwei Farrn zur Rechten,
Die ihre Zweige ineinander flechten,
130 In langen Reihn. Darüber fließt ein Band
Von hellem Lampenlicht von Wand zu Wand.
Darunter ward ein festlich Mahl bereitet
Von Düften schwanger. Lamia aber schreitet
Schweigend umher in königlichem Kleid
In halb zufriedner Unzufriedenheit.
Sie hiess die unsichtbaren Diener eilen,
Dem letzten Winkel Glanz noch zu erteilen.
Erst schien durch Stämme glatter Marmorstein
Mit Jaspisplatten, dann ward zwischenein
140 Ein Muster zarter Bäume eingeschoben,
Die mit den grösseren sich leicht verwoben.
Als dies geschehen, suchte sie die Ruh
Und schloss die Kammer still und schweigend zu,
Gefasst, bereit zum Festgelag zu kehren,
Wenn Gäste schrecklich nahn, die Einsamkeit zu stören.

Der Tag erschien, mit ihm der Gäste Rotten.
Sinnloser Lycius, wie kannst du verspotten

Die warmen Stunden und dein stilles Glück?
Preisgeben dein Geheimnis jedem Blick?
150 Die Herde naht. Sieh, wie die Gäste raunen.
Sie stehen vor der Pforte voller Staunen
Und treten wundernd ein; denn alle kennen
Die Strasse, können ihre Hütten nennen
Von Kindheit an, und sahn doch nie zuvor
Das hochgebaute königliche Thor.
So eilten sie voll Neugier im Gedränge;
Nur Eines Blick schaut ernst darauf und strenge
Mit ruhigem Schritte ging er durch die Menge.
— 's war Apollonius. Doch nun lacht auch er,
160 Als hätte er ein Rätsel, wirr und schwer,
Das nun vor seinem stillen Denken taut,
Gelöset, grad wie er's vorausgeschaut.

Im Vorsaal traf in seiner Gäste Mitte
Er seinen Schüler an: „Es ist nicht Sitte,
Lycius“, sprach er, „für ungeladne Gäste
Sich aufzudrängen und bei diesem Feste
Mit unerwünschter Gegenwart zu stören
Die jüngren Freunde. Doch lass mich gewähren,
Vergieb.“ Und Lycius errötend leitet
170 Den Alten durch die Pforten, weit gebreitet,
Höflichen Worts, die Bitterkeit zu enden,
In süsse Milch des Weisen Groll zu wenden.

In Glanz und Reichtum festlich strahlt das Zimmer,
Erfüllt mit Duft und köstlich reichem Schimmer,
Rings an den Wänden stehn von Dunst umhüllt
Die Rauchgefässe spezereigefüllt,
Von heiligem Dreifuss jedes hoch getragen.
Die weitgeschweiften, schlanken Füße ragen

Auf weichem Teppich. Weihrauchsäulen steigen
180 Aus fünfzig Kesseln wie ein Wolkenreigen
Zum hohen Dach, indes ihr Zwillingsbild
Nachäffend in den Spiegelwänden quillt.
Zwölf runde Tische mit den seidnen Sitzen,
Die eines Mannes Brust erreichen, stützen
Auf Pantherklauen schweres Goldgerät,
Die Schalen und Pokale; dreifach steht
Der Ceres Füllhorn; mächtige Kannen Wein
Aus dunklem Schlauch gefüllt in lichtem Schein.
So köstlich mit Gerichten angefüllt,
190 Trug jeder Tisch noch eines Gottes Bild.

Aus weichem Schwamm im lichten Vorsaal pressen
Die Sklaven einem jeden von den Gästen
Das kühle Nass auf Händen und auf Füßen
Und liessen Öl auf ihre Locken fließen,
Nach heiligem Brauch. Dann eilten sie hinein
In weissen Kleidern, setzten sich in Reihn
Auf seidne Sitze, voller Staunen immer,
Woher der Reichtum käm und all der prächtige Schimmer.

Sanft schwebt auf leichter Luft Musik entlang,
200 Indes der Griechen Zunge weich erklang
Bei allen Gästen, die erst leise sprachen,
Eh noch den Bann des Weines Ströme brachen.
Doch als ihr Haupt berührt der Rebe Saft,
Wuchs immer lauter ihrer Rede Kraft,
Der Instrumente Macht. Der prächtige Saal,
Der Glanz der Teppiche, der Farben Wahl,
Der Decke Reichtum und des Weins Gewalt,
Der Sklaven Schönheit, Lamias Gestalt
Erschienen, nun der Wein sie alle weicht

- 210 Und jede Brust von Menschenzwang befreit,
 Nicht mehr so seltsam. Süßer, froher Wein,
 Dir wird Elysium nicht zu göttlich sein!
 Bald war Gott Bacchus im Zenith der Lust;
 Die Wangen glühn, erhöht fühlt sich die Brust,
 Auch Kränze bringt man, die berauschend rochen,
 Im Thal gepflückt, vom Waldesbaum gebrochen,
 In Körben aus der Weide Gold geflochten,
 Auf dass sich alle Gäste, wie sie mochten,
 Die Stirne nach Gefallen reich umwänden,
 220 Auf seidnen Kissen ihr Behagen fänden.

- Welch Kranz schmückt Lamia? Welcher Lycius?
 Was dich, du weiser Apollonius? —
 Um ihre heisse Stirne sei geschlungen
 Ein Band von Weiden und von Natterzungen.
 Und für den Jüngling — schnell! — ihm sei bereit
 Der Thyrsus, dass sein Aug' Vergessenheit
 Umhüllen mag. Doch für den weisen Alten
 Mag sich die Distel und das Speergras falten
 Um seine Stirn. — Muss jeder Reiz nicht enden,
 230 Rührt dran Philosophie mit kalten Händen?
 Einst stand am Himmel stolz der Regenbogen.
 Jetzt kennen wir dies Webstück. Katalogen
 Fiel er anheim mit ganz gemeinen Dingen.
 Philosophie stutzt selbst der Engel Schwingen,
 Mysterien rechnet sie in Regeln aus,
 Macht geisterleer die Luft, der Gnomen Haus,
 Zerstört jeden Reiz, bis ihr gelingt,
 Dass Lamia zu leeren Schatten sinkt.

- Lycius sass froh mit ihr beim Ehrenmahl,
 240 Kaum sah ein andres Antlitz er im Saal,

- Bis er den Zauber brechend jetzt zur Hand
Den vollen Becher nahm. Gradüber sandt'
Sein Auge er, den Weisen zu erblicken
Und dem gefurchten Antlitz zuzunicken,
Ihm zuzutrinken. Doch der Alte schaut
Mit keiner Wimper zuckend auf die Braut,
Den Blick auf die erschreckte Schönheit richtend,
Verwirrend ihren Stolz, das holde Bild vernichtend.
Mit innigem Druck fasst Lycius ihre Hand,
- 250 Die er so bleich auf rosigem Kissen fand,
Doch es durchfuhr ihn kalt: sie war wie Eis,
Dann wieder plötzlich glühend fieberheiss,
Dass ihm sein Herz von Pein durchschnitten war.
„Was heisst das, Lamia? Warum blickst du starr?
„Kennst du den Mann?“ Doch Antwort gab sie nicht.
Er schaut ins Auge ihr; doch ach kein Licht
Erwidert ihm; was liebend er beginne;
Er schaut und schaut. Es schwinden ihm die Sinne
Ein Zauber scheint die Schönheit aufzusaugen.
- 260 Ach kein Erkennen sprach aus ihren Augen.
„Lamia“, schrie er; doch ach, kein sanfter Ton!
Die Menge hört es; alle schwiegen schon.
Die lauten Instrumente werden leiser,
In tausend Kränzen welken Myrtenreiser,
Bis Stimme, Leier und die Lust verklingt
Und tödlich Schweigen langsam niedersinkt,
Bis es so grausig, gegenwärtig war,
Dass sich vor Schrecken sträubt ein jedes Haar.
„Lamia“, schrie er, jedoch das Schweigen brach
- 270 Nichts als sein Schrei und rief das Echo wach.
„Fort, böser Traum“ — er rief's und schaute wieder
Ins Antlitz seiner Braut, doch Schlaf und Lider

Sind leer von Blut, und keine sanfte Blüte
Schmückt ihre Wang'; aus diesem Bilde sprühte
Nicht Leidenschaft, der welken Blume gleich
Sass Lamia, nicht schön mehr, totenbleich.
„Schliess deine Gaukleraugen, roher Mann!
„Fort, Elender, dass nicht gerechter Bann
„Der Götter alle, deren drohend Bild
280 „Statt ihrer Schatten hier den Saal erfüllt,
„Dich treffe, und mit Blindheit nicht ihr Zorn
„Dich schlage und dann des Gewissens Sporn
„Dich zittern lasse, du, mit Feiglingsangst,
„Vor den so lang gereizten Mächten bangst,
„Für all die gottlos stolzen Zauberein,
„Die schlimmen Lügen, der Sophismen Schein.
„Korinther, schaut dort auf den Schurken nieder,
„Seht, wie behext die wimperlosen Lider
„Und den Dämonenblick, Korinther, seht,
290 „Wie meine Braut vor seiner Macht vergeht!“

„Narr“, sprach da der Sophist mit leisem Ton,
Rauh von Verachtung. Wie im Tode schon
Des Lycius herzzerreissend Ächzen klang,
Da bei dem Geisterbild er rücklings sank!
„Narr“, wiederholt er, doch sein Auge wich
Nicht von ihr, „jedes Übel habe ich
Von deinem Leben abgewehrt bis heute,
Und soll dich lassen, einer Schlange Beute.“
Da seufzte Lamia todesbang und schwer,
300 Des Weisen Blick durchfuhr sie wie ein Speer,
Scharf, grausam, stechend; sie versucht, so gut,
Als ihre schwache Hand noch kund ihm thut,
Ihn flehend zu bedeuten, still zu sein.

Er aber schaut und schaut; sein Blick sprach: Nein!

Und „Schlange“ hallt es. Kaum erklang das Wort,

Da schwand mit grauenvollem Schrei sie fort.

Und Lycius' Arme waren freudeleer

Seit dieser Nacht, die Glieder todesschwer.

Er lag auf hohem Pfühl! Die Freunde standen

310 Um ihn, die weder Puls noch Atem fanden

Und in sein Hochzeitskleid den toten Körper wanden.



III.

Isabella

oder

Der Basilienstock.

I.

Schön' Isabella, arme Isabelle!

Lorenzo du, der Liebe Pilgersmann!
Niemals betraten sie die gleiche Schwelle,
Dass ihres Herzens Aufruhr nicht begann.
Kein Mahl vereint sie, dass nicht auf der Stelle
Ein süßes Glück sich zwischen ihnen spann.
Sie konnten unter gleichem Dach nicht schlafen,
Dass sie im Traume sich nicht weinend trafen.

II.

Mit jedem Morgen wuchs der Liebe Kraft,
Um jeden Abend tiefer noch zu sein,
Ob er in Haus und Feld und Garten schafft,
Er sieht doch nur ihr holdes Bild allein.
Und seine Stimme hält sie mehr in Haft
Als Quellenrauschen im versteckten Hain.
Die Laute tönt als Echo seinen Namen,
Mit ihm verdirbt sie Stickerein im Rahmen.

III.

Er kennt die Hand, die auf den Griff sich legt,
Noch eh die Thür ihm die Gestalt enthüllt,
Und weiter, als ein Falkenauge trägt,
Erkennt am Fenster er ihr schönes Bild,
Und ihre Vespere hält er unentwegt,
Weil ihr Gebet zum gleichen Himmel quillt,
Die ganze Nacht kann ihn die Sehnsucht stören,
Des Morgens draussen ihren Schritt zu hören.

IV.

Der lange Mai in solcher trüben Lage
Macht bleicher ihrer Wangen zartes Rund.
„O dass ich morgen ihre Gunst erfrage,
O morgen thu ich ihr mein Sehnen kund!“
— „O dass ich fürder keine Nacht mehr klage,
Eh mir nicht Liebe haucht Lorenzos Mund!“ —
Den Kissen mochten beide dies gestehen,
Doch bitter liess er Tag um Tag vergehen.

V.

Da welkte Isabellas keusche Wange
Gerade mitten in der Rosenblüte,
Wie einer Mutter, die mit leisem Sange
Des Säuglings Schmerz zu stillen sich bemühte.
„Wie krank sie ist“, sprach er, „ich zögert' lange,
„Doch heut gesteh ich alles ihrer Güte.
„Sind Blicke Liebe — trink ich ihre Thränen
„Und stille so zum mindesten ihr Sehnen.“

VI.

So sprach er früh, kaum mocht er sich's gestehen,
Gleich klopft das Herz ihm heftig, voller Glut.
Vom eignen Herzen will er sich erflehen
Den Mut zum Sprechen; doch die rote Flut
Erstickt das Wort, lässt den Entschluss vergehen
Und schärft die Sehnsucht doch nach solchem Gut.
Sie macht ihn wie ein Kind, so schüchtern weich.
Weh, Leidenschaft, die blöd und wild zugleich!

VII.

So wacht er wiederum in Angst und Not
Noch eine düstre Nacht voll Liebesleid.
Doch Isabellas schnellem Auge bot
Ein jedes Zeichen seine Stirn bereit;
Sie sah sie totenblass und dunkelrot;
Da flüstert sie ihm voller Zärtlichkeit:
„Lorenzo?“ — stockt auch ihre Frage schon,
Er las das Übrige in Blick und Ton.

VIII.

„O Isabella, ja ich darf entdecken
„Ins Ohr dir, wie ich mich im Leid zerquäle,
„Kann irgend etwas deinen Glauben wecken,
„Glaub meiner Liebe, glaub, dass meine Seele
„Nah dem Verhängnis ist. Dich soll erschrecken
„Kein unwillkommner Druck der Hand; es stehle
„Kein Blick zu dir sich; doch mir fehlt die Kraft,
„Dir nicht zu beichten meine Leidenschaft.

- Sie that's! Woher nur kam, das zu erfüllen,
Was sie befahl, der Diener flüchtige Schar?
Um Hallen, her und hin durch Thüren war
120 Ein Wehn von Schwingen; und sogleich durchzogen
Den Festsaal anmutvoll gespannte Bogen.
Musik der Geister — nur vielleicht ihr Klang
Stützt dieses Feendach — erseufzte bang
Aus Furcht: der Zauber schwände wie ein Traum.
Und frische Zedern, Farn und Palmenbaum
Sah man die Gipfel zu einander kehren
Zur Mitte hin, wie um die Braut zu ehren;
Und je zwei Palmen links, zwei Farn zur Rechten,
Die ihre Zweige ineinander flechten,
130 In langen Reihn. Darüber fliesst ein Band
Von hellem Lampenlicht von Wand zu Wand.
Darunter ward ein festlich Mahl bereitet
Von Düften schwanger. Lamia aber schreitet
Schweigend umher in königlichem Kleid
In halb zufriedner Unzufriedenheit.
Sie hiess die unsichtbaren Diener eilen,
Dem letzten Winkel Glanz noch zu erteilen.
Erst schien durch Stämme glatter Marmorstein
Mit Jaspisplatten, dann ward zwischenein
140 Ein Muster zarter Bäume eingeschoben,
Die mit den grösseren sich leicht verwoben.
Als dies geschehen, suchte sie die Ruh
Und schloss die Kammer still und schweigend zu,
Gefasst, bereit zum Festgelag zu kehren,
Wenn Gäste schrecklich nahn, die Einsamkeit zu stören.

Der Tag erschien. mit ihm der Gäste Rotten.
Sinnloser Lycius, wie kannst du verspotten

Die warmen Stunden und dein stilles Glück?
Preisgeben dein Geheimnis jedem Blick?
150 Die Herde naht. Sieh, wie die Gäste raunen.
Sie stehen vor der Pforte voller Staunen
Und treten wundernd ein; denn alle kennen
Die Strasse, können ihre Hütten nennen
Von Kindheit an, und sahn doch nie zuvor
Das hochgebaute königliche Thor.
So eilten sie voll Neugier im Gedränge;
Nur Eines Blick schaut ernst darauf und strenge
Mit ruhigem Schritte ging er durch die Menge.
— 's war Apollonius. Doch nun lacht auch er,
160 Als hätte er ein Rätsel, wirr und schwer,
Das nun vor seinem stillen Denken taut,
Gelöset, grad wie er's vorausgeschaut.

Im Vorsaal traf in seiner Gäste Mitte
Er seinen Schüler an: „Es ist nicht Sitte,
Lycius“, sprach er, „für ungeladne Gäste
Sich aufzudrängen und bei diesem Feste
Mit unerwünschter Gegenwart zu stören
Die jüngren Freunde. Doch lass mich gewähren,
Vergieb.“ Und Lycius errötend leitet
170 Den Alten durch die Pforten, weit gebreitet,
Höflichen Worts, die Bitterkeit zu enden,
In süsse Milch des Weisen Groll zu wenden.

In Glanz und Reichtum festlich strahlt das Zimmer,
Erfüllt mit Duft und köstlich reichem Schimmer,
Rings an den Wänden stehn von Dunst umhüllt
Die Rauchgefässe spezereigefüllt,
Von heiligem Dreifuss jedes hoch getragen.
Die weitgeschweiften, schlanken Füße ragen

XV.

Für sie stürzt' Ceylons Taucher atemlos
Sich nackt zum hungrig wilden Hai hinab,
Bis ihm das Blut aus seinen Ohren floss,
Für sie fand stöhnend auf dem Eis ein Grab
Der Seehund von dem tödlichen Geschoss;
Ob Tausende für sie die Not umgab,
Sie drehn ein leichtes Rad halb unbewusst,
Das scharfe Marter stösst in andrer Brust.

XVI.

Was ist ihr Stolz? Dass aus den Marmorquellen
Ein reicher Nass als Armenthränen rinnt!
Was ist ihr Stolz? Dass Rebenhügel schwellen,
Die nicht so steil wie Bettlertreppen sind!
Was ist ihr Stolz? Dass man aus Zahlenstellen
Mehr Gut als aus der Griechen Sang gewinnt!
Was ist ihr Stolz? Ich frage laut, o sprecht:
Im Namen alles Ruhms, wo ist ihr Recht?

XVII.

Doch dieser Florentiner Selbstsucht fand
Sich nur von Stolz und gierigem Geiz bewegt,
Wie zwei Hebräer, die im heiligen Land
Vor Bettlerspähn umpfählt und eingehegt,
Wie Habichte vom Schiffsmast schau'n gespannt,
Dem Maultier gleich, das Gold und Lügen trägt, —
Wie scharfe Katzenklau'n auf nächtigem Sprunge, —
Gewitzt in spanischer und malaiischer Zunge.

XVIII.

Wie konnten diese Krämerseelen spähen
Hinein in Isabellas weiches Nest?
Wie konnten in Lorenzos Blick sie sehen,
Dass er vom Werke schweift? Ägyptens Pest
In ihr habgierig, schnell und schlau Verstehen!
Wie kann ein Geldsack sehn nach Ost und West?
Doch wirft ein rechter Handelsmann den Blick
Wie ein gehetzter Hase gern zurück.

XIX.

Boccaccio, dem beredt die Worte sprühn,
Dich bitten wir, Verzeihn uns zu gewähren,
Und mit dir deiner duftigen Myrten Grün,
Die Rosen, die verliebt zum Mond sich kehren,
Und deine Lilien, die noch bleicher blühn,
Seit deiner Leier Klang sie nicht mehr hören,
Dass wir's gewagt, mit Lauten, die schlecht passen,
Der Weise dunkle Traurigkeit zu fassen.

XX.

Wenn du verzeihst, dann soll auch ohne Zagen
Die Weise sanft und ziemend weiter fliessen;
Kein grössrer Fehl, gewiss kein kühner Wagen
Als alte Prosa neuem Reim erschliessen!
Doch — sollt's gelingen, sollte fehl es schlagen,
Dich war's zu ehren, deinen Geist zu grüssen,
Dich zu vertreten in der Heimat Zungen,
Ein Echo, dir vom Nordwind zugesungen.

XXI.

Aus manchem Zeichen fand das Brüderpaar
Lorenzos Liebe zu der schönen Maid,
Und dass auch sie ihn liebte. Offenbar
Macht eins dem andern seine Bitterkeit.
Sie wüthen, dass er, der nur Diener war,
Sich an der Schwester Liebe selig freut,
Da sie doch hofften, ihnen sollt's gelingen
Sie einem reichen Grafen anzubringen.

XXII.

Oft haben sie voll Eifersucht gewacht,
Und einsam oft die Lippen sich zerbissen,
Eh sie den Weg, den sichersten, erdacht,
Eh sie die beste Strafe für ihn wissen,
Bis sie zuletzt, zur Grausamkeit gemacht,
Mit scharfem Stahl die Gnade ganz zerrissen:
Lorenzo sei, so wollten sie es haben,
Im dunklen Wald ermordet und begraben.

XXIII.

So stand er einst an einem schönen Morgen
Beim Sonnenaufgang an der Balustrade
Des Gartenwalls, als sie mit ihren Sorgen
Zu ihm sich wenden auf betautem Pfade.
„Du scheinst ganz in Zufriedenheit geborgen,
„Lorenzo, und wir stören dich, wie schade,
„Im stillen Sinnen, — aber bist du weise,
„So sattelst in der Kühle du zur Reise.

XXIV.

„Drei Meilen reiten wir noch diese Stunde,
„Der Apennin ist von uns auserwählt,
„Schnell, eh die Sonne noch mit heissem Munde
„Den tauigen Rosenkranz vom Geissblatt zählt.“
Lorenzo beugt sich höflich zu der Kunde,
Die zischend diese Schlangen ihm erzählt,
Geht eilig dann, und schnell ist er bereit
Mit Gürtel, Sporen, schmuckem Jägerkleid.

XXV.

Und als er seinen Schritt zum Hofe kehrte,
Musst er bei jedem eine Pause machen,
Ob er der Herrin Morgenlied wohl hörte,
Ob ihm ihr leichter Tritt verriet ihr Wachen?
Und wie ihn Leidenschaft so ganz bethörte,
Hört droben er ein süßes, weiches Lachen;
Er schaut und sah ihr Antlitz voll Entzücken
Durch ein vergittert Fenster lächelnd blicken.

XXVI.

„Geliebte, Isabel! Mir that es wehe,
„Dass ich vermissen sollt dein ‚Guten Morgen‘,
• „Wie könnt ich dich verlieren, wenn ich sehe,
„Dass es mich niederdrückt gleich schweren Sorgen:
„Drei leere Stunden fern von deiner Nähe?
„Die Dämmerung geb’ uns, was dem Tag wir borgen.
„Leb wohl, bald bin ich hier.“ „Leb wohl“, klang’s leise.
Er ging und sie sang eine frohe Weise.

XXVII.

Die beiden Brüder und ihr Opfer reiten
Florenz vorbei, dort, wo des Arno Flut
Hinströmend an der engen Ufer Seiten
Mit schwankem Schilf sich fächelt, und die Brut
Der Fische mit dem schnellen Strome streiten.
Der Brüder Antlitz schaut ganz leer von Blut
Lorenzos liebesheiss. — Vom Strom ab biegen
Sie hin zum Walde, für den Mord verschwiegen.

XXVIII.

Dort musst Lorenzo sterben und verschwinden
Im Wald nahm seine grosse Lieb ein Ende.
Muss eine Seele so die Freiheit finden,
Dann irrt sie, ohne dass sie Frieden fände
Gleichwie ein Bluthund auf der Spur der Sünden.
Sie tauchten in das Wasser Schwert und Hände;
Und mit verhängtem Zügel ging es fort,
Ein jeder reicher nun um einen Mord.

XXIX.

Der Schwester sagten sie, wie schnell bereit
An Bord Lorenzo sei nach fremdem Land;
Denn eine Sache grosser Wichtigkeit
Verlangte die vertrauenswürdige Hand.
Du armes Kind, zieh an dein Witwenkleid,
So fliehst du gleich der Hoffnung fluchreich Band!
Du siehst ihn heute nicht und auch nicht morgen,
Der nächste Tag wird dir zum Tag der Sorgen.

XXX.

Sie weinte nach den Freuden seiner Nähe,
Sie weinte bitter in die Nacht hinein,
Und dann statt Liebeslust; — sie brütet, wehe!
In diesem Trauerübermass allein.
Sie meint, dass sie sein Bild im Dunkeln sehe,
Und in das Schweigen seufzt sie voller Pein.
Sie breitet ihre Arme in die Luft,
Indes sie leise: „Wo, wo bist du?“ ruft.

XXXI.

Der Liebe Selbstsucht aber blieb nicht lange
Die Andacht der verlassnen Brust geweiht.
Der goldnen Stunden denkt mit heissem Drange,
Mit Fieberungeduld denkt sie der Zeit. —
Auch dies nicht lang — bald folgt ihr Herz dem Zwange
Des höheren Gebots, dem reichen Leid:
Die Sorge quält, die Leidenschaft sie hart
Um den Geliebten auf der rauhen Fahrt.

XXXII.

Wenn sich zum Abend Herbstestage neigen,
Dann kommt des Winters Hauch von ferne her.
Beständig raubt der sieche West den Zweigen
Von ihrem goldnen Ton und spielt dann schwer
In Busch und Blättern einen Totenreigen,
Um alles kahl zu machen, öd und leer,
Eh rauh er aus des Nordens Höhle bricht:
So welkte Isabellas Angesicht.

XXXIII.

Lorenzo kam nicht, und mit mattem Blick
Befragte sie die Brüder manches Mal,
Bestrebt sie selbst zu sein, was ihn zurück
So lang und ferne hielt? Schnell stand zur Wahl
Ein Märchen ihnen. Doch ihr Bubenstück
Kam über sie wie Rauch von Hinnons Thal;
Sie seufzten jede Nacht im Traume laut,
Sie sahn die Schwester schon als Totenbraut.

XXXIV.

Sie wäre matt, unwissend hingesunken,
Wenn sie ein dunkles Etwas nicht erschreckt,
Wie scharfer Saft, von ungefähr getrunken,
Dem Siechen, den das Leichentuch schon deckt,
Noch einmal anfacht kurzen Lebensfunken,
Wie einer Lanze Stich den Indier weckt,
Schon rauchumhüllt ihm zum Bewusstsein bringt,
Dass nagend Feuer Herz und Hirn durchdringt.

XXXV.

Es kam als Vision. — In düsterer Stunde
Der dumpfen Mitternacht stand ihr zu Füßen
Lorenzo weinend. In dem Grabesschlunde
Verblich sein Haar, das einst im Glanz zu grüssen
Die Sonne schien. Es lag auf bleichem Munde
Sein kalt Verhängnis, und den Klang, den süßen,
Verlor die Grabesstimme. Seine Wangen
Durchzogen Furchen, Thränen aufzufangen.

XXXVI.

Schaurig, wie dieser bleiche Schatten sprach.
Die jammervolle Zunge wollt er zwingen
Wie einst zu sprechen, einst, da er noch wach,
Noch an dem Klange ihre Lippen hingen.
Die Stimme schmachtet, da sie bebend brach,
Wie des Druiden schlaffe Saiten klingen,
Dazwischen stöhnt ein geisterhafter Sang,
Der rauh wie Wind in Grabesdornen klang.

XXXVII.

Die irren Augen wissen doch zu blicken
So liebesfeucht, dass sie die Ärmste bald
Durch Zauberlicht der Geisterfurcht entrücken,
Indessen er das grause Bild ihr malt
Der letzten dunklen Zeit: die Mördertücken
Voll Stolz und Geiz, das Fichtendach im Wald,
Die Stelle auf dem weichen Rasengrunde,
Wo wortlos er erlag der Dolcheswunde.

XXXVIII.

Dann sprach er: „Süsse Isabella mein,
„Es hängen mir zu Häupten rote Beeren,
„Auf meine Füße drückt ein grosser Stein,
„Kastanien, Buchen ringsumher bescheren
„Mir Frucht und Blätter; von des Flusses Rain
„Kann ich der Schafe Blöken drunten hören.
„Geh, netz die Blumen mir mit deinen Thränen,
„So stillt mir das im Grabe noch mein Sehnen.

XXXIX.

„Nur Schatten bin ich. Ach, als Schatten walten
„Muss ich am Saum der menschlichen Natur;
„Einsam, allein, muss ich das Hochamt halten,
„Wenn mich umtönt des Lebens kleine Spur,
„Wenn Bienen ihre Schwingen frisch entfalten,
„Und vom Kapellenturme klingt die Uhr,
„So schmerzen mich die Töne, seltsam heiss,
„Da ich dich ferne in der Menschheit weiss.

XL.

„Ich weiss, was war, und fühle tief, was ist,
„Im Wahnsinn, wenn für einen Geist das passt.
„Wenn Erdenglück ein Schatten auch vergisst,
„Wärmt mich dein blasses Antlitz. Mir ist fast,
„Als hätte einen Seraph ich geküsst
„Als Gattin; deine Blässe giebt mir Rast.
„Wie deiner Schönheit Macht mein Wesen spürt,
„Und es zu immer grössrer Liebe führt!“

XLI.

Der Geist klagt „Lebe wohl“, und ward entrückt. —
In roten Wirbeln kreist die Dunkelheit;
Wie jemand, den kein holder Schlaf beglückt,
Fruchtloser Müh gedenkend, rauher Zeit,
Sein Auge in des Kissens Falten drückt,
Sieht, wie das Dunkel schäumt und glüht und speit,
So bracht es Isabellas Lidern Pein.
Sie wacht, auffahrend jäh im Dämmerchein!

XLII.

„Wie war mir fremd“, rief sie, „des Lebens Not!
„Das Schlimmste, glaubte ich, sei nur Verderben.
„Ein Los, das Kampf uns oder Freude bot,
„Wähnt ich; — ein volles Glück und sonst zu sterben.
„Doch Unthat hier — die Bruderhand blutrot!
„O süßer Geist, du wusstest gut zu werben.
„Ich will dich suchen, deine Augen küssen
„Und früh und spät dich in den Wolken grüssen.“

XLIII.

Der Morgen kam. Schon war der Plan gefasst,
Wie ihr der Gang zum Walde soll gelingen,
Wie sie dort fänd des teuren Staubes Rast,
Um ihm ein letztes Abschiedslied zu singen,
Und wie geheim blieb ihrer Reise Hast. —
So will sie auf den Grund des Traumes dringen.
Die alte Amme nur soll sie begleiten,
Mit ihr zum Waldestotenhaus zu schreiten.

XLIV.

Sieh, dort am Flusse schleichen die zwei Frauen.
Sie flüstert leise jetzt der Alten zu,
Und zeigt, indes sie ängstlich um sich schauen,
Ein Messer. — „Kind, im Fieber brennest du.
„Welch gute Botschaft gab ein neu Vertrauen
„Und Lächeln dir?“ Der Abend ging zur Ruh,
Da fanden sie Lorenzos Erdenbette,
Den Stein, die Beeren an der rechten Stätte.

XLV.

Wer hat auf grünem Kirchhof nicht gesäunt,
Der maulwurfgleich den Geist nicht graben liess?
Wer hat sich nicht durch Kies und Sand geträumt,
Bis sich Gebein und Leichentuch ihm wies?
Wer gegen die Verwesung nicht gebäunt,
Bis in den Staub er wieder Seele blies?
— Das ist ein Feiertag vor jenem Gram,
Der Isabel am Grabe überkam.

XLVI.

Sie starrt zum frischen Hügel hingewandt,
Als wenn ein Blick ihr das Geheimnis helle.
Und wie ein andres Auge wohl erkannt,
Gebrochne Glieder in krystallner Quelle,
So sah sie klar am Mordplatz festgebannt,
Gleichwie die Lilie an die Heimatstelle,
Bis mit dem Messer plötzlich sie begann
Zu graben, gierig, wie der Geiz nur kann.

XLVII.

Ein schmutziger Handschuh kam zuerst, worein
Sie einst mit Seide Zierrat durfte stecken.
Sie küsste ihn mit Lippen kalt wie Stein,
Um ihn in ihren Busen dann zu drücken.
Dort dörft er und vereist' bis ins Gebein
Ihn, der bestimmt den Säugling zu erquicken.
Dann ging sie neu ans Werk, um nicht zu stocken,
Als um zurückzuwerfen ihre Locken.

XLVIII.

Die Alte stand von Staunen erst erfasst,
Bis tiefes Mitleid in ihr Herz sich schleicht
Beim Anblick dieser grauenvollen Hast.
Da kniet sie hin mit weissem Haar und weicht
Nicht mehr vom grausen Werke sonder Rast,
Bis nach drei Stunden sie das Ziel erreicht.
Des Grabes Kern kam endlich an das Licht
Und Isabella rast und wütet nicht.

XLIX.

Warum bei dieser Würmerarbeit weilen?
Was zög're ich am Grabesschlund so lang?
O könnt ich alter Weisen Sanftmut teilen,
Die schlichte Klage in des Minstrels Sang!
Zur alten Sage musst du, Leser, eilen,
Für mich passt wahrlich schlecht ein solcher Klang,
Geniesse dort der echten Weise Ton
Und die Musik der bleichen Vision.

L.

Der Stahl war stumpfer als des Perseus Schwert,
Doch keines Unholds Haupt ward abgeschlagen.
Nein eines, dessen Adel sich bewährt
In Tod und Leben. — Alte Lieder sagen:
„Nie stirbt die Liebe, sie lebt unversehrt!“
Doch war der Liebe Tod je zu beklagen,
Hier hat sie Isabellas Kuss belohnt;
Denn Liebe war's, wohl tot, doch nicht entthront.

LI.

Nach Hause trug sie's heimlich mit der Amme;
Dann blieb der Preis allein für Isabelle,
Sie kämmt das Haupt mit einem goldnen Kamme
Und auf der beiden Augen Grabeszelle
Legt sie die feinen Wimpern; von dem Schlamme
Mit Thränen, kühl wie Tropfen einer Quelle,
Wusch sie es rein, und kämmt fort und sass
Und küsst' und weinte ohne Unterlass.

LII.

In seidnes Tuch, getränkt mit süssem Duft
Der Blumen, in Arabien gepflückt,
Und seltnem Saft, gekocht in heisser Luft,
Den man aus der Phiole kühlend drückt,
Hüllt sie es ein, legt es statt in die Gruft
In einen Blumentopf, so reich geschmückt,
Deckt es mit Erde zu, und drüber setzt
Basilium sie, das sie mit Thränen netzt.

LIII.

Und sie vergass die Sterne, Mond und Sonnen,
Und sie vergass den blauen Himmel droben,
Und sie vergass das Thal, die Wasserbronnen,
Und sie vergass des kalten Herbstwinds Toben.
Sie wusste nicht mehr, wann der Tag verronnen,
Sah nicht den Morgen; — ganz sich selbst enthoben
Hing sie an ihrem Blumenstock und sann
Und feuchtet ihn mit ihren Thränen an.

LIV.

Die Thränen aber, die zur Erde drangen,
Die machten, dass er knospend grünt und schwillt
Und süßter duftet mit weit reichrem Prangen,
Als alle Stauden in Florenz; erfüllt
Ihn doch mit Leben nicht nur Menschenbängen,
Nein auch das Haupt, das sie dem Blick verhüllt.
Und das Juwel, dort sicher eingescharrt
Hat sich in Duft und Blättern offenbart.

LV.

O Schwermut lass uns hier ein wenig säumen;
Musik, Musik, o hauche klagend du,
O Echo, Echo von den dunklen Bäumen
Der fernen Lethe-Insel seufz uns zu.
Gramvolle Geister hebt das Haupt in Träumen,
Hebt lächelnd es ihr Geister aus der Ruh,
Lasst fahles Licht in den Cypressen glänzen,
Um Marmorgräber silbern zu umkränzen.

LVI.

O seufzet hier ihr Schmerzenslaute alle,
Tönt aus dem Mund der düstern Melpomene,
Dass feierlich durch eherne Leier schalle
In dies Mysterium der Klang der Töne,
Dass klagend leis es mit den Winden halle:
Bald ruht im Grabe Isabel, die schöne.
Sie welket hin, wie eine Palme leidet,
Die man um ihres Balsamdufts zerschneidet.

LVII.

O lässt die Palme in sich selbst vergehen,
Kein Winterfrost berührt die Sterbestunde!
— Es sollt nicht sein. Die Mammonspriester spähen;
Von ihren Thränen ward den Brüdern Kunde.
Der Sippe Neugier konnte nicht verstehen,
Dass Jugend, Schönheit so wie hier im Bunde
Vergeudet würden, dass sie niemand schaut,
Statt dass sie würde eines Grafen Braut.

LVIII.

Auch war der Brüder Staunen wohl nicht klein,
Warum sie beim Basilium immer wachte,
Schien es doch wie durch Zauber zu gedeihn;
Ihr Staunen wuchs, — was wohl die Schwester dachte?
Denn nimmer konnt es etwas Kleines sein,
Was sie um alle Lebensfreude brachte,
Was so der Jugend heitre Lust verdrängte,
Dass selbst des Liebsten Säumen sie nicht kränkte.

LIX.

Sie wollten klar in dies Geheimnis sehen,
Doch schien es lange Zeit nicht zu gelingen;
Denn selten sah man sie zur Beichte gehen,
Noch seltner konnte Hunger sie bezwingen;
Und ging sie, musste es so schnell geschehen,
Wie zu dem Ei der Vogel kehrt auf Schwingen;
Gleich einem Vogel brütend sass sie dort
Bei dem Basilium und weinte fort.

LX.

Und doch gelang's, den Topf ihr zu verstecken,
Und heimlich bracht sein Innres man ans Licht.
Wohl war's entstellt von hässlich grünen Flecken,
Sie kannten doch Lorenzos Angesicht.
So mussten sie des Mordes Lohn entdecken;
Da litt es länger in Florenz sie nicht.
Sie kehrten nimmer heim, sie gingen fort,
Blut auf dem Haupt, in den Verbannungsort.

LXI.

Schwermut, du musst die Augen niederschlagen!
Musik, Musik, o hauche klagend du!
O Echo, Echo, ach an andern Tagen
Von Lethes Insel seufze du uns zu.
Gramvolle Geister, singt nicht eure Klagen;
Denn Isabella stirbt und geht zur Ruh,
Stirbt einen Tod, zu einsam, unvollkommen,
Jetzt, da sie ihr Basilium ihr genommen.

LXII.

Sie sucht im Kummer selbst nach toten Dingen,
Von ihnen das Verlorne zu erfragen.
Melodisch weiche Schluchzen-Töne klingen
Durch der verhaltenen Stimme sanfte Klagen,
Wenn selbst zum Pilgrim ihre Fragen dringen,
Warum man ihre Blume fortgetragen.
„Denn grausam ist's“, so wird sie ihm erzählen,
„Mir mein Basilium so wegzustehlen.

LXIII.

So schmachtet sie und starb in Einsamkeit,
Klagt ihr Basilium bis zur letzten Stunde;
Kein Herz hegt in Florenz nicht Traurigkeit
Bei der zerstörten Liebe düstrer Kunde.
Ein traurig Lied entstand aus ihrem Leid
Und ging durchs ganze Land von Mund zu Munde.
Noch klingt das Ritornell: „O bitter Qual,
Ach, dass man mein Basilium mir stahl.“

IV.

St. Agnes Abend.

I.

Sankt Agnes Abend —; es ist bitter kalt,
Ihr Federkleid selbst schützt die Eule nicht,
Frostzitternd springt der Hase durch den Wald,
Das Vieh drängt sich im Stalle, schweigend, dicht.
Steif sind des Bruders Finger; doch er spricht
Den Rosenkranz. Sein eisiger Atem flieht
Wie frommer Weihrauch ihm vom Angesicht
Empor zum Himmel, eh den Tod er sieht,
Der Jungfrau Bild vorbei, vor dem er betend kniet.

II.

Er neigt sich betend, dieser heilige Mann,
Nimmt drauf sein Licht, steht auf zu neuen Mühn,
Und wendet langsam, mager, bleich sich dann
Barfuss das Kirchenschiff entlang zu ziehn.
Die Steingebilde selbst zur Seite schien
Zu frieren, wo sie hinter schwarzen Gittern
In stillen Oratorien betend knien.
Weichmütig macht ihn der Gedanke zittern,
Wie Kutt und Panzer sei so eisig Fraun und Rittern.

III.

Er schreitet nordwärts durch ein kleines Thor;
Da plötzlich lockt Musik mit goldnen Zungen
Und schmeichelt Thränen aus dem Auge vor.
Umsonst — ihm ist der Totenruf erklungen;
Des Lebens Freuden sind gesagt, gesungen:
Sankt Agnes soll in harter Reu ihn finden,
Zu einem andern Weg ist er gezwungen,
Er muss die ganze Nacht um seiner Sünden,
Um aller Sünder Schuld in Asch und Staub sich winden.

IV.

Erst hörte er ein sanftes Präludieren,
Das durch die offenen Thüren zu ihm drang,
Doch bald muss sich der leise Ton verlieren
In schmetternder Drommeten Silberklang:
Die Hallen öffnen stolz sich zum Empfang
Für tausend Gäste auf geschmückten Sitzen:
Geschnitzte Engel schaun verwundert, bang
Von oben her, wo das Gebälk sie stützen,
Mit wehendem Haar und kreuzgelegten Flügelspitzen.

V.

Und endlich bricht herein das Festgepränge,
Mit Federn und Tiaren reich geschmückt,
Zahlreich, gleichwie der Schatten bunt Gedränge,
Womit die Sage Jugendsinn beglückt.
Doch allem diesem sind wir schnell entrückt,
Nur jene Maid sei von uns auserwählt,
Die hoffend auf Sankt Agnes Hilfe blickt;
Sie sinnt den ganzen Tag von Lieb gequält,
Was alte Frauen ihr so manches Mal erzählt.

VI.

Sie sagten ihr, dass an Sankt Agnes Fest
Die Heilige Jungfrau zeigt ein holdes Bild
Und sie des Liebsten Huldigung schauen lässt,
Zu mitternächtiger Stunde still und mild,
Wird nur getreu der alte Brauch erfüllt:
Denn fastend muss sie heut zu Bette gehen;
Wenn sich ins Linnen ihre Schönheit hüllt,
Darf sie nicht rückwärts, nicht zur Seite sehen,
Zum Himmel blickend nur den heissen Wunsch erfüllen.

VII.

Madlene hört, voll dieser Phantasieen,
Kaum die Musik, die eines Gottes Qual
Und Sehnsucht klagt; am Aug' vorüberziehen,
Dem mädchenhaft gesenkten, ohne Zahl
Schlepp und Gewand; sie achtet's nicht einmal,
Naht zierlich ein verliebter Kavalier,
Der bald beschämt, nicht kühler sich empfahl;
Nichts sah sie, denn ihr Herz war weit von hier:
An Agnes Traum denkt sie mit süssester Begier.

VIII.

Sie tanzt, doch wie im Traum. Ihr Auge irrt,
Die Lippe zittert, schnell hebt sich die Brust,
Nah ist die Stunde und sie seufzt verwirrt,
Inmitten Cymbelton und Kerzendust,
Inmitten Zorngeflüster, Liebeslust,
Verachtung, Leidenschaft und Hassgeberde
Macht sie ein Zauber allem unbewusst,
Nur Agnes nicht und ihrer Lämmerherde;
Sie hofft, dass alles Heil ihr noch vor morgen werde.

IX.

Noch fehlt zum Gehn und Bleiben ihr der Mut,
Indes Porphyro durch das Moor sich stahl,
Im Herzen für Madlene heisse Glut,
Steht er geschützt vorm Mondlicht am Portal;
Von allen Heiligen fleht er, dass einmal
Er Magdalenens Anblick könnt erspähen,
Er einen Augenblick in Stunden Qual
Sie schauen mag, verehren unesehen,
Gar sprechen, küssen, knien — das alles kann geschehen.

X.

Er wagt's, tritt ein — schweigt Zungen scharf und spitz,
Seid Augen blind; denn hundert Schwerter harren,
Dies Herz zu stürmen, heisser Liebe Sitz;
Für ihn giebt's hier nur Feinde und Barbaren,
Heissblütige hyänengleiche Scharen;
Wo selbst die Hunde ihm Vernichtung heulen,
Wird keine Gnade sein Geschlecht erfahren.
Ihm wird von allen, die im Saale weilen,
Ein schwaches Mütterlein allein zu Hilfe eilen.

XI.

Ha, weiser Zufall! Sieh, die Alte kam
Und schlürfte durch den Gang auf ihren Krücken
Grad auf den Pfeiler, wo er Zuflucht nahm,
Dass er dem Fackelschein ihn sollt entrücken,
Weit von der Fröhlichkeit, den scheelen Blicken.
Bald hat sie ihn erkannt und spricht voll Schrecken,
Indes die Finger zitternd seine drücken:
„Porphyro, Gott! Du musst dich schnell verstecken,
Von all der blutigen Schar darf keiner dich entdecken.

XII.

Fort, fort! da ist der Zwerg der Hildebrand,
Als den letzthin ein böses Fieber schlug,
Verflucht er dich, die deinen, Haus und Land.
Lord Moritz dann, der wäre wohl mit Fug
Bei seinen grauen Haaren zahm und klug.
Fort, fort!“ — „Gevatterin du siehst Gefahr,
Doch setz dich, sicher sind wir hier genug,
Und sag —“ „Nicht hier bei aller Heiligen Schar,
Folg Kind, sonst wird der Stein dir noch zur Totenbahr.“

XIII.

Er folgt ihr einen niedern Bogengang,
Die Feder streift das Spinnweb vom Stein.
„Ach Gott, ach Gott“, sie flüstert's leis und bang
Und lässt ihn bei dem kalten Mondenschein
In ein getäfelt, kleines Zimmer ein.
„Wo ist Madlene? sprich. Bei meinem Leben,
Beim heiligen Webstuhl, den nur der Verein
Der Schwestern darf geheimnisvoll umgeben,
Wenn sie mit frommem Sinn Sankt Agnes Wolle weben.“¹⁾

XIV.

„Sankt Agnes, ja Sankt Agnes ist heut, schau!
Sie scheun auch nicht am heiligen Tag den Mord.
Hast du im Zaubersieb geschöpft den Tau?
Und bist der Feen und Elfen Herr und Lord,
Dass du das wagst? Mir fehlt fürwahr das Wort!
Dass grade heut dich's treibt zu deiner Schönen!
Hilf Gott — ein guter Engel sei ihr Hort!
Sollt meine Herrin gar ein Zauber höhnen?
Lass lachen mich! ans Leid kann ich mich lang gewöhnen.“

¹⁾ S. Anmerkung auf S. 193.

XV.

Zum bleichen, stillen Mond lacht sie nun leise,
Indes Porphyro ihr ins Antlitz starrt,
Wie ein verwundert Kind der Ahn, die weise
Verschlossen noch ein Rätselbuch verwahrt,
Und am Kamine still und schweigend harrt;
Bald glänzt sein Blick, sie spricht auf sein Befragen
Von der Geliebten Vorsatz; und er spart
Die Thränen nicht, die ihm ins Aug' sich wagen,
Denkt er Madlenens Schlaf im Schosse alter Sagen.

XVI.

Doch plötzlich treibt ins Antlitz ihm das Blut
Ein toller Plan, zu dem er sich vermisst,
Sein Herz klopft stürmisch, wie er's kund ihr thut.
Die Alte schreckt zurück vor solcher List:
„Grausamer Mann, wie gottlos du doch bist,
Stör unsrer süßen Frau nicht Traum und Schlaf.
Dass ich sie fern von solchen Menschen wüsst,
Mit ihren guten Engeln! Geh, so brav
Scheinst du nicht mehr zu sein, wie ich vordem dich traf.“

XVII.

„Ihr Heiligen, ich thu ihr nichts zu leid!
Dass mein Gebet mich nie zur Gnade führe,
Bin ich zum letzten sterbend einst bereit,
Wenn ich nur eine ihrer Locken rühre
Mit niedrer Glut ins Angesicht ihr stiere!
Lass diese Thränen Angela dich lehren;
Denn sonst, und wenn ich alles auch verliere,
Will ich voll Trotz zu meinen Feinden kehren,
Und wären wilder sie als Wölfe und als Bären.“

XVIII.

„Warum willst du mir Armen Schrecken bringen.
Mir schwachem Ding, das schon zum Kirchhof wankt,
Für die heut Nacht die Totenglock mag klingen,
Die früh und spät sich betend um dich bangt?“
Bald hat sie von dem Stürmischen erlangt,
Dass er mit sanftrem Wort sich muss bescheiden.
Doch da sie sieht, wie er an Sehnsucht krankt,
Verspricht ihm Angela, wenn's nicht zu meiden.
Nach seinem Wunsch zu thun, bring's Freuden oder Leiden.

XIX.

Die Bitte war, dass sie ihn im geheimen
Herein in Magdalenens Zimmer liesse,
Dass er verborgen lausche ihren Träumen
Und ihrer Schönheit Anblick dort geniesse,
Die Unvergleichliche als Braut umschliesse,
Indes ihr Bett umtanzt ein Feenreigen
Und süsser Zauber um ihr Auge fiesse. —
Nie mocht Verliebten solche Nacht sich zeigen,
Seit sich Merlin ergab dem Zauberweib zu eigen.

XX.

„So wie du willst“, sprach sie, „soll es geschehen.
Ich will nur schnell noch Leckerbissen schichten
Zu diesem Fest. Die Laute, die wird stehen
Am Rahmen, wo sie stickt. Doch Zeit mit nichten
Bleibt mir. Kaum wag ich alles herzurichten
Mit meinem schwachen Kopf und altem Leibe.
Du magst mit Beten, Kind, die Zeit beschwichten.
Doch nimmst du sie gewiss zu deinem Weibe,
Dass ich am jüngsten Tag nicht gar im Grabe bleibe.

XXI.

So schwatzend humpelt sie davon mit Eile.
Wie endlos die Minuten ihm vergehn!
Da kehrt sie schon zurück nach kleiner Weile
Und heisst ihn folgen. Ihre Augen spähn
Mit Furcht umher. Sie führt ihn auf den Zeh'n,
Bis sie nach dunklen Galerien und Ecken
Madlenens lauschig keusches Zimmer sehn,
Wo sich Porphyro glücklich darf verstecken,
Die Alte kehrt zurück, vor sich nur Todesschrecken.

XXII.

Und wie sie tastend sich nicht vorwärts wagt,
Um nicht auf steiler Treppe auszugleiten,
Steht Magdalene, Agnes holde Magd,
Vor ihr gleichwie ein Geist; um sie zu leiten
Kehrt sie zurück, mit ihr herabzuschreiten,
Und führt mit frommer Sorgfalt sie gewichtig
Zum ebenen Flur. — Nun magst du dich bereiten!
Schau auf dies Bett Porphyro treu und züchtig!
Sie kehrt, sie kehrt zurück wie eine Taube flüchtig.

XXIII.

Die Kerze lischt bei ihrer eiligen Hast,
Ihr leichter Rauch verrinnt im Mondenlicht,
Sie schliesst die Thür, der Atem stockt ihr fast,
Und geisterhaft erglänzt ihr Angesicht,
Die Lippe spricht kein Wort und seufzet nicht,
Nur dass aus ihrem Herzen eine Welt
Beredt zu ihrem Busen klopfend spricht,
Wie stimmberaubt umsonst die Kehle schwellt
Die Nachtigall im Thal und sterbend niederfällt.

XXIV.

Es ragt ein dreigeteilter Fensterbogen,
Umrahmt von holzgeschnitzten Bilderein,
Von Frucht- und Blumenschnüren reich durchzogen,
Und auf den Scheiben Muster, seltsam fein
In überreichem lichten Farbenschein,
Gleichwie des Schillerfalters bunte Glut;
Und mitten zwischen tausend Schilderein
Und Zwielficht-Heiligen, Heroldswappen ruht
Ein Herzschild glühend rot, getaucht in Königsblut.

XXV.

Sieh, wie der Vollmond durch dies Fenster blinkt,
Ein Strahl hat rosig ihre Brust geküsst,
Da sie zum Himmel flehend niedersinkt,
Er streift die Hände, die sie hebt zu Christ,
Fällt auf ihr Silberkreuz wie Amethyst,
Will einen Heiligenschein ums Haar ihr weben.
Porphyro scheint, dass sie ein Engel ist,
Dem nur die Schwinge fehlt, es macht ihn beben;
Sie kniet so rein, so frei von allem Erdenleben.

XXVI.

Sein Herz lebt auf: Die Vesper ist vollbracht.
Bald sind die Perlen aus dem Haar befreit,
Sie löst die warmen Edelsteine sacht
Und legt das duftige Mieder still beiseit.
Herab bis zu den Knien rauscht das Kleid;
Wie sich ins Schilf versteckt die Nixe schmiegt,
Steht sie und träumet eine kleine Zeit,
Dass Agnes selbst in ihrem Bette liegt;
Doch schaut sie nicht zurück, damit der Zauber siegt.

XXVII.

Bald zitternd in dem weichen, kalten Nest
Liegt regungslos im wachen Traum sie dort,
Bis auf die Glieder Schlaf sich niederlässt.
Er trägt die müde Seele mit sich fort,
Entflohn wie ein Gedanke zu dem Ort,
Wo Freud und Leid im Hafen glücklich endet,
Verschlossen wie zur Heidenzeit das Wort,
Von Sonnenschein und Regen abgeblendet,
Wie sich die Rose schliesst und neu zur Knospe wendet.

XXVIII.

Im Paradies, das er sich selbst gestohlen,
Starrt nun Porphyro auf ihr leeres Kleid
Und lauscht begierig auf ihr Atemholen,
Ob Schlummer ihr die süßen Träume leiht.
Dann segnet die Minute er, befreit,
Und atmet auf und schleicht aus dem Verstecke;
Stumm wie die Furcht in öder Einsamkeit
Huscht still er auf des Teppichs weicher Decke
Zum Vorhang hin, dass er den süßen Schlaf nicht wecke.

XXIX.

Und bei des Mondes Zwielflicht stellt er drauf
Ein kleines Tischchen leise an ihr Bett
Und legt halb ängstlich eine Decke auf,
Gestickt mit reichem Purpur, Gold und Jett.
Hätt er nur für den Schlaf ein Amulett,
Denn von dem mitternächtigen Feste tönt
Die Pauke und das helle Klarinett
Ans Ohr ihm! Doch der letzte Ton verklingt,
Bis jede Thür sich schliesst und Schweigen niedersinkt.

XXX.

Noch liegt auf ihren Wimpern tiefer Schlaf,
In weicher, weisser, duftiger Linnen Mitten,
Indes zum Mahle er die Anstalt traf,
Die Äpfel holt, die Pflaumen und die Quitten
Und nicht vergisst den Fruchtsaft aufzuschütten
Und Manna, Spezerein aus fremdem Land
Und Datteln, die das ferne Fez bestritten,
Und Süssigkeiten, die der Kaufmann fand
Vom hohen Libanon zum seidnen Samarkand.

XXXI.

Geschäftig wird das alles aufgeschichtet,
In silbernen und goldnen Schalen schied
Er Leckerbissen, bis das Mahl gerichtet
Und köstlich nun in nächtiger Stille glüht,
Den kalten Raum mit Wohlgeruch durchzieht:
— „Wach auf, mein Lieb. Dein Traum soll sich erfüllen,
Du bist mein Himmel, ich dein Eremit;
Öffne die Augen um Sankt Agnes willen,
Sonst schlummr' ich ein bei dir, die Seelenangst zu stillen.“

XXXII.

So flüstert er. Aufs Kissen schlaff und weich
Fiel nun sein Arm. Es hüllt ihr Traumgesicht
Der dunkle Vorhang wie ein Zauberreich,
Das schwer gleichwie des Stromes Eis zerbricht.
Am Silberzierrat spielt das Mondenlicht,
Das goldne Muster auf den Teppich goss;
Es war, als würde er im Leben nicht
Den Zauber brechen, der ihr Auge schloss.
So sann er, bis auch ihn das Traumgeweb umfloss.

XXXIII.

Auffahrend griff er in der Laute Saiten, —
Bald sanft, bald wild ertönt die Harmonie, —
Ein langverklungnes Lied, genannt vor Zeiten
In der Provence, „La belle Dame sans Merci“.
Nah ihrem Ohr erklang die Melodie.
Da seufzt sie leise auf; er spielt nicht mehr,
Sie atmet schnell und plötzlich öffnet sie
Die blauen Augen, schaut erschreckt umher,
Er fällt aufs Knie so blass, als ob von Stein er wär.

XXXIV.

Nun ist sie wach, doch will sie noch nicht missen
Des Schlafes Bild. Sie sieht es neu erscheinen,
Hat auch der Wechsel schmerzlich sie gerissen
Aus ihres Traumes Glück, dem tiefen, reinen,
So dass sie bitterlich beginnt zu weinen,
Und von den Lippen wirre Worte fliehen;
Doch sucht ihr Aug' Porphyros sich zu einen,
Der flehenden Blicks noch liegt auf seinen Knieen.
Er wagt kein Wort, ein Traum scheint noch um sie zu ziehen.

XXXV.

„Porphyro“, rief sie, „wie mir noch im Ohr
Das holde Zittern deiner Stimme blieb,
Da sie mir süsseste Gelübde schwor,
Dein traurig Auge blickte klar und lieb.
Wie bist du anders worden, blass und trüb?
Gieb, dass den seligen Blick ich wieder sehe,
Und deiner Stimme holde Klage gieb,
Verlass mich nicht in diesem ewigen Wehe.
Denn stirbst du. Lieb, ich weiss nicht mehr, wohin ich gehe.“

XXXVI.

Er sprang empor mit mehr als Leidenschaft,
Da diese weichen Klagen sie ergossen,
So glühend himmlisch, wie ein Stern mit Kraft
Vom ruhigen Himmelsblau herabgeschossen.
Nun ist sein Bild mit ihrem Traum verflossen,
Wie Rosen- sich mit Veilchenduft verbunden.
Da wirft der Wind ans Fenster scharfe Schlossen,
So wie der Liebe Weckruf mahnt der Stunden,
Die schnell entflohn. Schon ist Sankt Agnes Mond verschwunden.

XXXVII.

Und dunkel ist's. Wie laut der Hagel prasselt!
— „Dies ist kein Traum, Madlene, meine Braut.“
Und dunkel ist's. Wie laut der Sturmwind rasselt!
— „Kein Traum? O weh mir, dass ich je vertraut!
Täuschst du, Porphyro, die auf dich gebaut?
Welch ein Verräter konnt dich zu mir bringen!
Ich fluch dir nicht, spricht doch mein Herz zu laut,
Wirst du mich Ärmste auch ins Elend zwingen,
Wie eine Taube krank und mit gelähmten Schwingen.“

XXXVIII.

„O Magdalene, süsster Träumer, sprich:
Darf ich nicht sein für immer dein Vasall?
Der Schönheit Schild, echt, unveränderlich?
Hier will ich ruhn am Altar meiner Wahl,
Wegmüder Pilger, den nach langer Qual
Ein Wunder rettet auf dem Weg, dem rauhen,
Der dich wohl fand und der dich doch nicht stahl,
Dem du dein süßes Selbst sollst anvertrauen,
Und glaub: nicht treulos ist, auf den du stets kannst bauen.

XXXIX.

„Horch auf den Geistersturm aus Feenland;
So rauh er scheint, er hat uns Glück gebracht.
Steh auf, steh auf, der Tag ist bei der Hand
Und niemand von den wüsten Zechern wacht.
O lass uns fort mein Lieb, geschwind und sacht!
Kein Ohr hört uns, kein Aug' späht in die Weite,
Denn trunken hat der Rheinwein sie gemacht;
Erwach, steh auf, lass alle Furcht beiseite,
Dass überm fernen Moor ich dir ein Heim bereite.“

XL.

Sie eilt bei seinem Wort von Furcht ergriffen;
Sind auch die Drachen rings vom Schlaf gebunden,
Ist doch vielleicht für sie ein Speer geschliffen. —
Bald ist ihr dunkler Weg herabgefunden;
Kein Laut ertönt im Haus in diesen Stunden,
Sie sehn an jeder Thüre Fackeln lauschen;
Die Gobelins, reich gestickt mit Falk und Hunden
Bewegen flatternd sich im Sturmesrauschen,
Das sich den Teppich selbst lässt auf der Diele bauschen.

XLI.

Sie gleiten wie Phantome durch den Raum,
Und wie Phantome zu den Gitterschranken.
Dort wälzt der Wächter rastlos sich im Traum,
Die Flasche neben sich, aus der sie tranken.
Der Bluthund reckt sich wachsam in den Flanken,
Sein kluger Blick erkennt die Herrin bald,
Der Riegel weicht, die Eisenketten schwanken,
Nun liegen auf dem Stein sie stumm und kalt,
Indes durchs öde Haus des Thores Knarren schallt.

XLII.

Nun sind sie fort. Vor langen, langen Jahren
Floh dieses Liebespaar durch Nacht und Wind.
Der Ritter hat im Traum manch Leid erfahren
In dieser Nacht samt Gästen und Gesind;
Denn Nachtgespenster, dass das Blut gerinnt,
Und ekeles Gewürm kam angekrochen!
Krampfhaft verzerrt starb Angela geschwind;
Da tausend Paternoster er gesprochen,
Ward unvermisst, vom Tod der Bruder unterbrochen.

Anmerkung zu S. 183. Am St. Agnes Feste wurden von den Nonnen
zwei Lämmer nach der Messe auf dem Altar geweiht, aus der Wolle dieser
Lämmer wurden dann die Pallien gewebt.

V.

St. Markus Abend.

(Fragment.)

Es war an einem Sabbathtag,
Und zwiefach heiliger Glockenschlag
Rief alles Volk zum Nachtgebet;
Die Gassen blinkten rein geweht
Vom frisch gesunden Frühlingsnass;
Im Westen auf dem Fensterglas
Erzählt der frostige Sonnenstrahl
Von ungereiftem Grün im Thal,
Von blütenlosen Dornenhecken,
10 Vom Schilf, das Frühlingsfluten decken,
Von Primeln, die an Bächlein stehn,
Schneeglöckchen auf den frostigen Höhn.
O zwiefach heilige Sabbathklänge!
Durch stille Gassen im Gedränge
Sieht ehrbar frommes Volk man ziehn,
Noch warm vom Betstuhl am Kamin,
Das mit sittsamer Miene geht
Zu Vespersang und Nachtgebet.
Aus jedem Bogen, jedem Thor
20 Drängt's langsam und gemächlich vor,

Mit leisem Flüstern, trägem Gang
Bei lautem, weichem Orgelklang.

Die Glocke schwieg, der Dienst begann;
Nicht halb hat Bertha abgethan
Ein seltsam Buch, befleckt, zerfetzt,
Das sie vom Morgen an ergetzt
Und ihre Augen unverwandt
Auf seine Schilderein gebannt;
Verwirrt las sie von tausend Dingen —
30 Von Himmelssternen, Engelsschwingen,
Märtyrern am Flammenpfahl,
Azurheiligen, Silberstrahl,
Moses Brustschild, sieben Lichten,
Die St. Johann schaut' in Gesichtern,
Von des heiligen Markus Tier,
Von der Bundeslade Zier,
Den Mysterien am Gehäuse:
Cherubim und goldne Mäuse.

Bertha, ein schön Mägdlein, lebt,
40 Wo das Münster sich erhebt;
Sie schaut von dem Kaminplatz aus
Das altertümlich reiche Haus
Bis zu des Bischofs Gartenthore,
Dort wo die Ulme, Sykomore
In vollem Laub den Wald aussticht,
Da nie ein kalter Nord sie bricht,
Ist doch der mächtige Bau ihr Hort.
Jetzt steht sie auf und liest noch fort,
Die Stirn ans Fensterglas gepresst
50 Versucht sie's, doch das Dunkel lässt

Sie nun im Stich, setzt ihr ein Ende
Bei Markus heiliger Legende.
Vom krausen Halsstreif, fein und dünn,
Hebt sie das weiche, warme Kinn,
Steif das Genick, den Blick verschwommen,
Von heiligen Bildern ganz benommen.

Still und dunkel überall,
Nur hier und da der Tritte Hall,
Der widerhallt am Münsterthor,
60 Wenn einer spät sich heim verlor.
Die Dohlenschar, die, als es tagte,
Sich laut um Turm und Wipfel jagte,
Hat paarweis nun zu Ruhestunden
Ihr Nest im Glockenstuhl gefunden.
Dort schlafen sie beizeiten ein
Zu schläfrig leisen Melodein.

Alles schweigt, kaum noch ein Schimmer
Draussen und im trauten Zimmer.
Armes Seelchen! setzt sich dann,
70 Macht Licht an glimmender Kohle an.
Vornhin gebeugt wallt aufs Gesicht
Ihr Haar, aufs Buch fällt schräg das Licht.
Ihr riesenhafter Schatten hüpf
Unruhig auf und ab, und schlüpft
Vom Tafelwerk zum Dachgestühl,
Vom Vogelbauer hin zum Pfühl;
Bis er zum Feuerschirm sich neigt,
Wo allerlei Getier sich zeigt
Von Limamäusen, Siamtauben
80 Und Kakadus in reichen Lauben

Und Vögel aus dem Paradies,
Angorakatzen, Kolibris.
Fort las sie, und ihr Schattenbild
Huscht auf und nieder und erfüllt
Mit wilden Formen das Gemach,
Als wäre die Pik-Dame wach,
Sie tanzend hinterrücks zu necken,
Ins faltige Kleid sich zu verstecken.
Nie müde las sie die Legende
30 Von Markus Jugend bis zum Ende,
Wie See und Land und Heidenbanden
In allem Leid ihn fröhlich fanden.
Mit goldnem Stern und Kreuz bezieht
Sich der gelehrte Eremit
Auf frommer Dichtung alten Stil;
Mit feinstem Gänsefederkiel
Dann unterm Text geschrieben ward
Von Zeit zu Zeit ein Reim der Art:
— „Von Träumen schreibt er, uns gegeben,
100 Eh uns erweckt das selig Leben,
Wenn uns die Freundschaft bunden denket
Im Leilach in das Grab versenket.
Und wie wohl möcht ein Kindelein
Vor der Geburt schon Heiliger sein,
Wenn seine Mutter benedeit
Sich halten thät in Einsamkeit
Und fromm das heilige Kreuze küsst.
Von Gottes Lieb und Satans List
Schreibt er und männiglichen Dingen,
110 Die ich jetzt nicht kann vor euch bringen.
Denn wahrlich muss ich einiges sagen
Von St. Cäciliens heiligen Tagen,

Fürnehmlich doch, was er gegeben
Von des St. Markus Tod und Leben.“

Zuletzt kehrt ihr beständiger Blick
Zu seinem Martyrtum zurück,
Und dann zuletzt zum heiligen Schrein
Erhöht inmitten Kerzenschein
Fern in Venedig — — — —



VI.
Hyperion.

(Fragment.)

Buch I.

Tief in dem Schattendunkel eines Thales,
Fern von dem krafterfüllten Hauch des Morgens,
Der Mittagsglut, des Abends einzigem Sterne,
Sass ruhig wie ein Fels Saturn, der greise,
Still wie das Schweigen um sein ödes Lager;
Wald, nichts als Wald umschattete sein Haupt,
Gleich Wolkentürmen. Nichts bewegt' die Luft,
Nicht so viel Leben, als am Sommertag
Den leichten Samen von dem Grashalm streift.
10 Das welke Blatt blieb liegen, wo es fiel.
Ein Strom floss tonlos hin, mehr tot als je,
Da sein gefallner Gott als dunkler Schatten
Sich auf ihn breitet. Die Najade presste
Im Schilf die kalten Finger an die Lippen.

Der Ufersand wies grosse Spuren auf
Bis zu dem Platz, wo seine Füsse stockten.
Dort schlief er ein. Auf feuchter Scholle lag
Entnervt, tot, zepterlos die alte Rechte,
Und das entthronte Auge war geschlossen.
20 Zur Erde schien das schwere Haupt zu lauschen,
Zur alten Mutter, Trost von ihr zu heischen.

•

- Es schien, dass keine Macht ihn wecken könne,
Doch eine kam, die mit verwandter Hand
Die breiten Schultern rührte, dann mit Ehrfurcht
Vor ihm sich neigte, der es doch nicht sah.
Sie war ein Götterkind der Erstlingswelt;
Die höchstgewachsene der Amazonen
Erschienen zwerghaft neben ihrem Wuchs.
Achilleus Nacken hätte sie gebeugt;
30 Ein Finger brächt Ixions Rad zum Stehen.
Gross war ihr Antlitz wie der Sphinx von Memphis,
Zufällig im Palasthof aufgerichtet,
Als Weise Weisheit suchten in Ägypten.
Doch ach, wie ungleich Marmor war das Antlitz!
Wie herrlich schön, wenn nicht der Schmerz den Schmerz
Noch schöner als die Schönheit selbst gemacht!
Besorgte Furcht lag in des Blickes Frage,
Als wenn das Unglück erst begonnen hätte,
Die Wolken zwar, die Vorhut übler Tage,
40 Die Tücke schon erschöpft, jedoch der Sturm
Erst dumpf mit Donnerrollen langsam aufzieht.
Die eine Hand drückt sie auf jene Stelle,
Wo heiss und schmerzlich klopft der Menschen Herz,
Als fühlt' sie dort, die Göttin, grimme Pein.
Die andre lag auf dem gebeugten Nacken
Saturns, und vorgeneigt zu seinem Ohr
Sprach ihre Lippe wenig Worte nur
In feierlichem, tiefem Orgelton,
Ein Trauerlied, das unsre schwache Zunge
50 Zu diesen Lauten formte, doch wie arm
Für den gewaltigen Austausch alter Götter!
„Saturn, schau auf! — Wozu ach, armer König?
Weiss ich doch keinen Trost für dich, nicht einen.

- Ich kann zu dir nicht sagen: „Warum schläfst du?“
Von dir schied sich der Himmel; und die Erde
Erkennt dich nicht, den traurigen, als Gott;
Das Meer mit seinem feierlichen Rauschen
Löst sich von deinem Zepter, und die Luft
Ist leer von deiner grauen Majestät.
- 60 Dein Donner, wohlbewusst der neuen Herrschaft,
Rollt zögernd über unsres Hauses Trümmer,
Dein scharfer Blitz in ungetübten Händen
Versengt und brennt den einst so hehren Sitz.
O Jammerzeit! Minuten lang wie Jahre!
O ihr gebärt die unerhörte Wahrheit,
Die schwer auf unsern müden Kummer sinkt,
Dass keinem Zweifel Raum zum Atmen bleibt.
Saturn, schlaf fort. — Warum, Gedankenlose,
Verletzt ich deines Schlummers Einsamkeit?
- 70 Wie sollt ich deine düstern Augen öffnen?
Saturn, schlaf fort! Ich weine dir zu Füßen.“

- Wie wenn in zaubervoller Sommernacht
Die grünen Ältesten der mächtigen Wälder,
Die Eichen, in dem Bann der ernsten Sterne
Die ganze Nacht bewegungslos verträumen,
Dann einmal, einsam nur ein heftiger Windstoss
Das lange Schweigen bricht und wieder stirbt,
Als hätt das Meer der Luft nur eine Woge,
So kamen und so gingen ihre Worte;
- 80 Indes in Thränen ihre hohe Stirne
Den Boden rührte, und ihr fallend Haar
Sich seinem Fuss als weicher Teppich breitet.
Und viermal langsam wechselnd hatte schon
Der Mond der Nacht sein Silberlicht gespendet,

- Noch immer sassen regungslos die Zwei,
Naturgebilden gleich in Höhlendomen:
Der starre Gott, gelagert auf der Erde,
Die Göttin, traurig, weinend ihm zu Füßen.
Da endlich hob Saturn den matten Blick
90 Und schaut umher, sah sein verlornes Reich,
Die Dürsterkeit und Öde dieses Ortes,
Die schöne Göttin knieend; und er sprach
Wie mit gelähmter Zunge; seinen Bart
Sträubt und erschüttert espengleich das Weh:
„O zarte Gattin des Hyperion,
Ich fühl dich Thea, ehe ich dich sehe;
Schau auf, lass mich mein Schicksal in dir lesen.
Ist diese elende Gestalt Saturn?
Und ist's Saturnus Stimme, die du hörst?
100 O sage mir: Schaut die gefurchte Stirn,
So nackt und bar des grossen Diademes,
Saturnus Stirne gleich? Wer hatte Macht
Mich zu berauben? Woher kam die Kraft?
Wer nährte sie, bis sie so plötzlich ausbrach,
Als meine nervige Faust das Schicksal bändigt'?
Und doch, es ist! Und ich, ich bin zertreten,
Begraben, fern von göttlicher Gewalt,
Der milden Herrschaft über bleiche Sterne,
Der Warnung an die Winde und die Meere,
110 Der Friedenssorge um des Menschen Ernte,
Von allem, über das die höchste Gottheit
In Liebe waltet. -- Ja, ich bin dahin;
Vom eignen Busen hab ich mich geschieden,
Ich liess mein starkes Ich, mein wahres Selbst
Wohl irgendwo — dort zwischen meinem Thron
Und diesem Erdenfleck. O Thea, suche!

Öffne die ewigen Augen, schau umher
In jeden Raum, sternihellen oder dunkeln,
Ins Reich der Lebensluft, der öden Leere,
120 Ins Reich des Feuers, in der Hölle Schlund. —
O forsche, Thea! und dann sage mir,
Ob nicht ein Leib, ein Schatten Bahn sich bricht,
Beschwingt auf stolzen Rossen, um aufs neue
Sich den verlornen Himmel zu erobern.
Das Ziel ist reif — Saturn muss König sein.
Ja, und ein goldner Sieg muss uns gelingen.
Es müssen Götter stürzen und Triumph
Drommeten blasen, Festeshymnen klingen
Von goldnen Wolken um den Göttersitz,
130 Und Heroldsrufe und der Silberklang
Der saitenüberspannten, hohlen Muschel!
Und zum Erstaunen aller Himmelssöhne
Entstehe Schönes neu — ich will's befehlen!
O Thea! Thea! Sprich: Wo ist Saturn?“

Die Leidenschaft riss ihn empor — er stand
Und seine Hände rangen in der Luft,
Er schüttelte die schweissgetränkten Locken,
Sein Auge brannte und die Stimme starb.
Er stand und hört' nicht Theas tiefes Schluchzen;
140 Nur eine kleine Weile, dann aufs neue
Griff er das Wort: „Doch kann ich nicht mehr schaffen?
Kann ich nicht bilden? kann ich nicht gestalten
Ein neues All und eine andre Welt,
Um diese zu zermalmen in ein Nichts?
Wo ist ein andres Chaos? Wo?“ — Das Wort
Fand zum Olymp den Weg und liess erbeben
Die drei Rebellen. — Thea fuhr empor,

In der Gebärde lag ein Strahl von Hoffnung,
Als sie nun schnell und doch voll Ehrfurcht sprach:

150 „Wie stärkt dies unser tiefgefallen Haus!
Komm zu den Freunden, komm, gieb ihnen Herz,
Ich kenn ihr Obdach; denn von dorthier kam ich.“
Sie sprach's und spähenden Augs ging sie voraus,
Und rückgewendet schritt sie durch den Schatten,
Er folgte nach, und sie brach ihm die Bahn
Durch alte Zweige, die wie Nebel wichen,
Wenn sie der Adler teilt vom Horste steigend.

In andern Reichen auch vergoss man Thränen,
Voll gleichen Schmerzes und gleich herber Qual,
160 Zu gross, als dass sie Menschenzunge schildre,
Wo der Titanen Schar, gefesselt hier,
Sich bergend dort, nach alter Lehnspflicht seufzte
Und schmerzlich auf Saturnus Stimme harnte.
Nur einer noch von der Gigantenbrut
Hielt seine Hoheit fest und Majestät; —
Noch sass Hyperion auf dem Feuerball
Und trank den Weihrauch, der vom Menschenreich
Zum Gott der Sonne steigt; doch ungewiss:
Wie böse Zeichen hier uns Sterbliche
170 Erschrecken und bestürzen, schaudert er,
Nicht bei der Eule Schrei, des Hundes Heulen,
Auch nicht bei der gespenstischen Erscheinung,
Die bei der Totenglocke Ruf sich zeigt,
Der Prophezeiung nicht bei nächtiger Lampe;
Nein, Schrecken, den Giganten angemessen,
Verfolgten jetzt Hyperion. Sein Palast,
Bewehrt mit glühend goldnen Pyramiden,
Berührt vom Schatten eherner Obeliskn,

- Warf blutigen Schimmer durch die tausend Höfe,
180 Die Bogen, Wölbungen und Galerien;
Und zornig leuchteten Aurorens Wolken,
Und oft verdunkelten ihn Adlerschwingen,
Die Götter nicht noch Menschen je gesehn,
Und Pferdewiehern hörte man ertönen,
Wie Götter nicht noch Menschen je gehört.
Und wollte er den würzigen Weibrauch atmen,
Der von den heiligen Hügeln zu ihm stieg,
So fühlt sein Gaumen nur anstatt der Süsse
Metallen ekeln, giftigen Geschmack.
- 190 Dann, wenn im müden Westen er geborgen,
Nach der Vollendung eines schönen Tages
Auf duftigem Lager Götterruh sollt pflegen
Und Schlummer in dem Arm der Melodien,
Durchmass er in den Stunden sanfter Musse
Mit wuchtigem Schritt die Höfe und die Hallen,
Indes entfernt, gedrängt und ängstlich ihm
Die Flügelrosse, die geliebten, standen,
Erstaunt, voll Furcht, wie angsterfüllte Menschen,
Truppweise sich auf weiter Ebne sammeln,
- 200 Wenn Turm und Zinnen droht der Erde Beben.
Jetzt, während aus dem eisigen Bann erwacht
Saturn und Thea durch die Wälder wandern,
Stieg auch Hyperion gen des Westens Schwelle
Und liess das Zwielficht hinter sich als Nachhut.
Die Thore flogen auf, treu ihrem Dienst,
Unhörbar, schweigend. Nur die weichen Töne,
Die Zephyr feierlich dem Horn entlockte,
Erklangen leis in flüchtigen Melodien.
Der Rose gleich an Form und Purpurfarbe
- 210 Und zartem Duft, den Augen Kühlung fächelnd

Stand dieser Eingang stolzer strenger Pracht,
Vollglühend seinen Herrscher zu empfangen.

- Er trat herein; doch trat er ein voll Zorn,
Sein flammend Kleid wallt ihm bis auf die Fersen,
Es saust und knistert wie ein irdisch Feuer,
Dass es die flüchtigen Horen schnell verscheucht
Und ihre Taubenschwingen zittern macht.
Er eilt mit schnellem Schritt von Raum zu Raum
Durch duftige und lichtbekränzte Lauben
220 Und durch demantgeplasterter Arkaden,
Bis er den mächtigen Kuppelsaal erreichte.
Dort hielt er an und stampfte mit dem Fuss,
Dass von der Diele bis zum höchsten Turme
Sein goldnes Reich erbebt, und ehe noch
Verhallt der dumpfe Donner, rief er laut
Und seine Stimme brach selbst Götterschranken:
„O Träume ihr, am Tage und bei Nacht!
O Ungeheuer ihr! schmerzvolle Bilder!
Geschäftige Schatten einer kalten Dämmerung,
230 O ihr Phantome schwarzbewachsener Sünnpfe,
Warum muss ich euch kennen, sehn? Warum?
Wohin hat sich mein ewig Sein verirrt,
Um all die neuen Schrecken rings zu schaun?
Es fiel Saturnus, muss auch ich jetzt fallen?
Muss ich ihn lassen, diesen Ruhehafen?
Die Wiege meines Ruhms, die sanfte Luft,
Den ruhigen Glanz des segensreichen Lichtes
Und die krystallinen Tempel und Paläste,
Mein strahlenvolles Reich, verlassen soll ich's,
240 Verwaist und leer, kein Aufenthalt für mich?
Den Glanz, das Feuer und das Ebenmass

Nicht säh ich's mehr — nur Dunkel, Tod und Dunkel?
Selbst hierher in das Innre meiner Ruhe
Drängt sich der schattenhafte Spuk hervor,
Um meine Hoheit blind und frech zu kränken.
Ich fallen! Nein, bei Tellus' Meereshülle
Weit über meines Reiches Fenergrenze
Will ich die Rechte furchterregend strecken,
Den jungen Donnrer, den Empörer scheuchen
250 Und neu auf seinen Thron Saturnus setzen!¹⁴ —
Er sprach's, dann schwieg er; denn mit einer Drohung,
Noch ungeheurer, rang umsonst die Kehle.
Wie in Theatern, angefüllt mit Menschen,
Beim lauten Lärm die Menge Ruhe heischt,
So regten dreimal bei Hyperions Worten
Sich die Gespenster, blass und kalt und schrecklich,
Und von der klaren Fläche, wo er stand,
Entstieg ein Nebel wie aus faulem Sumpfe.
Da schlich es langsam ihm wie Todesangst
260 Durch seinen Leib vom Fuss bis an den Scheitel,
Wie eine grosse Schlange sich geschmeidig
Allmählich vorwärts schiebt und Hals und Kopf
Mit übermässiger Kraft zusammenzieht.
Sich schüttelnd floh er zu des Ostens Thoren,
Und noch sechs tauige Stunden vor der Zeit,
Eh rosig dort die Dämmerung erscheint,
Blies er die müden Thore heftig an
Und stiess sie, von dem schweren Dunst geklärt,
Ganz plötzlich auf des Meeres kühle Fluten.
270 Der Feuerball, auf dem er jeden Tag
Vom Ost zum West den Himmelsraum durchmass,
Ward rings von grauem Wolkenhang umspinnen,
Jedoch nicht ganz verschleiert und verborgen,

Denn hier und da erglühn lichte Sphären
Und Kreise, Bogen, breitgespannte Gürtel.
Es schossen durch des Dunkels dichte Hülle
Seltsame Blitze auf vom Horizont
Bis zum Zenith — gleich alten Hieroglyphen,
Woraus mit Scharfblick weise Astrologen,
250 Die damals lebten, mit des Denkens Arbeit
Sich Wissenschaft für manch Jahrhundert lasen,
Die nun verloren bis auf mächtige Reste
In Stein und Marmor sind —, die Macht dahin,
Die Weisheit lang entflohn. — Zwei Schwingen trugen,
Zwei Silberflügel diesen Feuerball,
Die sich entfalten bei des Gottes Nahn:
Auch jetzt erhoben aus dem tiefen Dunkel
Allmählich mächtig breitend sich die Flügel,
Indes das blendende Gestirn noch harrte
290 Verdunkelt auf Hyperions Befehl.
Wohl gerne hätte er den Thron bestiegen,
Dem Tage gern befohlen zu beginnen.
Doch durft er nicht; nein, auch ein Gott der Urzeit
Darf nicht die heiligen Tageszeiten stören.
So blieb für jetzt der Dämmerung Beginnen
In ersten Wehen der Geburt zurück,
Die Schwingen waren schwesterlich entfaltet,
Bereit zu segeln, und die Thore ragten
Weit offen in das dunkle Reich der Nacht.
300 Der lichte Gott von neuem Schmerz gepackt
Musst ungewohnt, vom harten Zwang gedrängt,
Der unheilswangern Zeit den Geist nun beugen.
Grad auf der Grenze zwischen Tag und Nacht
Ruht' er im Dämmerlicht in tiefem Kummer.
Wie er so dalag, schaut mit seinen Sternen

- Der Himmel mitleidvoll auf ihn herab
Und durch das Weltall tönte Cölus Stimme
Ihm feierlich und flüsternd in das Ohr:
„Du glänzendstes von allen meinen Kindern,
310 Du Erdgeborener, den der Himmel zeugte,
Sohn der Mysterien, die selbst unentschleiert
Den Mächten, die dein Werden einst verband,
Bei dessen Freuden, dessen sanftem Wirken
Ich, Cölus, staune, wo und wie sie kamen,
Und dessen Wesen nur in seinen Früchten
Erkenntlich ist, als heilige Symbole,
Enthüllungen des herrlich schönen Lebens,
Das unsichtbar den ewigen Raum erfüllt:
Der Kraft gehörst du an, glanzvolles Kind!
320 Ihr, deine Götterbrüder, deine Schwestern!
Jetzt aber toben düstre Fehden, Aufruhr
Vom Sohn zum Vater. — O, ich sah ihn fallen,
Von seinem Thron den Erstgebornen stürzen!
Zu mir hob er die Arme, seine Stimme
Drang durch den Donner um sein Haupt zu mir!
Da ward ich bleich und hüllte in Dunst mein Antlitz.
Naht dir ein gleiches Schicksal? — O, ich fürcht es,
Denn ungleich Göttern sah ich meine Söhne;
Göttlich wart ihr geschaffen, göttlich auch
330 In feierlicher, ungestörter Hoheit
Habt ihr gleich hohen Göttern still geherrscht.
Nun seh ich in euch Furcht und Zorn und Hoffnung
Und Thaten voller Wut und Leidenschaft,
Wie mir die Welt, die sterbliche, sie zeigt. —
Das ist mein Gram, o Sohn, ein düstres Zeichen
Von Untergang und plötzlichem Verfall.
Doch kämpfe du, soweit du fähig bist,

Soweit du sichtbar dich als Gott bewegst,
Soweit du jeder bösen Stunde noch
340 Dein luftig Sein entgegensetzen kannst. —
Ich bin nur eine Stimme, und mein Leben
Ist wie der Winde und der Wogen Leben,
Nicht mehr als Wind und Wogen kann ich helfen.
Doch du, du kannst, — drum stehe du voran,
Zuerst im Kampf ergreife du den Bogen,
Eh die gespannte Sehne schwirrt — Zur Erde!
Dort findest du Saturn und seinen Schmerz;
Indessen will ich deiner Sonne warten
Und die Gezeiten treulich dir bewachen.“ —
350 Eh halb dies Flüstern aus dem Raum beendet
Erhob Hyperion sich, und zu den Sternen (350)
Hob er die Lider, öffnete sie weit,
Bis es verstummt; noch immer schaut er gross,
Noch waren es dieselben, stillen Sterne;
Dann neigt er langsam seine breite Brust,
Und wie ein Taucher in den Schaum der See
Beugt er sich nieder auf das luftige Ufer
Und glitt geräuschlos in die stille Nacht.

Hyperion.

(Fragment.)

Buch II.

Genau beim gleichen Flügelschlag der Zeit,
Da in die weh'nde Luft Hyperion tauchte,
Erreichten Thea und Saturn den Ort,
Wo Cybele mit den Titanen trauert.
In einer Höhle war's, wohin kein Licht
Beleidigend auf ihre Thränen fiel;
Wo sie die Seufzer fühlten, doch nicht hörten,
Da donnerndes Gebrüll von Wasserfällen
Und heisre Ströme aus verborgnen Quellen
10 Beständig tosend ihre Flut ergossen.
Fels türmte sich auf Fels, und Zacken kehrten, (10)
Als wären grade sie vom Schlaf erwacht,
Stirn gegen Stirne drohend ihre Hörner,
Und so in tausend wilden Phantasieen
Baut sich das Dach für dieses Nest voll Weh.
Anstatt des Thrones sassen sie auf Kiesel,
Der rauhe Stein war ihre Lagerstatt,
Ein Schieferhang, von hartem Eisen starrend.
Nicht alle waren hier; zur Qual gefesselt
20 Sind einige, andre wandern noch umher.
Cöus und Gyges und Briarëus,
Typhon und Dolor und Porphyron (20)

- Und manchen mehr, die ersten im Gefecht,
 Schloss man in dumpf beklemmte Kerker ein,
 Verbannte sie ins dunkle Element,
 Die Zähne knirschend aufgepresst, die Glieder
 Gleichwie metallne Adern eingezwängt,
 Bewegungslos, nur dass ihr schweres Herz
 Im Schmerze keucht' und sich zusammenkrampfte,
 30 Und dass ihr Puls in Fieberhitze pochte. —
 Doch Mnemosyne wandert in der Welt
 Wie Phöbe, die von ihrem Mond geschieden, (30)
 Und andre, die gleich ihr in Freiheit irrten.
 Die meisten aber fanden hier ihr Obdach:
 Kaum sah man Leben, einer hier, der dort,
 So lagen die Gewaltigen zerstreut
 Gleich einem Circus von Druidensteinen
 Missformt auf abgelegnem Moor, wenn Regen
 Den Abend frostig im November schliesst
 40 Und Nacht den Himmel, ihren Dom, umfängt.
 Ein jeder barg sein Haupt und gönnt dem Nachbar
 Nicht Wort noch Blick, nicht der Verzweiflung That: (40)
 Crëus war einer, die gewaltige Keule
 Lag neben ihm, ein abgerissnes Felsstück
 Zeugt von der Wut, eh er dort niedersank.
 Iapetus ein andrer, in der Faust
 Ein Schlangenleib, dem die gespaltne Zunge
 Vom Halse hing, im Tode langgestreckt,
 Weil das Geschöpf sein Gift nicht spritzen konnte
 50 Ins Auge Jupiters, des Sieggekrönten.
 Daneben Cottus; platt auf dem Gesicht
 Lag er, das Kinn mit Mühe vorgestreckt, (50)
 Und schlug noch auf die Kiesel mit dem Schädel,
 Mit offnem Mund und grausem Augenrollen.

- Asia zunächst, entstammt der riesigen Kaf,
 Die ihrer Mutter Tellus schärfren Schmerz
 Als einer ihrer Söhne einst gekostet.
 Mehr als nur Weh lag in den dunklen Zügen:
 Gedanken des vorausgeahnten Ruhmes;
 60 Vor ihrer weiten Phantasie entstanden
 Im Palmenschatten Tempel, ohnegleichen,
 Am Oxus, an des Ganges heiligen Inseln. (60)
 Wie sich die Hoffnung auf den Anker lehnt,
 Lehnt sie, doch nicht so schön, auf einen Zahn
 Des grössesten von ihren Elefanten. —
 Dicht über ihr auf zackiger Felsenkante
 Gestreckt, das Haupt vergraben in die Hände,
 Enkelados; einst war er zahm und mild,
 Als auf der Wiese er gegrast als Ochse;
 70 Wild wie ein Tiger nun und löwenkühn,
 Denkt er auch jetzt und plant in hellem Zorn,
 Wie Berge er im zweiten Kriege schleudre, (70)
 Der, bald entfacht, die jüngren Götter zwänge,
 In Tier und Vogelleibern sich zu bergen.
 Nicht weit von ihm liegt Atlas, neben ihm
 Ruht Phorkos, der Gorgonen Herr, und dicht
 Okeanos und Tethys, ihr im Schoss
 Schluchzt Klymene in ihr gelöstes Haar.
 Themis grad in der Mitte zu den Füßen
 80 Der Königin Ops, die tief verschleiert war,
 Nichts mehr von ihr zu sehn, als wenn die Nacht
 Der Tannen Gipfel mit den Wolken mengt. — (80)
 Noch manche Namen sind nicht aufgezählt;
 Doch breiten luftwärts sich der Muse Schwingen,
 Wer hielt' den Flug zurück? Und sie muss sagen,
 Wie nun Saturn mit seiner Führerin

Den Fuss, den gleitenden, aus düstrer Tiefe
 Hierher gelenkt. Nun tauchten überm Riff
 Die Häupter auf und ihre Leiber wuchsen,
 90 Bis dass ihr Fuss auf gleicher Höhe stand. —
 Da breitet Thea zitternd ihre Arme,
 Als wollte sie dies Nest voll Weh umfassen. (90)
 Zur Seite auf Saturn kehrt dann ihr Blick
 Und sah den grausen Kampf auf seinem Antlitz;
 Sie sah den Gott zerrissen von der Schwäche
 Des Grams, der Wut und Furcht, der Angst und Rache,
 Der Hoffnung, Reue und zumeist Verzweiflung.
 Umsonst rang er mit allen diesen Plagen;
 Das Schicksal hatte ihm aufs Haupt gegossen
 100 Ein sterblich Öl, das ihm die Weihe raubte.
 Erschreckt hielt Thea still, liess ihn vorüber,
 Zuerst herein zu dem gefallen Stamm. — (100)

Wie bei uns Menschen das beladne Herz
 Noch mehr zerrissen wird und heftiger pocht,
 Wenn es dem trauervollen Hause naht,
 Wo andre an derselben Wunde leiden,
 So fühlt Saturn, wie ihm die Kräfte schwinden.
 Er wäre mit den andern hingesunken,
 Hätt nicht das Auge des Enkelados
 110 Ihn ehrfurchtsvoll getroffen, seine Kraft
 Gab neues Leben ihm. Laut rief er aus:
 „Titanen auf, schaut euren Gott!“ — da seufzten (110)
 Die einen, doch die andern sprangen auf,
 Noch andre weinten — alle beugte Ehrfurcht;
 Ops lüftete des dunkeln Schleiers Falten
 Und zeigte ihre bleiche Stirn und Wange,
 Die düstre Braue und die hohlen Augen.

- Es tönt ein Rauschen durchs Geäst der Fichten,
Erhebt zuerst der Winter seine Stimme,
120 Und ein Getöse geht durch alle Götter,
Bedeutet mit erhobner Hand ein Gott,
Dass seine Zunge die gewichtige Last
Der unaussprechlichen Gedanken trägt (120)
Voll Donner und Musik und hoher Macht.
Das klingt dem Rauschen gleich der dunklen Fichten,
Und wenn dies schweigt, so folgt ihm in den Bergen
Kein neuer Laut; doch hier bei den Gefallnen
Hob aus dem Schweigen sich Saturnus Stimme
Und wuchs wie ein Orkan, der neu beginnt,
130 Wenn andre Harmonieen, abgebrochen,
Nur in der Luft ein leises Zittern lassen.
So schwoll es an — „Nicht in der eignen Brust,
Die nur in sich den grossen Richter sieht, (130)
Find ich den Grund, warum ich euch so sehe!
Nicht in der Sage von den ersten Tagen,
Enthüllt in alten, geistbelebten Blättern,
Die der gestirnte Uranus vom Ufer
Der Finsternis errettet, als die Wogen
Dort ebbend es im seichten Dunkel hielten.
140 Dies Buch, ihr wisst es, hab ich stets gehalten
Für meinen starken Schemel — ach ein schwacher!
Nicht dort, in keinem Zeichen noch Symbole,
Der Elemente schaudervollen Wundern,
In Feuer nicht, noch Wasser, Luft und Erde, (140)
Wenn sie in Frieden oder Aufruhr sind,
Zusammen oder miteinander kämpfen,
Wenn Regenflut im Streit von Luft und Feuer
Ertränkend beide auf die Erde drückt,
Wo sie mit Schwefel in vierfacher Wut

150 Die arme Welt zerstören; — nicht der Kampf,
 Aus dem mir oft seltsame Einsicht kam,
 Giebt mir den Grund, warum ihr so müsst sein!
 Nein, nirgend lös ich's auf, wie ich auch suche (150)
 Und in des Universums Blättern forsche
 Bis zur Ermattung, wie ihr Göttlichen,
 Ihr Erstgeborenen der lebendigen Götter,
 Euch bücken sollt vor einer Macht, die doch
 Kein Zittern wert. Und doch, ihr seid nun hier
 Geschlagen, überwunden und geschmäht!
 160 Titanen, soll ich sagen: „Auf!“ — ihr seufzt,
 Und sprech ich: „Unterwerft euch!“ — seufzt ihr auch.
 O weiter Himmel, unsichtbarer Vater!
 O was vermag ich, sprecht ihr Brüdergötter, (160)
 Wie können wir dem grossen Zorn genügen?
 O sagt mir euren Rat! Saturnus Ohr
 Lauscht euch begierig. Du Okeanos
 Wägst Höhn und Tiefen ab; dein Antlitz zeigt,
 — Ich staune, — jenes strenge Selbstgenügen,
 Das der Gedanke bringt! O gieb uns Hilfe!“

170 So endete Saturn. — Der Gott des Meeres,
 Ein Weiser, nicht aus des Kephisos Hainen,
 Vom Denken in des Wassers Schatten weise,
 Erhob mit nicht mehr feuchten Locken sich (170)
 Und sprach mit Murmeln, das die Zunge mühsam
 Erst kindergleich der fernen Brandung nachhallt:
 „O ihr, die Wut verzehrt! und Leidenschaft
 Zum Kampfe zerzt und eure Angst nur nährt!
 Macht eure Sinne auf, steift eure Ohren,
 Denn meine Stimme ist kein Zorngebrüll.
 180 Hör mich, wer will, ich bringe den Beweis:

- Ihr seid gezwungen, Knechtschaft zu ertragen,
Und im Beweis will ich den Trost euch geben,
Vermögt ihr ihn, den wahren Trost, zu fassen. (180)
Wir fallen dem Gesetze der Natur,
Nicht Jovis Donner; du Saturn, du Grosser,
Hast wohl das Universum durchgeforscht,
Doch nur danach, dass du der König bist;
Von solcher Oberherrlichkeit geblendet,
War doch ein Ausweg deinem Aug' verhüllt,
190 Durch welchen ich zu ewiger Wahrheit schritt.
Denn wie du nicht der Mächte erste warst,
Bist du die letzte nicht, kannst es nicht sein,
Du bist der Anfang nicht und nicht das Ende. (190)
Vom Chaos und der Finsternis entstand
Das Licht als erste Frucht des Urweltbrodems,
Der dunklen Gärung, die zu grossem Zwecke
In sich gereift. — Da kam die reife Stunde
Und es ward Licht, und sieh das Licht vermischte
Dem eigenen Erzeuger sich und rief
200 Den ganzen ungeheuren Stoff zum Leben.
In jener Stunde wurden unsre Eltern,
Der Himmel und die Erde eingesetzt.
Dann sahst du, Erstgeborner, dich als Herrscher (200)
Mit uns Giganten über neue Reiche.
Nun kommt der Wahrheit Pein, wem Pein sie ist.
O Thorheit! Denn die nackte Wahrheit tragen
Und ihr ins Antlitz gross und ruhig schauen
Das ist der Hoheit Gipfel. Merkt es wohl!
Wie Erd und Himmel schöner sind, weit schöner
210 Als Finsternis und Chaos, einst die ersten,
Und wie wir Erd und Himmel überragen
In Form, in Schönheit der Gestalt und Willen,

- In freier Handlung und Vollkommenheit (210)
Und tausend Zeichen eines reinren Lebens,
So tritt in unsre Spur Vollkommeres,
Von uns geboren eine Macht der Schönheit,
Uns überlegen, wie wir übertrafen
An Glanz die alte Dunkelheit. Wir sind
Nicht mehr davon besiegt, als einst von uns
220 Des Chaos Ungestalt. Sprecht, soll der Boden
Dem stolzen Walde grollen, den er nährte
Und weiter nährt, der schöner als er selbst?
Könnt er der grünen Haine Herrschaft leugnen? (220)
Und soll der Baum die Taube denn beneiden
Um ihres Girrens und der Flügel willen,
Womit sie wandert, wo sie Freude findet?
Wir sind die Bäume, unsre schöne Zweige
Erzeugten nicht nur einsam weisse Tauben,
Nein, Adler, goldbeschwingte, die ob uns
230 In ihrer Schönheit steigen, uns beherrschen
Nach diesem Recht der ewigen Gesetze:
Dass höchster Schönheit höchste Macht gebührt:
Durch dies Gesetz mag ein Geschlecht erstehen, (230)
Das unsre Überwinder trifft wie uns.
Habt ihr gesehn den jungen Gott der Meere,
Der mich entthront? Saht ihr sein Angesicht?
Saht ihr den Wagen auf dem Schaum gezogen
Von edlen Flügelrossen, die er schuf?
Ich sah ihn übers ruhige Wasser eilen,
240 Solch eine Glut der Schönheit in den Augen,
Dass es mich zwang, betrübt Lebewohl zu sagen
All meinen Reichen: Abschied nahm ich traurig
Und kam hierher, zu sehn wie das Geschick (240)
So schmerzlich euch bedrückt, und wie am besten

Ich Trost euch brächte in dem tiefsten Weh.
So nehmt die Wahrheit, lasst sie Balsam sein!“

Ob er sie überzeugt, ob aus Verachtung,
Sie schwiegen, als Okeanos gesprochen,
Was nur der tiefste Denker sagen kann?
250 Doch Stille herrschte, keiner gab die Antwort,
Als nur Clymene, deren keiner achtet.
Doch war es auch nicht Antwort, war nur Klage;
Mit heissen Lippen, mild aufblickend wagte (250)
Sie schüchtern dieses Wort zu den Gewaltigen:
„O Vater, ich bin hier die schwächste Stimme
Und weiss nur eines, dass die Freude floh,
Dass sich das Weh in unsre Herzen schlich,
Um immer, wie ich fürchte, dort zu bleiben.
Nicht kündet' ich das Übel, könnt' ich denken,
260 Dass solch ein schwach Geschöpf die Hilfe wende,
Die rechtens von den mächtigen Göttern kommt,
Lasst meine Sorgen sprechen, lasst mich sagen,
Was ich gehört, wie es mich weinen machte (260)
Zu wissen, dass uns jede Hoffnung schwand.
Ich stand an einem freundlich schönen Ufer,
Wohin ein stilles Land voll Blütenduft
Des Friedens wundersüssen Hauch ergoss,
Voll sanfter Freude war's, wie ich voll Gram;
Zu reich an Lust, an köstlich sanfter Wärme,
270 So dass im Herzen ich die Regung spürte
Die Einsamkeit zu schelten und zu schmähn
Mit Schmerzensliedern, unsres Leids Musik.
Ich setzte mich und suchte eine Muschel (270)
Und haucht' hinein die trübe Melodie —
O Melodie nicht mehr! Denn wie ich sang

Und kunstlos von dem Winde tragen liess
Der Muschel Echo, kam vom waldigen Strand
Jenseits von einer Insel in der See
Ein Zauberklang auf leichtbewegtem Wind,
290 Der mir das Ohr betäubte und ergriff.
Ich warf die Muschel nieder auf den Sand,
Sie füllt' die Woge, so wie mir den Sinn,
Die neue köstlich goldne Melodie. (290)
Lebendiger Tod erklang aus jedem Laut,
In jedem Strome der verzückten Töne,
Die nacheinander hin und doch zugleich,
Wie von der Schnur gelöste Perlen fielen,
Und dann noch eine und noch eine Weise,
Wie vom Olivenzweig die Taube fliegt,
290 Getragen von Musik statt stummer Schwingen.
Es schwebte mir ums Haupt, mir war so weh
Von Gram und Lust zugleich. Doch wuchs der Gram,
Ich hielt mir die berauschten Ohren zu. (290)
Doch trotz der Hände zitterndem Verschluss
Klang eine Stimme süsser als Musik
Und immer rief's: „Apollo, junger Gott!
O junger, morgenstrahlender Apollo!“
Ich floh, es folgte mir und rief: „Apollo!“
O Vater, Brüder, hättet ihr gefühlt
300 Die Pein, Saturnus, hättest du gefühlt,
Ihr nenntet nicht anmassend diese Zunge,
Dass sie es wagt, von euch gehört zu werden.“

So floss die Stimme schlichtern wie ein Bach, (300)
Der an dem glatten Kieselufer zögert,
Die See noch fürchtet: doch schon nimmt die See
Ihn schauernd auf, denn des Enkelados

- Gewaltige Stimme überbraust den Laut:
Das mächtige Wort scholl gleich den dumpfen Wogen
Von dem gehöhlten Felsenriff zurück,
310 Indes er noch auf seinen Arm sich lehnte,
Sich nicht erhob, in äusserster Verachtung:
„Nun, sollen wir den Überweisen hören,
Wie, oder lauschen wir der Thörichtsten? (310)
Nicht Donnerkeil auf Donnerkeil, — bis Zeus'
Rebellenwaffen ganz verschossen sind,
Nicht Welt auf Welten, die man auf mich türmte,
Zerpeinigten mich so wie Kinderworte
Inmitten dieses grauenvollen Sturzes.
Sprecht! brüllt! ruft! gellt! ihr schlafenden Titanen.
320 Vergesst ihr denn die Schläge und die Hiebe?
Und dass euch stürzte eines Neulings Arm?
Vergisst du Afterherrscher deiner Wogen,
Wie du die See gepeitscht? — Wie? Ich zerbrach (320)
Mit wenigen Worten schon den dumpfen Bann?
O Freude! denn nun seid ihr nicht verloren,
O Freude! denn nun seh ich tausend Augen
Weit offen, rachedürstend!“ — Wie er sprach,
Hob er den mächtigen Leib empor und stand,
Und ohne Unterbrechung fuhr er fort:
330 „Nun flammt ihr auf, ich will euch brennen lehren,
Wie ihr den Äther euch von Feinden reinigt
Und den gekrümmten Feuerstachel führt,
Um Jovis dichte Wolken fortzusengen, (330)
Im eignen Zelt den Nichtigen zu ersticken.
Lasst ihn die Bosheit fühlen, die er that;
Denn schelt ich auch, Okeanos, die Lehre,
So schmerzt mich mehr als der Verlust des Reichs:
Entflohn sind uns des Friedens Ruhetage,

Die Tage unbekannt mit wüstem Kriege,
340 Da noch des Himmels schöne Wesen kamen,
Um offenen Augs zu lauschen, was wir sprachen:
Das war, eh wir gelehrt die Stirn zu runzeln,
Eh unsre Lippen Zornesworte kannten, (340)
Eh wir gewusst, dass man das Flügelwesen
Den Sieg gewinnen und verlieren kann.
Denkt ihr daran, dass noch Hyperion,
Der glänzendste der Brüder, aufrecht steht? —
Hyperion schaut! Sein Strahlenglanz ist hier!“

Noch ruhten auf Enkelados die Blicke
350 Und alle sahen, als Hyperions Name
Von seinen Lippen zum Gewölbe flog,
Um seine ernsten Züge blassen Glanz;
Nicht wild mehr, sah er doch so manchen Gott (350)
Gleich sich im Zorn! Er schaute rings umher,
Sah einen Funken Lichts in jedem Antlitz,
Am hehrsten bei Saturn, die grauen Locken
Erglänzten wie der lichte Schaum am Kiel,
Wenn er die mitternächtige Woge pflügt.
So harrten sie in blassem Silberschweigen,
360 Bis plötzlich jetzt ein Strahl, gleichwie der Morgen,
Der Schluchten allerdunkelste durchdrang!
Die düstern Orte der Vergessenheit,
Ein jeder Abgrund, jede alte Spalte (360)
Und jede Höhe, jede dumpfe Tiefe,
Ob schweigend, ob umtost von lauten Strömen,
Und all der Katarakte ewige Fluten
Und all die wilden Bäche nah und fern,
Ehdem verhüllt von ungeheuren Schatten,
Sah nun das Licht — und machten's fürchterlich.

- 370 Das war Hyperion: — auf granitnen Fels
Setzt' er den lichten Fuss, hielt an und schaut
Das Elend, das sein Licht da aufgedeckt
Zum hassenswerten Anblick seiner selbst. (370)
Sein Haar war golden, kurz in dichten Locken,
Von königlicher Majestät der Leib,
Ein Schatten in dem eignen Strahlenglanz,
Wie Memnons Bild beim Sonnenuntergang
Dem Wanderer von des Ostens Dämmerung scheint:
Und Seufzer, klagend wie des Memnon Harfe,
380 Stieß er hervor, indes gedankenvoll
Die Hände schweigend er zusammenpresste.
Aufs neu ergriff Verzweiflung alle Götter
Beim Anblick des bestürzten Tageskönigs, (380)
Und mancher barg sein Antlitz vor dem Licht.
Enkelados jedoch sandt wilde Blicke
Zu seiner Bruderschaft, bei ihrem Feuer
Erhob sich Japetus und Creus, auch
Der seegeborne Phorkus, zu ihm eilten
Sie alle, wo er einem Turm gleich stand;
390 Laut riefen diese vier Saturnus Namen,
Vom Fels rief laut Hyperion: „Saturn!“
Saturn sass nahe bei der Göttermutter,
Ihr Antlitz zeigt nicht Freude, wenn auch alle (390)
Mit voller Kehle nun „Saturnus“ riefen.
-

Hyperion.

(Fragment.)

Buch III.

So schwankten die Titanen auf und nieder,
Bald zwischen Aufruhr, bald erzwungner Ruhe;
O lass sie, Muse! lass sie ihrem Weh;
Denn müde bist du, grausen Lärm zu singen:
Und deinen Lippen frommt ein stiller Schmerz,
Sie stimmen gern ein einsam Klaglied an.
Lass sie, o Muse! Denn bald wirst du finden
Manch eine alte Gottheit, die gefallen,
Und dann umsonst, verirrt am Strande wandert.
10 Indessen rühre fromm du Delphis Harfe,
Und Himmelswinde werden gern sich mischen
Dem sanften Ton von Doriens süsser Flöte;
Denn auf! es gilt dem Vater aller Lieder,
Lass tiefer jede Purpurfarbe flammen,
Und lass die Rose dunkel warm erglühn
Und lass die Morgen- und die Abendwolken
In üppigen Flocken über Hügel eilen,
Und lass den roten Wein kühl wie die Welle
Im Becher schäumen; lass die zarte Muschel
20 In Meerestiefen durch ihr Labyrinth
In Scharlach leuchten; und lass tief erröten
Die Maid vom warmen Kusse überrascht!

- Vornehmstes Eiland schattiger Cykladen,
Freu dich, o Delos, im Olivenhain
Mit deinen Palmenschatten, deinen Pappeln,
Darein der Zephir haucht sein schönstes Lied,
Den dichten, dunkelstämmigen Haselbüschen!
Noch einmal gilt Apoll das goldne Lied!
Wo weilte er, als der Gigant der Sonne
30 Umleuchtet stand in seiner Brüder Leid?
Er liess die Mutter und die Zwillingschwester
Zusammen schlafend in der Laube Schatten,
Und in des Morgens Zwielficht wandert er
Am Weidenufer eines Baches hin.
Maiglöckchen wuchern bis zum zarten Enkel;
Schon schwieg die Nachtigall, nur wenige Sterne
Sahn zögernd noch vom Himmel und die Amsel
Begann den Morgensang. Die ganze Insel
Wies kein Versteck und keine Höhle auf,
40 Wo man der Wogen Murmeln nicht gehört,
Wenn auch nur leis in grüner Einsamkeit
Er lauschte und er weinte, helle Thränen
Benetzten tropfend seinen goldnen Bogen.
So stand er, seine Augen halb umschleiert;
Da schritt hervor aus tiefverhängten Zweigen
Mit feierlichen Schritten eine Göttin;
In ihren Blicken las er eine Kunde,
Die er mit Eifer zu erraten suchte.
Indessen sprach verwundert er und weich:
50 „Wie, kamst du übers bodenlose Meer?
Wär dieses strenge Antlitz, die Gestalt
Bisher unsichtbar diesem Thal geblieben?
Gewiss, ich hörte dies Gewand schon rauschen
Auf welken Blättern, wenn im kühlen Hain

- 150 Die arme Welt zerstören; — nicht der Kampf,
 Aus dem mir oft seltsame Einsicht kam,
 Giebt mir den Grund, warum ihr so müsst sein!
 Nein, nirgend lös ich's auf, wie ich auch suche (150)
 Und in des Universums Blättern forsche
 Bis zur Ermattung, wie ihr Göttlichen,
 Ihr Erstgeborenen der lebendigen Götter,
 Euch bücken sollt vor einer Macht, die doch
 Kein Zittern wert. Und doch, ihr seid nun hier
 Geschlagen, überwunden und geschmäht!
- 160 Titanen, soll ich sagen: „Auf!“ — ihr seufzt,
 Und sprech ich: „Unterwerft euch!“ — seufzt ihr auch.
 O weiter Himmel, unsichtbarer Vater!
 O was vermag ich, sprecht ihr Brüdergötter, (160)
 Wie können wir dem grossen Zorn genügen?
 O sagt mir euren Rat! Saturnus Ohr
 Lauscht euch begierig. Du Okeanos
 Wägst Höhn und Tiefen ab; dein Antlitz zeigt,
 — Ich staune, — jenes strenge Selbstgentigen,
 Das der Gedanke bringt! O gieb uns Hilfe!“

- 170 So endete Saturn. — Der Gott des Meeres,
 Ein Weiser, nicht aus des Kephisos Hainen,
 Vom Denken in des Wassers Schatten weise,
 Erhob mit nicht mehr feuchten Locken sich (170)
 Und sprach mit Murmeln, das die Zunge mühsam
 Erst kindergleich der fernen Brandung nachhallt:
 „O ihr, die Wut verzehrt! und Leidenschaft
 Zum Kampfe zerzt und eure Angst nur nährt!
 Macht eure Sinne auf, steift eure Ohren,
 Denn meine Stimme ist kein Zorngebrüll.
- 180 Hör mich, wer will, ich bringe den Beweis:

- Ihr seid gezwungen, Knechtschaft zu ertragen,
Und im Beweis will ich den Trost euch geben,
Vermögt ihr ihn, den wahren Trost, zu fassen. (180)
Wir fallen dem Gesetze der Natur,
Nicht Jovis Donner; du Saturn, du Grosser,
Hast wohl das Universum durchgeforscht,
Doch nur danach, dass du der König bist;
Von solcher Oberherrlichkeit geblendet,
War doch ein Ausweg deinem Aug' verhüllt,
190 Durch welchen ich zu ewiger Wahrheit schritt.
Denn wie du nicht der Mächte erste warst,
Bist du die letzte nicht, kannst es nicht sein,
Du bist der Anfang nicht und nicht das Ende. (190)
Vom Chaos und der Finsternis entstand
Das Licht als erste Frucht des Urweltbrodems,
Der dunklen Gärung, die zu grossem Zwecke
In sich gereift. — Da kam die reife Stunde
Und es ward Licht, und sieh das Licht vermischte
Dem eigenen Erzeuger sich und rief
200 Den ganzen ungeheuren Stoff zum Leben.
In jener Stunde wurden unsre Eltern,
Der Himmel und die Erde eingesetzt.
Dann sahst du, Erstgeborner, dich als Herrscher (200)
Mit uns Giganten über neue Reiche.
Nun kommt der Wahrheit Pein, wem Pein sie ist.
O Thorheit! Denn die nackte Wahrheit tragen
Und ihr ins Antlitz gross und ruhig schauen
Das ist der Hoheit Gipfel. Merkt es wohl!
Wie Erd und Himmel schöner sind, weit schöner
210 Als Finsternis und Chaos, einst die ersten,
Und wie wir Erd und Himmel überragen
In Form, in Schönheit der Gestalt und Willen,

- In freier Handlung und Vollkommenheit (210)
 Und tausend Zeichen eines reinren Lebens,
 So tritt in unsre Spur Vollkommeres,
 Von uns geboren eine Macht der Schönheit,
 Uns überlegen, wie wir übertrafen
 An Glanz die alte Dunkelheit. Wir sind
 Nicht mehr davon besiegt, als einst von uns
 220 Des Chaos Ungestalt. Sprecht, soll der Boden
 Dem stolzen Walde grollen, den er nährte
 Und weiter nährt, der schöner als er selbst?
 Könnt er der grünen Haine Herrschaft leugnen? (220)
 Und soll der Baum die Taube denn beneiden
 Um ihres Girrens und der Flügel willen,
 Womit sie wandert, wo sie Freude findet?
 Wir sind die Bäume, unsre schöne Zweige
 Erzeugten nicht nur einsam weisse Tauben,
 Nein, Adler, goldbeschwingte, die ob uns
 230 In ihrer Schönheit steigen, uns beherrschen
 Nach diesem Recht der ewigen Gesetze:
 Dass höchster Schönheit höchste Macht gebührt:
 Durch dies Gesetz mag ein Geschlecht erstehen, (230)
 Das unsre Überwinder trifft wie uns.
 Habt ihr gesehn den jungen Gott der Meere,
 Der mich entthront? Saht ihr sein Angesicht?
 Saht ihr den Wagen auf dem Schaum gezogen
 Von edlen Flügelrossen, die er schuf?
 Ich sah ihn übers ruhige Wasser eilen,
 240 Solch eine Glut der Schönheit in den Augen,
 Dass es mich zwang, betrübt Lebewohl zu sagen
 All meinen Reichen: Abschied nahm ich traurig
 Und kam hierher, zu sehn wie das Geschick (240)
 So schmerzlich euch bedrückt, und wie am besten

Ich Trost euch brächte in dem tiefsten Weh.
So nehmt die Wahrheit, lasst sie Balsam sein!“

Ob er sie überzeugt, ob aus Verachtung,
Sie schwiegen, als Okeanos gesprochen,
Was nur der tiefste Denker sagen kann?
250 Doch Stille herrschte, keiner gab die Antwort,
Als nur Clymene, deren keiner achtet.
Doch war es auch nicht Antwort, war nur Klage;
Mit heissen Lippen, mild aufblickend wagte (250)
Sie schüchtern dieses Wort zu den Gewaltigen:
„O Vater, ich bin hier die schwächste Stimme
Und weiss nur eines, dass die Freude flog,
Dass sich das Weh in unsre Herzen schlich,
Um immer, wie ich fürchte, dort zu bleiben.
Nicht kündet' ich das Übel, könnt' ich denken,
260 Dass solch ein schwach Geschöpf die Hilfe wende,
Die rechtens von den mächtigen Göttern kommt,
Lasst meine Sorgen sprechen, lasst mich sagen,
Was ich gehört, wie es mich weinen machte (260)
Zu wissen, dass uns jede Hoffnung schwand.
Ich stand an einem freundlich schönen Ufer,
Wohin ein stilles Land voll Blütenduft
Des Friedens wunderschönen Hauch ergoss,
Voll sanfter Freude war's, wie ich voll Gram;
Zu reich an Lust, an köstlich sanfter Wärme,
270 So dass im Herzen ich die Regung spürte
Die Einsamkeit zu schelten und zu schmähn
Mit Schmerzensliedern, unsres Leids Musik.
Ich setzte mich und suchte eine Muschel (270)
Und haucht' hinein die trübe Melodie —
O Melodie nicht mehr! Denn wie ich sang

III.

Glückselige Zweige! nimmer könnt ihr streuen
Die Blätter, da der Lenz euch nimmer flieht;
Glückseliger Spielmann, wirst dich immer freuen
Entlockst der Flöte du ein neues Lied;
Dreimal glücklich selige Liebeslust!
Die immer warm und neu empfunden wird,
Du ewig sehnsuchtsvolle, ewig junge,
Hoch über Leidenschaft in Menschenbrust; —
Die lässt das Herz beladen und verwirrt
Und fieberheiss die Stirne, dürr die Zunge!

IV.

Wer ist sie, dort die heilige Opferschar?
Wohin, geheimnisvoller Priester, führt
Den Stier, den brüllenden, ihr zum Altar,
Dess seidne Flanken ihr mit Kränzen ziert?
Wo liegt die Stadt? Am Fluss, am Seegestade,
Am Bergeshang im Schutz der Citadelle,
Die fromm am Morgen dieses Volk verlassen?
Nun bleiben immer schweigend deine Pfade,
Und zum Bericht, warum so öd die Gassen,
Kehrt keine Seele heim zu deiner Schwelle.

V.

O schöne Form! O attisches Gebild!
Von marmornen Gestalten rings umdrängt,
Von Blattgezweig und Rankenwerk umhüllt;
Wie sich dein Schweigen auf uns niedersenkt!
Das Denken bannst du gleich der Ewigkeit!
Rafft einstmals dies Geschlecht das Alter hin,
Bleibst du bestehn inmitten andrer Leid.
Ein Freund der Menschheit lehrst du dies Gebot:
„Schönheit ist wahr und Wahrheit schön!“ — Den Sinn
Müsst ihr verstehn, dies eine thut euch not!

2. Ode an den Müssiggang.

I.

Einst in der Frühe sah ich drei Gestalten
Seitwärts gesenkten Nackens, Hand in Hand
Sich ruhigen Schrittes nacheinander halten
Auf weichen Sohlen, weiss war ihr Gewand.
Sie gingen hin wie marmorne Figuren,
Wenn eine Vase man zur Seite dreht,
Und kehrten wieder, wie Gestalten kehren,
Dreht man die Vase in die alten Spuren.
Sie waren fremd mir, wie's selbst Forschern geht,
Die eingeweiht des Phidias Kunst verehren.

II.

Wie konntet, Schatten! unbekannt ihr nahn,
Wie konnt' euch diese Maske vor mir hehlen?
War es ein schweigend tief versteckter Plan,
Mir ohne Werk den müssigen Tag zu stehlen?
Reif war die Stunde! Um die Augen floss
Die Wolke seliger Musse schlummertrunken,
Mein Puls schlug sacht, bis stachellos das Leid
Und bis der Kranz der Freude blütenlos.
Warum zerflusst ihr nicht, liesst mich versunken,
Von nichts belästigt als Vergessenheit?

III.

Zum dritten kamen sie, und jede wandte
Zu mir den Blick, dann schwanden sie vorbei.
Da lechzte ich nach Flügeln, o ich brannte
Zu folgen ihnen, denn ich kannt' die drei.
Die Liebe kam, ein schönes Mägdelein;
Der Ehrgeiz dann mit Wangen blass wie Leid, —
Wachsam mit müdem Blicke schläft er nie; —
Zuletzt sie, die ich liebe mehr, je mehr
Man Tadel auf sie häuft, unsanfte Maid —
Ich wusst': es war mein Dämon Poesie.

IV.

Sie schwanden hin! Fürwahr, was braucht ich Schwingen?
O Thorheit! Was ist Liebe? Lass sie ziehn!
Und um den armen Ehrgeiz! Ihm entspringen
Der kleinen Herzen Fieberphantasien.
Und Poesie! — mir bringt sie keine Freuden,
Wie ich sie süß zur Mittagsstille fand,
An Abenden im müssigen Traum versenkt.
O eine Ewigkeit, so frei von Leiden,
Dass mir des Mondes Wechsel unbekannt,
Kein emsiger Tageslärm mich mehr umdrängt!

V.

Ach, warum kamen sie noch einmal wieder;
Ist doch mein Schlaf von zartem Traum durchwebt;
Auf meine Seele fallen Blüten nieder,
Wo Licht und Schatten auf und nieder schwebt:
Der Morgen ist bewölkt, doch fällt kein Regen,
Nur Maienthränen hängen ihm am Lid.
Durchs offene Fenster, wo die Ranken lehnen,
Dringt Amselschlag herein und Knospensegen. —
O Schatten! Zeit war's, dass ich von euch schied!
Auf euer Kleid fiel keine meiner Thränen.

VI.

Lebt wohl, ihr Geister! Ihr könnt nicht erheben
Mein kühlgebettet Haupt vom Blütenrain.
Wollt nicht vom Lobe übersättigt leben,
Verhätschelt nicht in einem Rührstück sein!
Entschwindet sanft dem Blicke mir und seid
Nun wieder nur der Vase Traumgestalten.
Lebt wohl! Mir winket nachts der Träume Glück,
Und sanfte Träume hält der Tag bereit.
Hinweg, Phantome! Euch wird nicht mehr halten
Mein müßiger Geist, kehrt nimmermehr zurück!

3. Ode an die Melancholie.

I.

Nein, nein, geh nicht zu Lethes dunklem Reiche,
Dem Bilsenkraut musst du den Saft nicht rauben;
Und leide nicht, dass dir die Stirn, die bleiche,
Nachtschatten küsse mit den Purpurtrauben;
Flicht nicht den Rosenkranz aus Taxusbeeren,
Lass nicht den dunklen Totenfalter sein
Der Psyche Bild — und nicht die Eule wähle,
Um deines Grams Mysterien zu hören.
Auf Schatten dringt zu traumhaft Schatten ein,
Umnebelt wird die wache Angst der Seele.

II.

Doch soll die Schwermut dir vom Himmel sinken,
Schnell, wie die Wolke weinend niederquillt,
Aus der die welken Knospen Leben trinken,
Und die in Schnee die grünen Hügel hüllt,
Dann lass am Rosentau dein Leid sich weiden,
Am Regenbogen auf der salzigen Flut,
An der Päonie reicher Blütenpracht.
Und will im Zorn dich die Geliebte meiden,
Fass ihre Hand, lass ihr den raschen Mut
Und schau ihr tief, tief in des Auges Nacht. —

III.

Sie weilt bei Schönheit — Schönheit, welche stirbt,
Und Freude, die zum Abschied an die Lippen
Den Finger drückt, und Wonne, die verdirbt,
Zum Gifte wird, wenn Bienen daran nippen:
Ja, grade in der Freude Tempel lässt
Die Schwermut sich errichten den Altar;
Nur sichtbar ihm, der kühn voll Leidenschaft
Den Kelch der Lust an seine Lippen presst;
Sein Geist allein wird ihre Macht gewahr,
Und als Trophäe hält sie ihn in Haft. —

4. Ode an die Nachtigall.

I.

Mich schmerzt das Herz, Betäubung hält in Haft
Die Sinne mir, als hätte ich getrunken
Bis auf die Neige giftigen Mohnes Saft
Und wäre dann in Lethes Flut gesunken:
Es ist nicht Neid auf dein glückselig Los,
Zu sehr hab ich mit dir dein Glück gefühlt —
O leichtbeschwingte Dryas du der Bäume!
Im grünen Blätterschoss
Der Birke, wenn ihr Schatten dich umkühlt,
Singst du vollkehlig deine Sommerträume.

II.

O einen Trunk des Weins, der in der Kühle
Gelagert lang in tiefgewölbter Erde,
Dass Blumen, Waldesgrün ich wieder fühle,
Tanz, Minnesang und Sommerlust mir werde!
O einen Becher voll vom Süden bringt,
Vom Nass der Hippokrene soll er glühn,
Wo bis zum Rand mit Perlenschaumgefunkel
Der feuchte Purpur winkt;
Den möchte ich trinken, dann der Welt entfliehn,
Mit dir hinschwinden in des Waldes Dunkel.

III.

Hinschwinden fern! Vergessen und versenken,
Was man auf deinem Zweig dich nie gelehrt;
Die Müdigkeit, das Fieber und das Kränken,
Hier, wo man nur des andern Seufzer hört;
Wo letzte graue Haare Schwäche schüttelt,
Wo Jugend blass, gespenstisch wird und stirbt;
Wo nur zu denken voll sein heisst von Sorgen,
Wo uns Verzweiflung rüttelt,
Wo auch der Schönheit heller Glanz verdirbt,
Den Liebe kaum betrauert bis zum Morgen.

IV.

Fort! Fort von hier! Denn zu dir will ich dringen,
Und nicht entführt von Bacchus Parderwagen,
Nein, auf der Dichtung unsichtbaren Schwingen,
Kann auch das dumpfe Hirn es noch nicht tragen:
Schon bin ich bei dir! Lieblich ist die Nacht,
Auch Luna fehlt auf ihrem Throne nicht,
Von allen ihren Sternenfeen umdrängt;
Doch hier, hier ist kein Licht,
Als das der Wind vom Himmel hergebracht,
Das sich durch dichtes, grünes Dickicht zwingt.

V.

Ich sehe nicht die Blumen mir zu Füßen,
Nicht welch ein Wohlgeruch am Baume hängt,
Doch in balsamischer Luft ahn' ich die süssen,
Die alle uns der Frühlingsmond geschenkt,
Die er in Dickicht, Baum und Gras erschloss:
Der Weissdorn und die wilde Rose blüht,
Und Veilchen, die sich in die Blätter schmiegen,
Des Maien erster Spross,
Die Anemone, die von Tau umsprüht
Ein summend Nest wird allen Sommerfliegen.

VI.

Im Dunkeln lausch ich; oft hab ich gezollt
Fast Liebe ihm, dem Friedensbringer Tod,
Rief ihn mit Schmeichelnamen süß und hold,
Mich sanft zu lösen von des Lebens Not;
Nun mehr als je scheint es mir reich zu sterben,
Sich mitternächtlich, schmerzlos zu verzehren,
Da deine Seele auf Gesangesflügel
Ausströmt in seligem Werben!
Du würdest singen, ich könnt dich nicht hören —
Wär für dein Requiem ein Rasenhügel.

VII.

Du Hehre warst nicht für den Tod geboren!
Kein hungriges Geschlecht tritt dich danieder.
Die Stimme, die ich höre, sang den Ohren
Von Narr und Kaiser einst dieselben Lieder:
Vielleicht war es der gleiche Klang, der leise
Zum Herzen Ruths sich stahl, als heimwehkrank
Inmitten fremden Korn's sie weinend stand;
Oft war es deine Weise,
Die ins Gemach des Zauberschlosses drang,
Das meerumrauscht ins Feenland verbannt.

VIII.

Verbannt! Wie eine Glocke tönt dies Wort,
Das mich von dir zur Einsamkeit verweist!
Fahr wohl! Die Phantasie täuscht uns nichts fort,
Was man auch von ihr rühmt, trugvoller Geist!
Fahr wohl! Fahr wohl! Dein Klagelied entschwindet,
Auf Strom und Wießen fern hört man es kaum,
Bis auch der letzte Ton sich birgt, der schwache,
Dort, wo das Thal sich windet:
War es ein Trugbild, war es wacher Traum?
Ich weiss nicht, ob ich schlafe oder wache. —

5. Ode an Psyche.

O Göttin! hör das Lied, das ich erkor,
Zu dem mich heut ein süß Erinnern zwang;
Verzeih mir, wenn ich dein Geheimnis sang,
Wenn auch nur für dein eignes zartes Ohr:
Gewiss, ich träumt; denn hätte ich gesehen,
Beschwingte Psyche, dich mit wachem Blick?
Gedankenlos im Walde mocht ich gehen,
Da hielt ein Staunen plötzlich mich zurück:
Zwei schöne Wesen bei einander liegen
Sah ich im tiefsten Gras, ein Blütendach
Rauscht leise drüber hin, zur Seite fließt
Geheimnisvoll ein Bach.

Wo still und kühl sich duftige Blumen wiegen,
Blau, silberweiss und purpurn alles spriesst,
Da lagen atmend sie auf Rasenbette;
Die Arme und die Flügel dicht verschlungen,
Die Lippen leicht gelöst, doch nicht gezwungen,
Kein Abschied war's, sie durfte Schlaf nur trennen,
Bereit sich wieder Kuss auf Kuss zu rauben,
Erwacht beim ersten Dämmern Lieb aufs neue.

Den Flügelknaben muss ich kennen,
Doch wer bist du, glücklichste der Tauben?
Psyche, die Treue!

Du Letztgeborne, lieblich ohnegleichen,
Aus des Olympos Welt, die längst versunken!
Schöner als Phöbes Stern in Saphirreichen,
Und Hesperus, des Himmels Liebesfunken;
Schöner, wenn dir auch keine Tempel ragen
Und kein Altar von Blumen ward umwunden,
Kein Jungfrauenchor dir singt die süßen Klagen
Zu mitternächtigen Stunden;
Nicht Stimme, Leier, nicht des Weihrauchs Dunst,
Der aus geschwungenem Kessel quillt;
Nicht Altar, Hain und nicht Orakelkunst,
Prophetentraum, von bleichem Mund enthüllt!

Glanzvollste! wenn zu spät auch für Gebete,
Zu spät auch für der gläubigen Leier Klang,
Da es noch heilig durch die Zweige wehte
Und heilig Wasser, Feuer, Luft durchdrang;
Noch jetzt seh ich in diesen späten Tagen,
Von heitrem Glauben ferne, deine Schwingen
Sich unter der Olympier Schatten wagen,
Mein eignes Aug' begeistert mich zum Singen.
So lass mich sein den Chor, ich sing die Klagen
Zu mitternächtigen Stunden;
Dir Stimme, Leier, dir des Weihrauchs Dunst,
Der aus geschwungnem Kessel quillt;
Dir Altar, Hain und dir Orakelkunst,
Prophetentraum, von bleichem Mund enthüllt! —

Ich will als Priester dir den Tempel bauen,
Im Innern meines Geistes ihn errichten,
Wo auf Gedanken Zweige Schmerzen tauen,
Und sie dir rauschen wie im Wind die Fichten:
Weit sollen diese dichtgedrängten Bäume

Befiedern steiler Berge wilde Klüfte;
Dort summen Ströme, Vögel, Bienen, Lüfte
Ein leises Lied in der Dryade Träume.
Und mitten in der stillen Einsamkeit
Sei dir ein lieblich Heiligtum geweiht,
Darum will Blumengitter ich ersinnen
Von Knospen, Glocken, Sternen ohne Namen,
Will Phantasie als Gärtnerin beginnen,
Wird sie bei neuen Blumen nie erlahmen.
Und alle sanfte Freude soll dir winken,
Die der Gedanke kann erfassen:
Ein Fenster offen nachts bei Fackelblinken,
Den warmen Eros einzulassen!

6. Ode an den Herbst.

I.

O Zeit des Nebels und der Fruchtbarkeit,
Der Erntesonne naher Busenfreund,
Mit der du Zwiesprach hältst, ob es wohl Zeit,
Dass an dem Dachfirst sich die Traube bräunt;
Dass unter Apfellast der Baum sich neigt,
Und bis zum Kern der Frucht die Reife dringt;
Dass Haselnüsse in den Schalen quellen;
Der Kürbis schwillt, die Knospe neu sich zeigt,
Die späte Blume noch den Bienen winkt,
Dass sie des Blühens fast kein Ende dünkt,
So überfüllt der Sommer ihre Zellen.

II.

Wer sah dich bei der Ernte nicht, du Reicher?
Doch wer dich draussen sucht, der mag wohl finden,
Dich sorglos sitzend auf gefülltem Speicher,
Das Haar umspielt von kosend weichen Winden;
Gern schläfst du auch auf halb gemähtem Feld,
Vom Duft des Mohns betäubt, es schon die Hand
Den nächsten Schwaden blütenreich durchwunden;
Und oftmals wie ein Ährenleser hält
Dein reich beladen Haupt am Bache stand;
Und bei der Kelter in Geduld gebannt,
Schaust du dem Sicken zu manch lange Stunden.

III.

Wohin, wohin sind alle Frühlingslieder?
Denk nicht an sie, hast du Musik ja auch! —
Der Tag verbleicht, von glühnden Wolken nieder
Trifft noch das Stoppelfeld ein rosiger Hauch;
Und klagend summt ein Chor von kleinen Mücken
In Weidenbüschen, an des Baches Rand,
Vom leichten Winde auf und ab gehoben;
Die Lämmer blöken laut vom Hügelrücken;
Das Heimchen singt; im lieblichen Diskant
Pfeift nun Rotkehlchen her vom Gartenland;
Und ziehender Schwalben Zwitschern klingt von oben.

VIII.

Verschiedene Gedichte.

1. Aus einem ersten Entwurf zum Endymion.

(„I stood tiptoe.“)

Was ist es, das die Dichter schaffen hiess,
Als die Natur, ihr lichtetes Paradies?
In einem Lied voll stiller Grösse sehn
Wir einer Bergesfichte sanftes Wehn;
Wird fest und sicher die Erzählung fliessen,
Ist's, als ob Weissdornhecken uns umschliessen.
Schwingt sie auf leichtem Fittich sich empor,
Scheint's, dass im Duft die Seele sich verlor,
Dass uns das Antlitz Rosentau umsprüht,
10 In diamantnen Vasen Lorbeer blüht;
Und Fliederbusch, Jasmin und blühnde Trauben,
Sie hängen lachend von den grünen Lauben;
Indes zu Füßen uns krystallne Wogen
Auf einmal allen Kummer fortgelogen:
Wir fühlen von der Welt uns aufgehoben
Und wandeln leicht auf krausen Wölkchen droben.
So fühlt er, der zuerst von Psyche sang,
Wie auf dem Wind ins Wunderreich sie drang,

Wie Psyche und wie Amor einst empfanden,
20 Da ihre Lippen sich zuerst verbanden,
Da Wange sie an Wange schmeichelnd drückten,
Und zitternd in des Andern Auge blickten:
Und Silberlampe, Flucht — und Einsamkeit,
Furchtbaren Donner — öde Dunkelheit,
Wie sie nach überwundnem Leiden flohn
Voll Dankbarkeit zu Jovis hohem Thron.
So fühlt er, der die Zweige bog zur Seite,
Dass sich uns öffnete des Waldes Weite,
Um Faune und Dryaden zu erspähn,
30 Wenn durch den Busch sie leise raschelnd gehn
Und Kränze sich aus wilden Blumen winden,
Den weissen Arm, den flüchtigen Fuss zu binden.
So kündet er von Syrinx uns und Pan,
Wie sie voll Schrecken floh bei seinem Nahn.
Ach Pan — ach Nymphe — wie er weint zu finden
Nichts als ein lieblich Seufzen in den Winden,
Am Schilfgestade halb vernommen, leise
In Einsamkeit nur eine süsse Weise!

Was war es, das zuerst den Sänger lehrte,
40 Wie sich Narziss im jungen Lenz verzehrte?
Auf froher Wandrung hatte er gefunden
Ein Plätzchen, das mit Zweigen rings umwunden,
Und mitten einen Teich, in reinrer Helle
Bespiegelt niemals sich in einer Welle
Der Himmel, der so klar und lieblich blaut,
Wo durch phantastisches Geäst er schaut.
Und eine sanfte zarte Blume fand
Er an dem einsamen verlassnen Strand,
Die ihre Schönheit auf den Spiegel neigte,

•

50 Der trauernd ihr geliebtes Bild ihr zeigte;
Vom leichten Zephyr unbewegt geblieben,
Scheint sie zu schwachen nur und nur zu lieben.
Und als des Dichters Auge darauf fällt,
Fühlt er, wie's plötzlich seinen Geist erhellt;
Nicht lang danach erzählte er die Sage
Von jung Narziss und Echos düsterer Klage.

Wo war er, dessen Haupt zuerst entsprungen
Das süsste der Lieder, das gesungen,
Das so erfrischend und so köstlich klang
60 Zu ewigem Lob und Dank
Des Wanderers im Mondlicht? Zu ihm dringen
Gestalten jener Welt, die himmlisch singen
In hoher Luft, wo sie auf Blumen wohnen,
Wo sie auf seidnen Ruhekissen thronen,
Wo voll die Sterne auf sie nieder glänzen.
Fürwahr! er brach durch alle Erdengrenzen,
Er drang in eine Wunderregion,
Dich suchend, göttlicher Endymion!

Er war ein Dichter und Verliebter auch,
70 Der hoch auf Latmos Gipfel stand, der Hauch
Der Myrte wehte sanft vom Thal nach oben,
Und feierliche leise Hymnen hoben
Zu Lunas Tempel sich, und Weihrauchduft
Stieg auf in ihre reine Sternenluft.
War auch ihr Antlitz klar wie Kinderblick,
Schaut lächelnd auf das Opfer sie zurück,
Der Dichter klagt ihr Los doch mitleidsvoll,
Dass solche Schönheit einsam bleiben soll,
Die goldnen Töne warb er sich als Lohn,
80 Und Cynthia gab er Endymion.

Königin der Luft, du lieblichste der Frauen
Von allem Glanz, den meine Augen schauen!
Wie alles du besiegst mit deinem Schein,
So alle Sagen diese Sage dein.
O dass drei süsse Worte mir gelingen,
Ein Wunder deiner Hochzeitsnacht zu singen!

2. Schlaf und Dichtung.

- Was ist noch sanfter als die Sommerluft?
Was lieblicher, als wenn beim Blumenduft
Der Falter einen Augenblick verweilt,
Von Blüte dann zu Blüte gaukelnd eilt?
Was ist noch stiller als der Rose Blühn,
Fern allen Menschen in des Eilands Grün?
Gesünder als das blätterreiche Thal?
Verborgner als das Nest der Nachtigall?
Noch reiner als Kordelias Angesicht?
- 10 An Träumen reicher, als das Lied sie spricht?
Was, als du — Schlaf! — Du schliessest unsre Lider
Und summt die Wiegenreime darauf nieder,
Du kreisest um die sanften Kissen linde,
Flichst Mohn und Trauerweiden uns als Binde,
Der Schönheit Flechten lösest du ihr still,
Lauschst froh, wenn dich der Morgen segnen will
Für all die Augen, die von dir belebt,
So strahlend schaun, wenn sich die Sonne hebt.
- 20 Doch was ist höher noch, weit über Träumen,
Frischer als Beeren von des Berges Bäumen?
Weit königlicher, sanfter, seltsam schön
Wie Schwanenflug und Adler ferner Höhn?
Was ist es? Womit soll ich es vergleichen?
Nichts anderes kann seinen Ruhm erreichen.

Ehrfurchtsvoll, heilig, süß ist es zu denken.
Thorheit und Weltlichkeit muss es versenken.
Oft wird es schrecklich, donnergleich sich künden
Wie Beben in der Erde tiefsten Gründen,
Und oft wird es wie sanftes Flüstern klingen
30 Von unergründlich wunderbaren Dingen,
Die um uns in den freien Lüften hauchen,
Dass spähend wir den Blick ins Leere tauchen,
Vielleicht zu schauen luftige Lichtgestalten,
Den schwachen Ton der Hymnen festzuhalten,
Den Lorbeer schwebend über uns zu sehn,
Der unsern Namen krönt, wenn wir vergehn.
Oft leiht es unsern Stimmen Glanz und Lust,
Und Freude! Freude! ruft's aus unsrer Brust;
Zum Schöpfer aller Dinge will es dringen,
40 Um dann in glühend Stammeln auszuklingen.

Wer einmal nur gesehn die Strahlensonne,
Die Wolkenschar, gefühlt des Busens Wonne
Bei seines Schöpfers Nahn, er wird erkennen,
Was ich gemeint. Er fühlt sein Wesen brennen;
Es wär Beleidigung für seinen Geist,
Zu nennen, was schon sein Verdienst ihm weist.

O Dichtkunst! dir sei dieser Kiel erkoren;
Noch bin ich Bürger nicht, nicht eingeboren
In deinem Himmel — Sollt ich lieber knien
50 Auf Bergesgipfel, bis mich rings umziehen
In glühendem Glanze deines Lichtes Kreise,
Ein Echo tönt von deiner Zunge Weise?
O Dichtkunst, dir hab ich den Kiel erkoren!
Noch bin ich Bürger nicht, nicht eingeboren

- In deinem Himmel. Auf mein heisses Flehen
Gieb klare Luft von deinen heiligen Höhen,
In Trunkenheit geschmeichelt von dem Hauche
Der Lorbeerblüten, bis ich sterbend tauche
In Wollust, und mein jugendlicher Geist
- 60 Mich zu Apollos Morgenstrahlen reisst
Wie frischen Opferduft; doch kann ich's tragen,
Dies Übermass des Glücks, so wird mir's sagen,
Wie ich Gesichte schau: die Schattenhecke
Soll mir Elysium sein; und ich entdecke
Ein ewig Buch; es giebt mir Stoff zu singen
Von Blatt und Blüte, Nymphen-Spiel und -Springen
In Wald und Quell, und von dem tiefen Schweigen,
Wenn auf des Mägdleins Schlaf sich Schatten neigen,
Und manchem Vers, der seltsam fremd erklingt,
- 70 Dass man erstaunt, woher er wohl entspringt.
Auch den Kamin umschweben Phantasieen,
Und Bilder feierlicher Schönheit ziehen
Vorüber mir. Ich wandre durch ihr Reich
In frohem Schweigen, dem Mäander gleich
Im stillen Thal, und find ich eine Stelle
Ehrfürchtiger Schatten, eine Zauberquelle,
Ein grün Gefild, bedeckt vom bunten Kleid
Der Blumen, von erhabner Lieblichkeit,
Schreib, was erlaubt, ich auf die Tafeln hin,
- 80 Was irgend ziemet unserm Menschensinn,
Und wie ein Riese stark will ich dann greifen
Nach Thaten dieser Welt. Mein Geist soll reifen
Bis stolz er an den Schultern sieht die Schwingen,
Unsterblichkeit mit ihnen zu erringen. —
Halt an! Erwäge! Nur ein Tag ist Leben,
Ein Tropfen Tau, gefahrnringt im Schweben

Vom Baumesgipfel; eines Inders Rast,
Wenn Montmorencys Abgrund voller Hast
Sein Boot zueilt. Warum so gramgetroffen?
90 Das Leben ist der Rosenknospe Hoffen;
Ein Lesen immer wechselnder Geschichten;
Leicht wie der Schleier einer Maid zu lichten;
Der Taube Tausel gleich im klaren Morgen;
Ein kecker Schulbub, der sich ohne Sorgen
Im Frühling lässt vom Ulmenzweige tragen.

Zehn Jahre nur, mich selbst zu überragen
In Poesie — dann sei die That vollbracht,
Die meine Seele sich als Ziel gedacht!
Dann wandre ich durch Lande, die mir winken
100 In weitem Ausblick, ewig will ich trinken
Aus reinem Quell. Zuerst in Floras Reich
Und Pans! Im Grase schlaf ich still und weich,
Nähr mich von Äpfeln und von roten Beeren;
Die Phantasie muss jede Lust gewähren:
Weissshändige Nymphen will im Wald ich fangen,
Stehl süsse Küsse von verschämten Wangen,
Spiel mit den Fingern, küss der Schultern Weisse,
Die leis erschauern, wenn ich sanft sie beisse,
Wie Lippen beissen. Dann will ich euch geben
110 Ein lieblich Märchen von der Menschen Leben:
Die eine lehrt die Taube, bis sie leis
Mir kühle Luft im Schlaf zu fächeln weiss,
Die andre beugt sich zu den zarten Füßen
Und lässt vom grünen Kleid ihr Haupt umfließen,
Schlingt sich mit neuer Anmut stets im Tanz,
Lacht zu den Bäumen und der Blumen Kranz.
Und eine andre will mich weiter locken

Durch Mandelblüten und durch Blumenglocken,
Bis schweigend wir in tiefen Blätterreichen
120 Verborgен angeschmiegt zween Perlen gleichen,
Die einer Muschel Schoss vereint getragen.

Kann solchen Freuden Lebewohl ich sagen?
Ich muss sie lassen um ein edler Leben,
Wo ich des Menschenherzens Angst und Streben
Erforschen kann. Denn sieh! Weithingetragen
Hoch über blauen Klippen einen Wagen!
Der Rosse Mähnen wehn, auf Windessausen
Schaut jetzt ihr Lenker mit erhabenem Grausen.
Es zittert auf dem weiten Wolkengrat
130 Der Hufe leichter Tritt. Mit hellem Rad
Steigt er hernieder in die kühlre Luft,
Umhüllt von silberfarbnem Sonnenduft.
Und nieder gleitet mit behendem Drehen,
Bis ich sie kann am Hügelhange sehen,
Zur Rast bei schwankem Halm sie kann gewahren.
Der Lenker spricht mit seltsamen Gebahren
Zu Baum und Berg. Geheimnisvoll enthüllen
Sich Bilder, die mit Furcht und Lust erfüllen,
Die über eine Schattendämmerung ziehen,
140 Von mächtigen Eichen eingehegt. Sie fliehen,
Als wollten sie die luftigen Töne jagen.
Sieh, wie sie murmelnd lächeln, lächelnd klagen.
Die gehn mit strengem Mund, erhobnen Händen,
Wenn andre ihr verhülltes Antlitz wenden.
Die einen ziehen lächelnd klar und blühend
Hin durch die Dämmerung, froh und jugendglühend,
Die einen schaun zurück, empor die andern.
Wohl tausend sind's, die so vorüber wandern

Auf tausend Weisen. Nun ein Mädchenkranz
150 In lockig weichem Haar bei frohem Tanz, —
Nun breite Schwingen. Ehrfurchtsvoll gespannt
Blickt so der Lenker vorwärts wie gebannt
Und scheint zu lauschen. Wüsst ich, was ihn treibt,
Was er so glühend voller Eile schreibt!

Fort ist die Vision. Zum Himmelslicht
Entfloh der Wagen; und statt dessen bricht
Nun doppelt stark herein die Wirklichkeit,
Und wie ein schmutzger Strom ist sie bereit
Zur Nichtigkeit die Seele mir zu lenken.
160 Doch gegen jeden Zweifel kämpf ich. Denken
Will ich hinfort an diesen hohen Wagen
Und seine Reise.

Giebt's in unsern Tagen
So wenig Männer nur, dass nicht mehr frei
Der Flug der Phantasie wie vormals sei?
Lenkt sie wie eh die stolzen Rosse nicht
Voll hoher Thatenlust zum Himmelslicht?
Hat sie uns alles, alles nicht enthüllt,
Vom hohen Äther zu der Knospe Bild,
Die still erblüht, von der Gedankenmacht
170 Auf Jovis stolzer Stirn zur Wiesenpracht
Im Frühlingsgrün? Auf dieser Insel ragte
Einst ihr Altar empor; und wer, wer wagte
Sich jenen Harmonieen zu vergleichen,
Dem glühenden Chor, der sich in jenen Reichen
Mit rauschendem Gesange mächtig trägt
Wie der Planet, der kreisend sich bewegt
Umher in ewig schwindelnd grauser Leere?
Man häufte damals auf die Musen Ehre,

Sie durfte keine andre Sorge quälen,
180 Als singend nur ihr wallend Haar zu strahlen.

Und das vergass man? Ja Apollo kehrte,
Als Narrheit, Barbarei den Abfall mehrte,
Voll Scham errötend sich von seinem Land.
Denn weise hiess allein, wer nichts verstand
Von seinem Glorienschein. Mit Kinderkräften
Sucht man sich an ein Schaukelpferd zu heften
Und nannt es Pegasus. Entnervte Memmen!
Noch bliess der Himmelssturm. Mit Wogenkämmen
Rollt noch der Ozean — ihr fühlte's nicht,
190 Den ewigen Busen wölbt das blaue Licht,
Noch sammelt kühlen Tau die Sommernacht
Zum prächtigen Morgenschmuck: Die Schönheit wacht!
Warum ihr nicht? Doch ihr wart abgestorben
Für das, was ihr nicht kanntet, — wart erworben
Für dumpfe Regeln, Satzung zugekehrt;
Und eine Schule ward von euch gelehrt
Von Thoren, die nur klügeln, basteln, schnitzen,
Bis wie beim Zauberstab von Jakobs Witzen
Der Reim sich paarte. Leicht war es gelungen:
200 Der Dichtkunst Kärner habt ihr nur gedungen,
Der Dichtung Maske trug man. Gottvergessen
Verhöhnte echte Dichter man vermessen,
Misskannte sie, und ging dann noch umher
Mit elenden Standarten, würdeleer,
Verziert mit manches Wahlspruchs losem Spiel:
Den Namen Boileau als höchstes Ziel.

Die ihr um unsre sonnigen Hügel schwebt!
Vor eurer hohen Majestät erbebt
Mein Herz; in Ehrfurcht fehlen mir die Worte,

- 210 Dass heilige Namen an unheiligem Orte
Vor diesem Volk ich nicht zu nennen wage.
Schreckt euch nicht ihre Schande? Freut die Klage
Der alten Themse euch? Drängt ihr vereint
Um Avons schöne Ufer nicht und weint,
Voll Trauer? Oder hattet ihr verlassen
Ein Land, wo nicht der Lorbeer mehr wollt passen?
Vielleicht auch bleibt ihr, euern Gruss zu bringen
Den wenigen Geistern, die mit stolzem Singen
Die Jugend ausgeströmt, um dann zu sterben.
- 220 So war's! Doch fort von dieser Zeit Verderben.
Nun ist es Frühling; ihr habt reichen Segen
Auf uns gehaucht; um unsre Schläfen legen
Sich frische Kränze. Süsse Laute hört
Man aller Orten nun; hier aufgestört
Aus ihres tiefen Sees krystallnem Haus
Durch eines Schwanes Schnabel, und heraus
Aus dichtem Farrn, von eines Thales Enge
Tönt eine Flöte. Schöne, wilde Sänge
Ziehn um die Erde; glücklich frohe Schar!
- 230 Das ist gewiss, doch seltsam tönt's fürwahr,
Wie Donnerrollen von des Sanges Warte;
Und wenn man Süsses auch mit Strengem paarte,
Und Majestät, so sind des Sanges Themen
Doch hässlich grob, gleich Dichter-Polyphemen
Die See aufwühlend. Unerschöpfte Quelle
Des Lichts ist Dichtkunst, Macht an höchster Stelle;
Gewalt, entschlummert halb auf ihrem Arm,
Ein Wimperzucken drängt um sie den Schwarm
Der tausend Diener, ihrem Dienste willig;
- 240 Und doch ist ihre Herrschaft mild und billig;

Denn Kraft allein, den Musen auch geweiht,
Ist gleich gefallnem Engel: Dunkelheit
Und wurzellose Bäume, Würmer, Gräber
Entzücken sie, sie nähren sich von Treber
Und Dornen nur. Der Dichtkunst Ziel auf Erden
Vergessen sie; sie soll uns Freundin werden,
Von Sorgen lösen, unser Sein erhöhen.

O Freude mir; denn eine Myrte, schön,
Wie Paphos sie nicht kennt, hebt süß ihr Haupt
250 Aus bittrem Kraut zum Lichte und umlaubt
Den stillen Ort mit immer frischem Grün,
Dass zarte Vöglein durch den Schatten fliehn,
In ihrem Schutz sich fröhlich flatternd haschen
Und singend an den Blütenkelchen naschen.
O lasst die Dornen von dem zarten Stamm,
Die hässlichen, uns streifen, dass das Lamm,
Das erst geboren wird, wenn wir entschwinden,
Darunter Blumenrasen nur mag finden.
O dass nichts Lärmenderes dort erschien
260 Als stille Liebende auf ihren Knien,
Unsanftes als der Blick nicht, der verträumt
Auf einem grad geschlossnen Buche säumt,
Unruhig mehr nichts als der Rasenhang
Inmitten Hügeln. Heil dir Hoffnung, Dank!
Wie sie's gewohnt, darf Phantasie nun streifen,
Durch lieblichste der Labyrinth schweifen;
Zum Dichterkönig wird man den erwählen,
Der einfach Herzempfundnes kann erzählen.
O reife das, eh sie ins Grab mich legen!

270 Ihr meint: ich spräche kühnlich und verwegen,
Ihr meint: ich hätte besser wohl gethan,

- Ich bürg mein Antlitz bei der Rache Nahn.
Ein Knabe sollte voller Ehrfurcht weichen,
Dass ihn die Donnerblitze nicht erreichen.
Muss ich mich bergen, nun so soll's allein
Im lichten Heiligtum der Dichtkunst sein,
Und fall ich, bette man mich unter Matten
Tief in dem Schweigen einer Pappel Schatten.
Und über mir sei sanft das Gras geschoren.
- 280 Ein freundlich Denkmal sei mir auserkoren. —
Fort, Kleinmut! Elend Gift, fort, fort von hinnen!
Dich kenne nicht, wer durstig, zu gewinnen
Ein hohes Ziel; er dürste jede Stunde.
Und reicht auch meine Armut nicht zum Grunde
Der tiefen Weisheit, kann ich nicht verstehen,
Wie wechselnd hier und dort die Winde wehen
In menschlicher Gedanken tiefsten Falten,
Und kann ich die Vernunft, ihr machtvoll Walten,
Das aus der Seele dunkel aufwärts steigt,
- 290 Nicht klar begreifen: dennoch vor mir zeigt
Sich ewig unverrückt nur ein Gedanken.
Von ihm schöpf ich die Freiheit ohne Wanken,
Der Dichtkunst Zweck und Ziel. Ja er ist klar
Wie alle Wahrheit, sicher, wie das Jahr
Vier Jahreszeiten hält, und weit zu sehen,
Gleichwie das grosse Kreuz von Domes Höhen
In weisse Wolken ragt. Ich wäre ja
Der tiefsten Stufe der Verderbtheit nah,
Ein Feigling zuckt die Wimper, frei zu sagen,
- 300 Was lange, lang schon die Gedanken wagen!
Weit lieber wollt ich übern Abgrund rennen,
Ein Tollkopf; mag die heisse Sonne brennen,
Bis sie versenge die dädalischen Schwingen,

Ich häuptlings stürze! — Halt! du mußt dich zwingen,
Zur Ruhe spricht Besonnenheit: Halt ein!
Ein Ozean, besät mit Inselreihn
Dehnt sich vor mir. Wie viele lange Tage,
Welch ein verzweifelt Mühn, wie harte Plage,
Eh ich die Weite forschend könnt durchziehn!
310 Was für ein Werk! Ich könnte auf den Knien
Fast widerrufen! — Nein, unmöglich nein!
Unmöglich!

Doch soll mir Erleichterung sein
Bescheiden Denken; und dies seltsam Singen
Sanft angefangen soll auch sanft verklingen.
Des Busens Aufruhr, fühl ich, legt sich nieder.
Ganz kehr ich zu der gütigen Hilfe wieder,
Die freundlich glättet unsern Pfad der Ehren:
Freundschaft und Brudersinn, die Gutes nähren,
Der Herzensgleichklang, der ein Lied uns schenkt,
320 Noch ehe unser Hirn daran nur denkt,
Das Schweigen, wenn der Reim sich uns gestaltet,
Der frohe Zuruf, wenn er sich entfaltet;
Denn sicher bringt die Botschaft schon der Morgen.
Vielleicht ist es gleich schön, ein Buch zu borgen,
Hervorzuholen vom Versteck, dem engen,
Beim nächsten Wiedersehn es zu umdrängen.
Kaum schreib ich fort, da lieblich holde Weisen
Durchs Zimmer wie gepaarte Tauben kreisen,
Des frohen Tages Glück mir wiederführend,
330 Da ich zuerst sie hörte, sanft und rührend.
Mit ihnen kommen vornehm stolze Wesen,
Geneigt auf Rosse, mutig und erlesen,
So sorglos leicht, und zarte Finger streicheln
Das duftige Lockenhaar mit sanftem Schmeicheln.

Es springt vom Wagen Bacchus keck und kühn,
Dass von dem Blick Ariadnes Wangen glühn.
Solch süsser Strom der Worte tönt mir wider,
Blick ich auf ein geöffnet Buch hernieder.

- Die Boten finden wir in diesen Dingen,
340 Die einen Zug von Friedensbildern bringen:
Ein Schwanennacken, der ins Schilf sich schmiegt,
Ein Hänfling, der durch Büsche raschelnd fliegt,
Ein Schmetterling, auf goldnen Flügeln schwebend
Und Rosenknospen, wie im Schmerz erbebend
Vor übergrosser Lust. Von manchem Bild
Ist noch mein reicher Vorrat angefüllt.
Nur eines fehlt, vergessen darf ich's nicht:
Du Schlaf, im Kranz von Mohn, verschwiegen, schlicht.
Sind diese Reime etwas nur gelungen,
350 So dank ich's dir zum Teil: Als schon verklungen
Der Freunde Stimmen, Schweigen alles deckt,
Begann ich auf mein Lager hingestreckt
Zu denken, was am Tag uns froh bewegt.
Ein Dichterhaus war's, das den Schlüssel trägt
Zum Freudentempel. An den Wänden hangen
Die Barden, die vor langen Zeiten sangen,
In stolzen Bildern. Heilige Büsten schauen
Sich lächelnd an. Heil ihm, der im Vertrauen
Der Zukunft seinen Ruhm anheimgegeben!
360 Auch sieht man Faun und Satyr leicht sich heben,
Um muntern Sprunges Äpfel zu erfassen
Hervor aus köstlich duftigen Weinlaubmassen.
Dort wird ein Heiligtum der Blick gewahr
Von Marmorstein; und eine Nymphenschar
Sieht man holdselig übern Rasen wallen,

- In deinem Himmel. Auf mein heisses Flehen
Gieb klare Luft von deinen heiligen Höhen,
In Trunkenheit geschmeichelt von dem Hauche
Der Lorbeerblüten, bis ich sterbend tauche
In Wollust, und mein jugendlicher Geist
60 Mich zu Apollos Morgenstrahlen reisst
Wie frischen Opferduft; doch kann ich's tragen,
Dies Übermass des Glücks, so wird mir's sagen,
Wie ich Gesichte schau: die Schattenhecke
Soll mir Elysium sein; und ich entdecke
Ein ewig Buch; es giebt mir Stoff zu singen
Von Blatt und Blüte, Nymphen-Spiel und -Springen
In Wald und Quell, und von dem tiefen Schweigen,
Wenn auf des Mägdleins Schlaf sich Schatten neigen,
Und manchem Vers, der seltsam fremd erklingt,
70 Dass man erstaunt, woher er wohl entspringt.
Auch den Kamin umschweben Phantasieen,
Und Bilder feierlicher Schönheit ziehen
Vorüber mir. Ich wandre durch ihr Reich
In frohem Schweigen, dem Mäander gleich
Im stillen Thal, und find ich eine Stelle
Ehrfürchtiger Schatten, eine Zauberquelle,
Ein grün Gefild, bedeckt vom bunten Kleid
Der Blumen, von erhabner Lieblichkeit,
Schreib, was erlaubt, ich auf die Tafeln hin,
80 Was irgend ziemet unserm Menschensinn,
Und wie ein Riese stark will ich dann greifen
Nach Thaten dieser Welt. Mein Geist soll reifen
Bis stolz er an den Schultern sieht die Schwingen,
Unsterblichkeit mit ihnen zu erringen. —
Halt an! Erwäge! Nur ein Tag ist Leben,
Ein Tropfen Tau, gefahrnringt im Schweben

Vom Baumesgipfel; eines Inders Rast,
Wenn Montmorencys Abgrund voller Hast
Sein Boot zueilt. Warum so gramgetroffen?
90 Das Leben ist der Rosenknospe Hoffen;
Ein Lesen immer wechselnder Geschichten;
Leicht wie der Schleier einer Maid zu lichten;
Der Taube Taumel gleich im klaren Morgen;
Ein kecker Schulbub, der sich ohne Sorgen
Im Frühling lässt vom Ulmenzweige tragen.

Zehn Jahre nur, mich selbst zu überragen
In Poesie — dann sei die That vollbracht,
Die meine Seele sich als Ziel gedacht!
Dann wandre ich durch Lande, die mir winken
100 In weitem Ausblick, ewig will ich trinken
Aus reinem Quell. Zuerst in Floras Reich
Und Pans! Im Grase schlaf ich still und weich,
Nähr mich von Äpfeln und von roten Beeren;
Die Phantasie muss jede Lust gewähren:
Weissshändige Nymphen will im Wald ich fangen,
Stehl süsse Küsse von verschämten Wangen,
Spiel mit den Fingern, küss der Schultern Weisse,
Die leis erschauern, wenn ich sanft sie beisse,
Wie Lippen beissen. Dann will ich euch geben
110 Ein lieblich Märchen von der Menschen Leben:
Die eine lehrt die Taube, bis sie leis
Mir kühle Luft im Schlaf zu fächeln weiss,
Die andre beugt sich zu den zarten Füßen
Und lässt vom grünen Kleid ihr Haupt umfliessen,
Schlingt sich mit neuer Anmut stets im Tanz,
Lacht zu den Bäumen und der Blumen Kranz.
Und eine andre will mich weiter locken

3. Epistel an Charles Cowden Clarke.

Du hast den Schwan mit stolzer Brust sich blähen,
Den eignen Schatten krönend wohl gesehen?
Er beugt den Nacken in die hellen Wogen
So still, als käm ein Strahl herabgezogen
Vom Sternenlicht; er gleitet leise nieder,
Dem Zephyr schmeichelnd, spannt er das Gefieder;
Dann kräuselt er des Sees leichte Welle
Und strebt zu haschen aus krystallner Helle
Die Wassertropfen, die wie Demant blinken,
10 Um dann vom weissen Flaum sie aufzutrinken.
Doch hält er sie nicht einen Augenblick
Zur Ruhe auf dem weichen Pfühl zurück,
Sie gleiten nieder, um sich frei zu sehn,
Wie Stunden in die Ewigkeit vergehn. —
Dem Vogel gleich verlier ich Zeit allein,
Wag ich mich in der Dichtkunst Strom hinein;
Mit leckem Boot, das Segeltuch zerrissen,
So steure ich langsam, ohne es zu wissen.
Wenn meine Finger auch das Wasser rafften,
20 Der zitternde Demant will nimmer haften.
Und hieraus sei, Freund Charles, von dir erkannt,
Warum ich keine Zeile dir gesandt.
Nie trat mein Denken klar und frei hervor
Und passte wenig für ein klassisch Ohr;

Es war mein Wein zu ärmlich doch an Duft
Für einen, dessen Gaumen an der Luft
Des Helikon sich labt, und wenig frommen
Kann's ihm zu öder Wüste nur zu kommen,
Ihm, der von Bajaes Ufern ausgespäht,
30 Wenn leicht der Wind durch Tassos Seiten weht,
Wenn von Armidas Hain zu sanften Klängen
Die Düfte sich von seltnen Blumen mengen,
Ihm nicht, der oft an Mallas Strom voll Lust
Geküsst die Mädchen mit schneeweisser Brust.
Ihm, der Belphebe an dem Bach erkannt,
Im Waldversteck Una die holde fand
Und Archimago auf sein Buch gebannt;
Dem alles Süsseste ward zum Gewinn,
Vom Wellenspiel zur Schönheitskönigin,
40 Vom Waldrevier der fröhlichen Titania
Zum blauen Heim der göttlichen Urania,
Und der gestreift auf grünem Waldespfad,
Mit ihm Libertas, dem man unrecht that,
Dem Meister des Gesprächs, der von dem Glanze
Apollon euch erzählt, vom Lorbeerkranze,
Von Rittern, die mit Prunk die Stadt durchziehn,
Von Frauen, die zu Lieb und Mitleid blühn;
Mit manchem Andern, das ich nie gekannt. —
So dachte ich, und Tag um Tag entschwand
50 Langsam und schnell, doch nicht mir abgewinnen
Konnt ich, mit stumpfem Kiel hier zu beginnen.
Noch würd' ich's jetzt, — doch kenn ich dich schon lang;
Du lehrtest mich zuerst die Kunst im Sang: .
Was gross und süß, was zierlich, frei und fein,
Was voller Pathos und was göttlich rein,
Die Laute Spensers, die so leicht hinfliehn,

- Wie Sommervögel über Seen ziehn,
Und Miltons Sturm, — mehr Miltons zarte Seiten,
Der Engel Waffen — Evas Lieblichkeiten.
- 60 Wer las mir das Sonett, das schwellend steigt
Zur Climax, und dann stolz sich wieder neigt?
Wer hat der Ode Hoheit mir erfasst,
Der Atlas gleich die Kraft wächst mit der Last?
Wer liess mich herzhafte Kosten von dem Witze
Des Epigramms, der scharfen Degenspitze?
Den Königsplatz dem Epos zuerkannt,
Das Welten, wie Saturnus Ring umspannt?
Du hast entschleierte Clios Angesicht;
Gezeigt des Patrioten ernste Pflicht;
- 70 Des Tell Geschoss, des grossen Alfred Macht,
Und Brutus Hand, die Rachewerk vollbracht
An dem Tyrannen. Hätt ich nichts gesehn
Von deiner Güte, wie wär mir geschehn?
Was hätte ich von Jugendglück genossen,
Blieb, was mir lebenswert erscheint, verschlossen?
Und kann ich diesen Segen je vergessen?
Kann ich die Freundesschuld jemals ermessen?
Nein, nein. — Könnt dir dies Reimen Lust erwecken,
Würd ich mich doppelt froh im Grase strecken:
- 80 Lang ist die Hoffnung in mir wach gewesen.
Du würdest meinen rauhen Vers einst lesen
Und nicht verloren schienen dir die Stunden,
O wär es, welchen Lohn hätt ich gefunden!
Seit Wochen seh ich nicht der Türme Bild
Sich in der Themse spiegeln: — mich erfüllt'
Ein heisser Wunsch im ersten Dämmerchein,
Der Sonne Strahl zu sehn, wie über Hain
Und Welle schlank sich Morgenschatten neigen

Und kürzer werdend uns die Stunden zeigen;
90 Die freie Luft der Berge wollt ich fühlen,
In ihrer feuchten Frische mich zu kühlen,
Im Licht zu schaun des Kornes goldne Wogen,
Wie Cynthia durch die Sommernacht gezogen,
Durch schwarz und weisse Wölkchen spähend blickt,
Als hätte sie ihr Lager sich geschmückt
Mit Bohnenblüten, droben frisch gepflückt.
Kaum durft ich in die Freuden mich versenken,
Begann ich Reim und Rhythmus auszudenken.
Die Luft, die mich umfloss, schien mir zu sagen:
100 „Schreib! Bessres kommt dir nicht in vielen Tagen.“
Ich that's, und habe manchen Vers gemacht.
Ich habe nicht zu hoch davon gedacht,
Doch meine Hand war warm, ich liess mich treiben,
Vertrauend dem Gefühl, den Brief zu schreiben.
Solch ein Versuch verlangt Inspiration
Besondrer Gattung: der Vollendung Ton,
Hätt' ich ihn, sollten meine Verse klingen,
Dass sie zur allertiefsten Seele dringen:
Doch lange, lange Tage sind verflossen,
110 Seit Mozart göttlich schwelgend ich genossen,
Seit süß mir Arne, Händel stolz erklungen,
Und Erins trüber Sang mein Herz durchdrungen.
Wie oftmals sassest lang du vor den Tasten,
Wo jeder Stimmung reiche Töne passten.
Oft streiften wir durch schattige Gehege,
Zum offenen Plane führten unsre Wege,
Versenkt in ein Gespräch, das niemals stockte,
Nicht, wenn der Abend zu den Büchern lockte,
Das selbst beim Mahle nicht sein Ende fand.
120 Und nicht, nahm zögernd ich den Hut zur Hand,

Nicht, bis ich herzlich deine Hand umschlang
Halbwegs von unserm Heim! — Im Ohre klang
Dein lieber Laut mir noch, drang auch nicht mehr
Vom Kies der Schall der Schritte knirschend her.
Bald war er fort, bald hört ich neu ihn kommen,
Wenn statt des Rasen du den Pfad genommen.
In solchen stillen Stunden wünscht ich viel
Der Freuden dir zur Lust. — „Des Lebens Spiel“,
So sprach ich, „möge immer hold ihm sein;
130 Unmöglich ist's, ihm schafft es nimmer Pein.“
Nun kommen die Gedanken neu voll Macht,
Ich drücke dir die Hand, — Freund, gute Nacht!

(September 1816.)

4. Sag an, was treibst du, o Devon Maid?

Sag an, was treibst du, o Devon Maid?
Was magst du im Korbe verdecken?
Du bildsaubre Dirn,
So frisch wie der Firn
Deine Milch, die würde mir schmecken!

Ich lieb eure Wiesen, ich lieb eure Blumen,
Euren Schmaren, den finde ich göttlich.
Doch im Stüblein drinnen
Da lieb ich das Minnen,
O schau mich nicht an gar so spöttlich!

Ich lieb eure Hügel und eure Thäler,
Das Blöken und Springen der Herden,
Mehr — bei dir zu liegen,
Ins Gras mich zu schmiegen,
Dass eins die Herzen uns werden!

Ich stell deinen Korb in ein sichres Versteck
Und häng deinen Shawl an die Weide,
Dann wollen wir kosen
Bei Masslieb und Rosen
Und küssen auf grünender Heide!

5. Husch! husch! tritt sacht, meine Isabel!

Husch! husch! tritt sacht, meine Isabel!

Im Hause schläft alles, doch jegliches spürt
Der Kahlkopf, der eifersüchtige Gesell,
Hast du ihm die Mütze auch auswattiert. —
Denn sind deine Füße auch leichter als Feen,
Die auf schäumendem Bächlein zum Tanze gehn, —
Husch, husch, mein Liebchen, dass niemand uns stört,
Weil ein Nichts und noch weniger die Eifersucht hört.

Kein Blättchen zittert, kein Bächlein rauscht,
Schlaftrunken blicket die Nacht und verstummt
Und vergisst ihre Sorgen alle und lauscht,
Wie der Käfer ihr leise ein Schlummerlied summt.
Und der Mond, sei er spröde nun, sei er galant,
Er hat sich versteckt, der Schlaue, er fand,
Ich brauche kein Licht, keine Fackel zur Stund,
Als Isabels Aug', ihren blühenden Mund.

Nun öffne den Riegel! husch, leise, mein Lieb!
Weh uns, giebt das Schloss einen Laut nur von fern!
So ist's gut! — doch nun Lippe und Lager mir gieb;
Es schlafe der Alte, uns winke ein Stern!
Es träum' unsre Liebe die Knospe zur Nacht,
Bis erblühend am Morgen die Rose erwacht,
Es brüte die Taube und girre bis früh,
Wenn ich Isabel küsse zu der Melodie.

6. An —

Denk nicht dran, o Süsse, nein,
Lass nicht Thränen rollen.
Seufzen darfst du — dann mag's sein,
Wo die Lüfte wollen.

Schau nicht, Lieb, mit trübem Sinn,
Trüb und schmerzverloren,
Eine Thräne — fahre hin,
Was zum Tod geboren.

Noch so bleich? Dann weine nur,
Wein', ich zähl die Zähren,
Jede soll als Glückes Spur
Dir für Jahre währen.

Heller strahlt dein Angesicht
Als die sonnige Quelle,
Flüstert deine Stimme nicht
Sanfter als die Welle?

Doch — da um das Glück, das flieht,
Alle trauern müssen;
Sei's! Doch unser Trauerlied
Sei ein Lied von Küssen.

Stenzen.

7. In nächtigen Winterstunden.**I.**

In nächtigen Winterstunden,
O du glückseliger Baum,
Ist deinem Zweig entschwunden
Sein grüner Sommertraum:
Ihn kann kein Sturm zerstören,
Lässt sausend er sich hören;
Kein Reif kann ihm verwehren,
Dass er im Frühling blüht.

II.

In nächtigen Winterstunden,
O du glückseliger Quell,
Da ist dir ganz entschwunden
Wie Helios Blick so hell.
Umfangen süß in Träumen
Wagt dein krystallnes Schäumen
Sich niemals aufzubäumen
Solang der Frost nicht schied.

III.

Ach wem es auch so würde,
Ihr Bursch und Mägdelein!
Doch wer trüg nicht die Bürde
Verlorner Lust mit Pein?
Nicht stumpf genug zum Missen,
Den Wechsel sehn, und wissen:
Nie heilt, was je zerrissen,
Das klagt noch nie ein Lied!

8. O schlafe noch ein Weilchen, weisse Perle!

O schlafe noch ein Weilchen, weisse Perle!
Und lass mich knien hier und zu dir beten,
Lass mich des Himmels Segen auf dich rufen
Und lass mich atmen die glückselige Luft,
Die dich berührt und die dich ganz umhüllt;
Nimm das Gelübde deines Sklaven hin,
Anbetung nimm —, nimm meine grosse Liebe!

9. Die Taube.¹⁾

Ich hatt eine Taube — mein Täubchen ist tot;
Aus Kummer ist's hingeschwunden:
Was konnt es bekümmern? Ums Füßchen rot
Hatt ich einen Faden gebunden.
Ihr Füßchen klein, wie konntet ihr sterben?
Warum, mein Vögelchen, musst du verderben?
Du lebstest im Walde so ganz allein,
Wie wolltest du Liebbling! nicht bei mir sein?
Bald küsste ich dich, streut Futter dir bald,
Warum lebstest du nicht so froh wie im Wald?

¹⁾ „Zu einer Melodie, die ich hörte.“

10. La belle Dame sans Mercy.

Was fehlt dir, armer blasser Wicht,
Du zauderst einsam, scheinst verirrt?
Das Schilfrohr welkte längst am See,
Kein Vogel girrt.

Was fehlt dir, armer blasser Wicht,
So hager und so wehverstört?
Eichkätzchens Speicher ist gefüllt,
Das Feld geleert.

Ich seh die Lilie auf der Stirn
Von Angst und Fiebertau so feucht.
Die blasse Rose deiner Wang,
Auch sie verbleicht. —

„Ich traf ein Weib auf dieser Au,
So wunderschön, ein Feenbild,
Ihr Haar war lang, ihr Fuss war leicht,
Ihr Auge wild.

„Ich setzte sanft sie auf mein Ross,
Sah sie nur, bis die Sonne schied;
Am Wege lehnte sie und sang
Ein Feenlied.

„Mit Blumen kränzte ich ihr Haupt,
Die Arme und den Leib so hehr,
Sie sah mich an, als liebte sie,
Und seufzte schwer.“

Sie suchte Wurzeln, Honigseim
Und süssen Mannatau für mich;
Und seltsam klang es, wie sie sprach:
Treu lieb ich dich.

Zur Elfengrotte zog sie mich
Und sah mich an und seufzte tief.
Da küsst ich ihr die Augen zu, —
Lang, bis sie schlief.

Da lagen wir auf weichem Moos,
Da träumte ich — weh, welchen Traum?
Den letzten, den ich je geträumt
Am Hügelsaum:

Es zogen Krieger totenbleich
Und blasse Könige heran;
Sie schrien: „La belle Dame sans Mercy
Hält dich im Bann!“

Im Zwielight sah die Lippen ich
Sich warnend öffnen, schaurig bang.
Da wacht ich auf und fand mich hier
Am kalten Hang.

Und darum bin ich hier so bleich,
Und zaudre einsam und verirrt,
Wenn auch am See das Schilf verwelkt,
Kein Vogel girrt!



IX.

Sonette.

1. An die Einsamkeit.

O Einsamkeit, muss ich mich dir gesellen,
Soll es kein Haufe düstrer Häuser sein,
Der uns umwirrt. Nein, auf zum schroffen Stein!
Will ich zur Warte der Natur mich stellen!
Wo Thal und Blumenhang und Stromeswellen
Spannlang erscheint, da will ich dir mich weihn
Im Blätterdach, wo schnellen Sprungs im Hain
Das Wild die Biene scheucht aus Blumenzellen!
Doch möchte ich auch gern so mit dir ziehn,
So ist Verkehr mit einem hohen Geist,
Wenn jedes Wort ein edel Denken weist,
Mir doch des Herzens Lust; und immer schien,
Dass man mit Recht als höchstes Glück es preist,
Wenn zwei verwandte Geister zu dir fliehn.

2. Meinen Brüdern.

Geschäftige Flämmchen spielen auf den Kohlen,
Ihr schwaches Knistern schleicht auf unser Schweigen,
Hausgöttern wispert's gleich, wie uns zu zeigen,
Dass ihnen Bruderseelen anempfohlen.
Undforsch nach Reimen ich bis zu den Polen,
Scheint euren Blicken, die im Traum sich neigen,
Beredt und tief die Kunde aufzusteigen,
Aus der wir abendlichen Trost uns holen.
Heut, Tom, ist dein Geburtstag, und mich freut,
Dass er so sanft, so ruhig durft' verfließen;
Oft sei der Abend flüsternd uns erneut,
Wo wir der Welt wahrhaftige Lust geniessen;
Bis unserm Geist der grosse Ruf gebent,
Ihr schönes Antlitz niemals mehr zu grüssen.

3. Wer allzu lang in Städte eingeschlossen.

Wer allzu lang in Städte eingeschlossen,
Der schaut mit Lust ins Himmelsangesicht,
Bis ein Gebet zum lächelnd frohen Licht
Des blauen Firmaments emporgeflossen.
Der hat kein volles, heitres Glück genossen,
Wer in dem dichten Gras ermüdet nicht
Sich niederlässt und liest dann ein Gedicht,
In das sich Lieb und Sehnsucht sanft ergossen.
Und abends bei der Heimkehr klingt im Ohr
Das Lied der Philomele ihm, er schaut
Zum Lauf der klaren Wölkchen still empor,
Und klagt, dass ihm so schnell der Tag vergraut,
Wie eine Engelsthräne sich verlor,
Die durch den klaren, stillen Äther taut.

4. Auf Chapmans Homer.

Durch manches goldne Reich bin ich gedrungen,
Und stolze Staaten wurden mir zum Ziel,
Um viele Inseln wagte sich mein Kiel,
Wo Barden, stets Apollo treu, gesungen.
Doch war mir nie das Land zu sehn gelungen,
Das in Homers, des ernsten, Herrschaft fiel,
Nie atmet' ich der reinen Lüfte Spiel,
Eh Chapmans kühne Sprache mir erklungen.
Da fühlt' ich wie der Forscher auf der Warte,
Schwimmt in den Horizont ein neuer Stern,
Wie Cortez, da sein Adlerauge fern
Zum stillen Ozean blickt, die Mannschaft harrete
In wildes Schweigen staunend tief versenkt
Auf Dariens Felsenhöhen dicht gedrängt.

5. Die Grille und das Heimchen.

Der Erde Poesie wird nimmer schweigen.
Denn bergen sich die Vögel in der Kühle
Vor Sonnenglut, so hört man durch die Schwüle
Aus duftigen Matten eine Stimme steigen.
Das ist die Grille, und sie führt den Reigen
Der Sommerlust, und nie kommt sie zum Ziele
Mit ihren Freuden; ist sie matt vom Spiele,
Wird ihr der Halm zu süßrer Rast sich neigen.
Die Poesie der Erde endet nimmer.
Am langen Winterabend, wenn gefroren,
Zu schweigen alles scheint, tönt Heimchens Sang
Vom Herde her und wächst im warmen Schimmer:
Er scheint für ihn, der halb im Schlaf verloren
Der Grille Stimme von dem Rasenhang.

6. An Spenser.

Spenser, tief von Bewunderung durchdrungen
Hat mir ein Wanderer deiner Waldesgründe
Jüngst das Versprechen für dich abgerungen,
Dass ich ein Lied, das dir gefiel, erfinde.
Unmöglich, Feendichter, will sich's zeigen
Für den Bewohner dieser Wintererde,
Mit goldnem Kiel gleich Phöbus aufzusteigen
Auf Feuerschwingen, dass es Morgen werde.
Unmöglich ist's, der Mühsal zu entfliehn
Und plötzlich deinen Geist hier zu empfangen.
Vom Boden muss die Blume Nahrung ziehn,
Eh sie entfaltet ihrer Blüte Prangen.
Sei du mit mir nur in den Sommertagen,
Zur Ehre dir, zur Lust ihm will ich's wagen.

7. Fürcht ich, dass frühem Tod mein Sein verfällt.

Fürcht ich, dass frühem Tod mein Sein verfällt,
Eh noch des Geistes Frucht die Feder fasst,
Der Bücher Reihe meine Schrift enthält
Wie voller Speicher reicher Ernte Last;
Schau ich der Nacht ins Sternenangesicht,
Seh hoher Lieder Sinnbild, Wolkenstreifen,
Und denk: ich muss vergehen und kann nicht
Mit Glückes-Zauberhand die Schatten greifen;
Und fühl ich, holdes Wesen einer Stunde,
Dass ich dich niemals, niemals wiedersehe,
Nie an der Liebe Feenmacht gesunde,
Der rückhaltlosen; — einsam sinnend stehe
Ich an dem Ufer dann der weiten Welt,
Bis Ruhm und Liebe mir in Nichts zerfällt.

8. An Homer.

Unwissend ganz muss ich beiseite lehnen,
Hör ich von dir und hör von den Cykladen,
Wie einer an der Küste sich mag sehnen,
Im tiefen Meer mit dem Delphin zu baden.
Wohl, du bist blind, jedoch der Schleier reisst,
Denn Zeus enthüllt den Himmel dir zum Leben,
Die Biene summt für dich, wie Pan sie heisst,
Neptunus will sein schäumend Zelt dir geben.
Dir ist ein Licht am finstern Strand erwacht,
Abgründe sind mit frischem Grün bedeckt,
Ein Morgen knospt aus dunkler Mitternacht.
Dreifach Gesicht solch scharfe Blindheit weckt:
Zu schauen ward dir mit Dianas Sinn,
Der Höllen-, Erd- und Himmelskönigin.

9. Die Amsel singt:

„Der du im Antlitz fühltest Wintersturm,
Schneewolken sahst im Nebel niederhangen,
Und dunkle Ulmen unter kalten Sternen,
Dir wird der Lenz zu einer Erntezeit!
O du, für den das einzige Buch das Licht
Des tiefsten Dunkels war, von dem du zehrtest,
Wenn Phöbus dich verlassen, Nacht auf Nacht,
Dir wird der Lenz dreifacher Morgen sein!
O strebe nicht nach Wissen, ich hab keins,
Und doch kommt mit der Wärme der Gesang;
O strebe nicht nach Wissen, ich hab keins,
Doch lauscht der Abend mir. Wen Müssiggang
Nur traurig macht, der kann nicht müssig sein;
Doch der ist wach, der sich im Schlafe dünkt.“

10. Widmung an Leigh Hunt.

Wie schwanden Glanz und Schönheit unsern Blicken!
Denn wandern wir hinaus im Morgenschein,
So steigt kein Weihrauch kräuselnd mehr vom Hain,
Um seinen Gruss dem frohen Tag zu schicken;
Und keine jungen, muntern Nymphen pflücken
In Weidenkörben Ähren, die sie weihn,
Und Rosen, Veilchen, Nelken, um im Mai'n
Der Flora Heiligtum damit zu schmücken.
Doch blieben Freuden uns so hoch wie diese.
Ich danke meinem Schicksal für den Segen,
Dass ich zu einer Zeit, wo Baum und Wiese
Pan lang verlassen, frei in mir darf hegen
Die süsse Wonne, dass die armen Gaben
Doch einem Mann wie dir gefallen haben.

11. An Ailsa Rock.

Horch, Meerespyramide, lass dich wecken!
Gieb Antwort mit dem Schrei der Mövenbrut!
Wann war's, als deine Schultern hüllt die Flut,
Dich vor dem Sonnenlichte zu verstecken?
Wann hiess die höchste Macht vom Traum dich schrecken,
Dass nun dein Haupt im luftigen Schläfe ruht,
Im Schoss des Donners, wo bald Sonnenglut,
Bald kalte, graue Wolken dich bedecken?
Du giebst nicht Antwort, du schläfst todestief;
Dein Leben sind zwei tote Ewigkeiten:
Jetzt schläft's in Luft, wie einst es unten schlief,
Einst mit dem Wal, dem Adler jetzt zu streiten.
Du lagst versenkt, da rief der Erde Beben,
So durftest du den Riesenleib erheben.

12. Auf dem Gipfel des Ben Nevis.

Lies eine Predigt, Muse, mir, sprich laut!
Von Nevis Haupt, vom Nebel rings geblendet,
Schau ich zum Abgrund, wo es dampfend braut,
— Ein Leichentuch, das ihn verbirgt! So endet,
Was von dem Hölleereich die Menschen kennen.
Ich schau empor: auch düstre Nebel hier;
So viel vom Himmel weiss der Mensch zu nennen.
Und Nebel vor mir, Nebel neben mir, —
Mehr sieht er selbst vom eignen Wesen nicht!
Hier diese Felsensteine mir zu Füßen, —
So viel weiss ich, dass ich armseliger Wicht
Auf diese trete, — was die Augen grüssen,
Ist Nebel, Fels; und nicht nur hier die Schranken,
Nein, auch im Reich der Geister und Gedanken!

13. Warum lacht ich heut Nacht?

Warum lacht ich heut Nacht? Will niemand sprechen,
Giebt mir kein Gott, kein Dämon Antwort hier?
— Nicht Höll und Himmel will das Schweigen brechen,
So wend ich mich, mein Menschenherz, zu dir.
Herz, wir sind beide traurig und allein.
Sag, warum lachte ich? O stete Klagen,
O Dunkel, Dunkel, bittre Todespein!
Herz, Himmel, Hölle muss umsonst ich fragen.
Warum lacht ich? Des Daseins kurze Pracht
Dehnt meine Phantasie zu höchstem Glücke.
Fürwahr! Doch stürb ich gern in dieser Nacht,
Zerrisse gern dies Prunkpanier in Stücke.
Vers, Ruhm und Schönheit sind voll Kraft — ich weiss.
Der Tod ist stärker, er, des Lebens Preis.

14. Wie Hermes sich auf seinen Fittich schwang.

Wie Hermes sich auf seinen Fittich schwang,
Als Argus eingelullt in Schlummer fiel,
So hat mein müßiger Geist bei Flötenklang
Entzückt, erobert und geraubt im Spiel
Die hundert Augen dieser Drachenwelt.
So schwang auch er sich, als sie schlief, empor:
Nicht zu des Ida schneeig weissem Feld,
Zu Tempe nicht, das trauernd Zeus erkor,
Nein, zu dem zweiten dunklen Höllenkreis,
Wo in dem Hagel, Wirbelwind und Nass
Ein jeder von der Not der Liebe weiss.
Blass sind die Lippen, die ich sah, und blass,
Die ich geküsst, und lieblich die Gestalt,
Mit der ich trieb in düstern Sturms Gewalt.

15. An Fanny.

Es ging der Tag und mit ihm alles Schöne!
Die süsse Stimme, Lippe, Brust und Hand,
Der warme Atem, holde Flüstertöne,
Der Glanz des Auges, der Gestalt entschwand.
Dahin der Blumen junge Knospenfülle,
Dahin der Schönheit Strahl aus meinem Blick,
Dahin aus meinem Arm der Schönheit Hülle,
Das Paradies, die Wärme, Glanz und Glück!
Unzeitig hat der Abend es verschlossen;
Nun webt der Feiertag — nein, Feiernacht,
Vom Vorhang duftiger Liebe leicht umflossen,
Das Dunkel für die Lust, die heimlich wacht;
Ich aber las der Liebe Buch am Tage,
Dass ich nun schlafe, bete und entsage.

16. An Fanny.

Um Gnade schrei ich, Mitleid, Liebe, Liebe!
Um gnadenvolle Liebe, die nicht quält,
Arglose, unbeirrte, ganze Liebe,
Um reine, fleckenlose, die nichts hehlt.
Sei ganz mein eigen; alles, alles mein:
Gestalt und Schönheit, süsse Liebeslust,
Der Kuss, die Hand, des Auges Götterschein,
Die warme, weiche, blendend weisse Brust!
Dich selbst und deine Seele gieb aus Gnade.
Ich sterbe, hältst du ein Atom zurück!
Und lebe ich, verliert des Lebens Pfade
In tragem Nebel, düsterem Geschick
Dein armer Sklav, dass sich sein Geist verirrt
Zu schaler Kost, und blind sein Streben wird.

17. Glanzvoller Stern! wär ich so stet wie du.

Glanzvoller Stern! wär ich so stet wie du,
Nicht hing ich nachts in einsam stolzer Pracht!
Schaut nicht mit ewigem Blick beiseite zu,
Einsiedler der Natur, auf hoher Wacht
Beim Priesterwerk der Reinigung, das die See,
Die wogende, vollbringt am Meeresstrand;
Noch starrt ich auf die Maske, die der Schnee
Sanft fallend frisch um Berg und Moore band.
Nein, doch unwandelbar und unentwegt
Möcht ruhn ich an der Liebsten weicher Brust,
Zu fühlen, wie es wogend dort sich regt,
Zu wachen ewig in unruhiger Lust,
Zu lauschen auf des Atems sanftes Wehen —
So ewig leben — sonst im Tod vergehen!



—
Friedrich Gröber, Leipzig.
—

MAX NIEMEYER, Verlagsbuchhandlung, HALLE A. S.

Goethe im Sturm und Drang.

Erster Band.

Von

Richard Weissenfels.

1894. 8. M 10,00.

Goethe als Pädagog

von

A. Langguth.

1887. kl. 8. geh. M 4,00, geb. M 5,00.

Goethes Pädagogik

historisch kritisch dargestellt

von

A. Langguth.

1887. kl. 8. M 6,00. geb. M 7,50.

Goethe

als pädagogischer Schriftsteller

und seine Stellung in den Erziehungs- und Unterrichtsfragen
der Gegenwart

von

A. Langguth.

1888. kl. 8. M 0,80.

Schillers Leben

der reiferen Jugend erzählt

von

S. Peter.

Mit 12 Abbildungen.

1895. kl. 8. geh. M 1,80. geb. M 2,40.

Wilhelm von Humboldt

Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi.

Herausgegeben und erläutert

von

Albert Leitzmann.

1892. 8. M 3,00.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.





This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

~~DUE OCT -4 '49~~

~~DUE DEC -1 '49~~

DUE SEP 28 '49
CANCELLED
1929 917

18432.30.15

John Keats:

Widener Library

003022327



3 2044 086 789 617